Die
Vernünftige
Sittenlehre
in
Briefen
an ein Frauenzimmer
von
Johann Friedrich Scholz,
der W. W. D.

Halle und Helmstädt,
Verlegt von Carl Hermann Hemmerde.
1756

Staatsa
Bibliothek
Bamberg

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen,

F R A U E R

Philippinen Charlotten,

vermählten

Herzogin von Braunschweig und Lüneburg,

gebohrnen Prinzessin aus dem Königlichen Hausse Preussen,

Marggräfin zu Brandenburg ꝛc.

Meiner Gnädigsten Herzogin und Frauen.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Fürstin und Frau!

Ew. Königlichen Hoheit lege in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegenwärtige geringe Sammlung von Briefen zu Höchst Deroselben Füssen nieder. Eine Kühnheit, die nur einzig und allein Ew. Königl. Hoheit allerhöchste Gnade gegen die schönen Wissenschaften, und die Liebe zur Tugend entschuldigen kan. Die Tugend, die verehrungswürdigste Beherscherin

menschlicher Herzen, verdienet es, daß man sich auf alle Art bemühe, ihr Unterthanen und Anhänger zu verschaffen, und ihren Reiz der Welt darzustellen. Eben dieser Endzwek, Durchlauchtigste Herzogin! ist es, der mich bewogen, gegenwärtige geringe Briefe an ein Frauenzimmer, in denen ein Teil der der Sittenlehre abgehandelt worden, zu verfertigen, und der Tugend zum Opfer zu bringen. Meine äusserste Sorge ist diese gewesen, die Lehren derselben in einer sanften Schreibart vorzutragen, weil die Tugend selbst niemals störrisch gebietet, sondern nur bittend befiehlet, und durch Befehle reizet. Ew. Königl. Hoheit geruhen also gnädigst

digst zu erlauben, daß diese Sitten-
lehre sich zu Höchst Deroselben
Hochfürstlichen Trone, dem glän-
zendsten Sitze der Tugend, nahen,
und sich als ein geweihtes Opfer
darbieten dürfe. Sie wird eben
dadurch ein desto grösseres Ansehen
erhalten, wenn Höchst Dieselben
sie eines gnädigsten Blikes zu wür-
digen, die Fürstliche Huld und Gna-
de haben. Dis Glük werde ich in
tiefster Unterthänigkeit als das
höchste schäzen, und mein Herz
wird für Begierde und Eifer lo-
dern, den grossen Gott für Ew.
Königl. Hoheit höchstes Woler-
gehen, und fürstlich erhabenste
Glükseeligkeit inbrünstig anzufle-
hen. Je grösser Ew. Königl.

Hoheit Gnade zum Schuz der Tugend, und ie verehrungswürdiger Höchst Deroselben fürstliche Huld gegen die schönen Wissenschaften ist; desto stärker wird die Hoffnung, eine höchste Verzeihung zu erlangen, Ew. Königl. Hoheit Durchlauchtigsten Namen diesen Blättern vorgesezt zu haben, mit welcher sich in tiefster Devotion schmeichelt

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Fürstin und Frau,
Ew. Königl. Hoheit

Helmstädt,
den 5 April, 1756.

unterthänigster Knecht,
Johann Friedrich Scholz.

Geneigte Leser!

Meine ergebenste Zuschrift an Sie mus dieienige seyn, welche die erste Stelle in dieser Samlung einnimt. Ich erküne mich, Ihnen eine Menge von Briefen zu übergeben, in welchen die vernünftige Sittenlehre vorgetragen wird, und von diesem Unternehmen mus ich bei Ihnen die gehörige Rechenschaft ablegen. Ich habe das Glük in einem Jarhunderte geboren zu seyn, in dem es die vornemste Pflicht der Schriftsteller ist, zu nüzen, und zu ergözen. Nichts gehet mir näher, als

eines Glükes unwürdig zu seyn, das ich geniesse, und um diesen Verdrus zu vermeiden bin ich auf die Gedanken geraten, ein System der vernünftigen Moral in Briefen abzufassen. Allein kan ich würklich auf die Art meinen Endzwek erreichen? Kan ich würklich iene grosse Pflicht durch meine Bemühung erfüllen? Dis Geneigte Leser! sind Fragen, die Sie an mich zu thun das grösseste Recht haben, und die ich Ihnen zu beantworten allerdings schuldig bin. Geben Sie mir nur das zu, was die Erfarung beweiset, und was ich ihr izt abborgen wil. Die Moral nüzt, und ergözt für sich, aber sie nüzt und ergözt noch mehr, wenn sie in Briefen vorgetragen wird, die an ein Frauenzimmer gerichtet sind. Solten Sie mir das wol zuglauben? Solten Sie wol nicht denken, daß es vielleicht ein Einfal eines Weltweisen sei, der aus seiner Meditation erwache, und gegen das schöne Geschlecht, ich weis nicht warum, einmal gefällig seyn wolle? Nein! Meine schöne Leserinnen! es ist kein blos gefälliger

fälliger Einfal; er hat allerdings seine richtigen Gründe. Eine Moral zu schreiben ist nicht allemal ein Entschlus, der sich auf das Vorurteil steiffet, daß das ganze menschliche Geschlecht durchaus lasterhaft sei, und der zu seiner eigentlichen Absicht die Bekehrung der Menschen hat. Ich würde dis aus Eitelkeit schreiben heissen, und ich würde sagen, daß man auf die Art den Nuzen der Moral auf Unkosten der Ehre gegen die Menschheit zu gros mache. Die Moral nüzt für sich dennoch genug, wenn sie uns nur unsere vernünftige Pflichten kennen lehret, und uns erhabene Begriffe von der Tugend beibringet. Die innere Tugend ist weit erhabener, als die äussere, und eine Sittenlehre kan auch bei äusserlich tugendhaften einen grossen Nuzen haben, wenn sie die Einsicht würket, daß die sichtbare Beobachtung der Pflichten so natürlich aus der innern Schönheit, und Volkommenheit der Seele und der Güte des Herzens herfliessen müsse. Es giebt Menschen genug, denen man Unrecht thun würde, sie lasterhaft

haft zu heissen. Sie besizen eine angeborne Güte des Herzens, die durch eine gute Auferziehung der Grund einer äusserlichen Tugend geworden ist. Man mus sie allerdings gute Menschen nennen; allein sie würden doch noch besser seyn, wenn eine vernünftige Moral das natürliche Gute zu einem grössern Grade in ihnen gebracht hätte. Diese Herzen sind wirklich am lenksamsten, und bei diesen legt eine vernünftige Sittenlehre die meiste Ehre ein. Der Nuzen derselben also bei diesen Personen ist ungemein gros. Seine Pflichten zu kennen, in sein eigen Herz zu schauen, und die Triebfedern seiner Handlungen zu wissen, ist in der That bei einem Menschen, der ein gutes Herz hat, sehr ergözend. Diese Betrachtungen sind der Grund, warum ich eine Moral zu meinem Vorwurfe erwälet habe. Unser Jarhundert findet ein Vergnügen an Briefen, und sein Vergnügen ist nicht etwa ein eingebildetes. Nein! seine Gedanken in Briefen vorzutragen ist eben so viel, als sie auf eine recht natürliche,

türliche, und der Natur der Menschen gemässe und gefällige Art zu erkennen zu geben. Man redet in Briefen ungezwungen, und so wie man reden mus, wenn man einnemen wil. Allein man redet am schönsten, wenn man an ein Frauenzimmer schreibt. Für die schönste Hälfte des menschlichen Geschlechts schikt sich auch nur die schönste Einkleidung der Gedanken. Das wizige, das muntere, und reizende läst sich in dergleichen Briefen am besten, und natürlichsten anbringen. Man mus unter der Bedingung, daß unser Brief an ein Frauenzimmer gerichtet sey, die besten, die leichtesten, und die angenemsten Sachen aussuchen. Und selbst die Verbindungen und Wendungen unserer Gedanken veränderen sich, wenn sie für das Vergnügen und den Nuzen eines Frauenzimmers bestimt sind. Dis alles war hinlänglich genug, mich zu überreden, daß ich meine Briefe an ein Frauenzimmer richtete. Und ich mus es nur aufrichtig gestehen, die Hofnung, daß ich auf die Art vieleicht eher das Glük haben

mögte,

mögte, von Frauenzimmern gelesen zu werden, gab meinen Betrachtungen noch das volle Uebergewicht. Gewünscht und gesezt nun, daß mir dis Glük bevorstünde, so ist nichts natürlicher, als daß meine schöne Leserinnen zu wissen verlangen mögten, wer denn das Frauenzimmer eigentlich sei, an welches meine Briefe gerichtet sind. Ich mus es nur sagen, daß diese Frage bey andern Fällen vieleicht eine Gewissensfrage wäre, die man nicht beantworten dürfe. Bei mir ist sie es in diesem Falle nicht, und ich will sie zu ihrer aller Vergnügen beantworten.

Ich ersuche eine iede von meinen schönen Leserinnen, die einen Geschmak an der vernünftigen Moral findet, gehorsamst mir die Ehre zu erzeigen, sich selbst als meine liebenswürdige Correspondentin anzusehen. = = = = Nun das ist warlich wunderlich genug! Heist denn das wol die obige Frage aufrichtig beantworten? = = = Ja! ganz gewis! denn ich weis keine andere Antwort, und wenn ich sterben solte. Ich bildete mir in Gedanken

ein

ein recht schönes, artiges, und tugendgeneig-
tes Frauenzimmer, und ich schmeichelte mir
mit dem Glüke, daß sich gewis Originale zu
meinem Bilde finden würden, und diese sind
es, denen ich meine Briefe geweihet habe.
Ich habe also eigentlich keine besondere ge-
meinet, sondern meine Briefe gehören für
alle, und für iede ins besondere. Bin ich zu
derwegen gewesen, so wird man mich nicht
schöner straffen können, als wenn eine iede
artige Person, der meine Briefe gefallen, feste
glaubt, daß ich selbige an Sie mit Ausschlies-
sung aller andern geschrieben habe. Sie sind
beruhiget, und ich gestraffet; denn ich darf
mich nicht auf das Lob aller insgesamt die
sonst so angeneme Hofnung machen. Son-
dern es wird mir, wenn ich Lob verdiene, nur
einzeln zu Teil.

Jedoch noch eine Frage werde ich zu be-
antworten haben. Warum erscheint diese Mo-
ral nicht ganz? Und wie viel Teile sind noch
zu hoffen, oder zu befürchten? das erste ge-

schicht

schicht wieder meine Absicht, und das lezte wird von dem Urteile meiner Leser abhangen. Die Warheit zu bekennen, so hatte ich mir vorgesezet, die ganze Sittenlehre in einem einzigen mittelmässigen Bande vorzutragen. Aber hiebei habe ich lebhaft erfaren, daß man vergeblich auf seinen Willen rechne, wenn man mit Frauenzimmern zu thun hat. Kaum fing ich an, meine Sachen so zu entwerfen, wie es die Anständigkeit gegen ein Frauenzimmer erforderte, so verschwand auch meine erste Absicht. Ich solte lehren, rüren, und ergözen, ich solte meine Moral zugleich vollständig, deutlich, und ohne troken zu seyn entwerfen, und was Wunder nun, wenn ich anfangen muste, mich mehr und mehr auszudehnen? Allein wird man mir auch böse werden können? Wird man es nicht lieber sehen, die Sittenlehre weitläuftiger ausgefirt zu haben, als sich im eklen Tone mit einer gezwungenen Kürze Pflichten, Pflichten, die unser Herz erobern sollen, vordemonstriren zu lassen? Man ist nie Gedankenreicher, als wenn man an ein Frauenzimmer schreibt, und bei der Moral

ist

ist dis gewis kein Fehler. Meine Leser dürfen nur befehlen, ob ich nach der Art fortfaren sol, die ganze Moral durchzugehen, oder ob ich mit diesem Bande beschliessen müsse. Nichts als eine redliche Liebe zur Tugend, und eine pflichtmässige Bemühung zu nüzen, haben mich bewogen, meine Feder anzusezen, und die leztere Ursach sezt schlechterdings eine Neigung bei meinen Lesern zum voraus, an meinem Vortrage ein Vergnügen zu finden. Bin ich zu schwach, dis leztere zu erhalten, so werde ich bescheiden genug seyn, mich durch diese erste Probe warnen zu lassen, in einem Felde zu arbeiten, das für mich zu unwegsam ist, und lieber in das zurük zu kehren, worin ich das Glük gehabt habe, einigen Beifal zu erhalten. Solte ich aber auch bei dieser Bemühung nur den meisten gefallen, und sonderlich schönen Leserinnen, so habe ich die Ehre, noch ein Paar Bände von dieser Art zu versprechen, bis ich alles das abgehandelt habe, was ich meiner liebenswürdigen Correspondentin im zwölften Briefe versprochen. Ich werde eine Sünde zu begehen glauben, wenn

ich nur ein Haarbreit von der einmal beobachteten Art des Vortrages abweichen solte, es sei denn, daß ich sie verbessern könte. Und so wird man mich doch nicht tadeln? Ich erwarte Befehle! und es mag nun geschehen, was nur über mich verhängt ist, so verändert es doch die Ergebenheit nicht, welche ich stets hege gegen

Meine geneigte Leser!

Helmstädt,
den 14ten Hornung
im J. 1756.

Der Verfasser.

Erster Brief
eines
Frauenzimmers an den Verfasser.

Mein Herr!

Das ist wahr, bisweilen sind Ihre Vorschläge ziemlich artig! Sie werden wol merken, was ich sagen wil. So ganz ungezwungen und offenherzig können Sie mir in Ihrem vorigen Schreiben den Vorschlag thun, daß Sie eine vernünftige Moral in Briefen schreiben, und diese Briefe an mich richten wollen. Konten Sie denn wol glauben, daß ich damit zufrieden seyn würde? Befürchteten Sie nicht, daß ich antworten würde, daß ich lieber andere Dinge, als eine Sittenlehre, in Ihren Briefen lesen mögte? Schikt sich das, von so ernsthaften Dingen an ein Frauenzimmer zu schreiben? Und gewis, eine kleine Züchtigung

verdienten Sie! Allein ich wil Sie auf eine andere Art straffen. Ich sage Ihnen daher, daß ich Ihren Vorschlag anneme, aber unter den Bedingungen, die ich Ihnen izt vorlegen wil. Es sol Ihnen schwer genug werden, eine Moral in Briefen zu schreiben. Wissen Sie also, Sie dürfen mit mir nicht in dem Tone der Weltweisen reden, die der Welt zu glauben befehlen wollen, daß ihre Beweise und Demonstrationen das wären, welches die Handlungen der Menschen zu Pflichten machte; und Sie sollen mir also nicht wie Wolf und andere demonstriren. Sie sollen zwar lehren, aber nicht in dem Tone eines Moralisten, sondern in der Sprache eines Freundes. Sie sollen mich auf eine angeneme Art überfüren, und durch einen wizigen und muntern Vortrag ergözen, aber nicht durch Machtsprüche zwingen zu glauben. Erinnern Sie sich stets, daß Sie an ein Frauenzimmer schreiben, und daß ich Ihnen zwar das Recht zu lehren gegeben habe, aber daß ich dadurch die Ehrerbietung gegen mein Geschlecht, die es von Natur und Rechts wegen fordert, keinesweges aufhebe. Hüten Sie sich also, auf keine beissende Art über mein Geschlecht zu spotten. Verschonen Sie mich mit Spizfindigkeiten, und moralischen Grillen; und lassen Sie es sich ia nicht einfallen, mir Pflichten aufzubürden, welche meiner Natur gar unmöglich sind. Ich drohe Ihnen in dem Fal mit der beissendsten Satyre. Und allezeit behalte ich mir das Recht vor, Ihnen meine Einwürfe, wo es nötig ist, mitzuteilen. Haben Sie unter diesen Bedingungen

gen noch Lust, eine Moral in Briefen an mich zu schreiben? Im Vertrauen gesagt, Sie dürfen nicht zurücke ziehen. Ich erwarte mit nächstem die erste Probe Ihres Gehorsams, ich wil sagen, den ersten moralischen Brief. Machen Sie bald, und ich bin indessen

Ihre

ergebenste Freundin.

Zweeter Brief.

Antwort.

Mamsel!

Sie sind eben so strenge, als Sie schön und tugendhaft sind. Noch Deroselben lezterer Brief hat mir diese Warheit empfinden lassen. O! welche Bedingungen! Wenn alle Moralisten so eingeschränkt werden solten, als Sie mich einschränken, so würde die Anzal derselben so gros nicht seyn, als sie würklich ist. Und wie? Sie machen das Verbot zu demonstriren zur ersten Bedingung, da Sie doch wissen, daß ich ein Philosoph bin? So harte Straffe hätte ich mir nicht vermutet! Ohne allen Zweifel haben Sie daran gedacht, daß es einen Philisophen an der Seele angreiffen heisse, wenn man ihm verbietet, zu de-

monstriren. Jedoch was thut man nicht, um dem Frauenzimmer zu gefallen? Ganz gewis Mainfel! hätten Sie, eben Sie, mir nicht die Bedingungen vorgeschrieben, so würde ich nicht einmal daran gedenken, daß ich sie erfüllen könte. Wie wenn ich sie denn nun aber beobachtete, wolten Sie mich denn auch noch ein bisgen lieber haben, als vorher? Wolten Sie wol zu Ihren schönen Gespielinnen sagen: mein Moralist (o! versagen Sie mir diesen Titel nicht! er klingt mir gar zu schön,) verdient, daß man ihm ein bisgen gut ist; denn er weis zu leben, er weis besser mit unserm Geschlechte umzugehen, als die wizigen Poltergeister, die grosse Thaten gethan zu haben glauben, wenn sie nur übereilte Spotreden gegen unser Geschlecht vorgebracht haben? O! thun Sie es ia! Und ich werde durch diese Hofnung neue Kräfte erhalten, Ihnen gehorsam zu seyn. Ich empfinde sie schon, und da haben Sie die erste Probe meines Gehorsams.

Darf ich gleich nicht demonstriren, so darf ich doch aus guten Grundsäzen urteilen; und keine Grundsäze sind mir lieber, und scheinen mir schöner zu seyn, als wozu Sie selbst mir Gelegenheit geben. Eben da ich mich niedersezte, Ihren Brief zu beantworten, und meine Pflicht zu erfüllen, so dachte ich recht lebhaft an Sie. Ihr ganzes Bild stelte sich mir in Gedanken dar; ich bewunderte Ihr schönes Gesicht, die reizenden Züge und Mienen, und der so regelmässige Bau Ihres Leibes gab mir tausend Gelegenheit zu recht guten Betrachtungen. Alle Ihre schönen Eigen-

schaften

schaften des Geistes kamen mir lebhaft vor, und ich geriet in eine süsse Entzükung. Die natürlichen Verbindungen der Begriffe brachten mich auf das mannigfaltige schöne, und regelmässige in Ihrem ganzen Geschlechte, und ich muste mich entschliessen, eine heimliche Neigung gegen das gesamte Geschlecht zu haben. = = = = = = Nun das war einmal wieder ein Einfal! Endlich werden doch noch wol die Philosophen das Frauenzimmer zum Erkentnisgrunde ihrer Moral machen! = = = = = = Würklich Mamsel! ein schöner Erkentnisgrund! Verzeihen Sie mir meinen Einfal; er ist glüklich für mich, weil er mich darauf geleitet hat, was ich Ihnen bald entdeken werde. Von Ihrem Geschlechte kam ich auf das ganze menschliche Geschlecht, und von dem auf die ganze Welt. Wo ich nur mit meinen Gedanken hinkam, da entdekte ich lauter schönes, lauter regelmässiges, lauter natürliche Absichten, die ein ieder Teil der Welt hatte, und erfüllen muste. Diese Betrachtungen fürten mich so ganz unvermerkt auf den Urheber des Ganzen. Dis Wesen, dachte ich, hat alles gemacht, das hat die Regeln für alle Dinge gesezt, das hat die Natur der Dinge so eingerichtet, daß sie zu gewissen Absichten geschikt sind, und sie würklich erreichen. Solten die Menschen wol nicht auch natürliche Absichten haben? Wäre es möglich, daß das Meisterstüke aller erschaffenen Werke ohne Absichten bliebe? Warlich! es ist kein Teil am ganzen menschlichen Leibe, der ohne Endzwek gemacht worden wäre. Und ich konte auf keine Art be-

greiffen, daß nicht auch die Menschen durch ihre freien Handlungen Absichten und Endzweke zu erreichen hätten. Es ward mir nicht schwer, diese Endzweke zu finden. Ich betrachtete die Natur und das Wesen der Erdenbürger, und ich bemühete mich den Grund zu finden, warum der Schöpfer doch wol solche Menschen mit solchem Wesen, Natur, und Eigenschaften hervorgebracht habe. Und was meinen Sie Mamsel! diese Bemühungen leiteten mich auf die Grundregel der vernünftigen Moral, und auf den Ursprung aller natürlichen und angebornen Verbindlichkeit. Kaum hatte ich die Vermögen der Menschen, ihre Kräfte, ihre Natur, und Wesen etwas erwogen, so fand ich unter allen erschaffenen Dingen die gröste Aenlichkeit zwischen Gott und den Menschen. Diese Aenlichkeit ergözte mich so sehr, daß ich begierig wurde, den Grund zu wissen, warum doch Gott wol diese Aenlichkeit den Menschen gegeben, oder ihm so aenliche Geschöpfe gemacht habe. Es war mir unmöglich zu glauben, daß der Grund ein anderer seyn könte, als der, daß das höchste Wesen gewolt habe, daß die Menschen eben so wol und noch weit mehr als die ganze Welt Spiegel der Gottheit seyn solten. Denn solte ein volkommen seeliges Wesen wol einen andern Bewegungsgrund, eine Welt zu schaffen, haben haben können, als daß es sich selbsten durch seine Werke zu erkennen gäbe, und sich vernünftigen Wesen auf eine weise und gütige Art mitteilte? Allein auf beiderlei Art folgete, daß die Menschen eine grosse Aenlichkeit mit Gott haben

musten. Es folgte noch mehr: Es folgte offenbar, daß die Beförderung dieser Aenlichkeit eine natürliche Absicht sei, welche wir durch unsere freien Handlungen vermöge unserer Natur, und vermöge des Grundes unserer Schöpfung und Daseyns zu erreichen schuldig wären. Izt war ich volkommen im Stande, den Ursprung aller meiner Verbindlichkeiten und meiner Schuldigkeiten zu begreiffen. Es geschahe auf eine rürende, auf eine angeneme, und auf eine reizend überzeugende Art. Fern von dunkeln Demonstrationen übersahe ich ganz leicht den ganzen Umfang meiner Pflichten, es freute mich ein Mensch zu seyn, und mein Herz empfand so recht natürlich den Zug, seine Pflichten zu erfüllen. Ich schlos also: ohne welchem meine natürliche Absicht nicht volkommen erreicht werden kann, das bin ich zu thun oder zu unterlassen schuldig. Meine natürliche Absicht ist, mich meiner natürlichen Aenlichkeit mit meinem und der Welt Schöpfer gemäs zu bezeigen, und sie zu befördern; und müsten also nicht alle meine freie Handlungen auf diese Aenlichkeit, und ihre Beförderung abzielen? Müsten nicht alle meine Pflichten aus dieser Aenlichkeit hergeleitet werden? Und wäre nicht das erste Grundgesez der vernünftigen Sittenlehre dieses: Man suche nach allen Kräften und in allen Fällen der angebornen Aenlichkeit mit Gott gemäs zu handeln, und sie auf alle Art, die unserer Natur und Wesen gemäs ist, zu befördern?

Nun Mamsel! wie gefält Ihnen der Anfang meiner Moral? Sagen Sie ia, gut, recht gut.

Denn Sie sind mein Erkentnisgrund gewesen; und mus das nicht gut, recht gut seyn, wozu Sie Anlas gegeben haben? Sagen Sie ia nicht, daß ich demonstrirt habe; und glauben Sie nun, daß ich im Ernst Willens sei, Ihre Bedingungen zu erfüllen? Aber wissen Sie, daß ich nicht eher fortfaren werde zu moralisiren, als bis Sie mir Ihre Zufriedenheit über meinen Anfang bekant gemacht haben. Noch ist es Zeit, mir zu verbieten forzufaren, oder aufzumuntern

Ihren

ergebensten Freund.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Faren Sie immer fort, mir Ihr System der vernünftigen Sittenlehre mitzuteilen, denn ich sage Ihnen einmal, was Sie gerne hören wollen; Ihr Anfang hat mir gefallen. Sind Sie damit zufrieden? oder sol ich Sie noch dazu ein bisgen loben? Ich wil es nicht thun, aber doch gestehen, daß Sie desselben nicht unwürdig wären. Faren Sie fort, auf die Art und nach diesen Grundsäzen, die Pflichten der Menschen zu entwikeln, und wenn Sie gleich nicht bei allen Weltweisen Dank verdienen, so verdienen Sie ihn doch bei andern Menschen,

die

die ihre Pflichten aus reizendern und rürendern Gründen hergeleitet zu sehen wünschen, als die dunklen und verworrenen Begriffe von der Natur und dem Wesen der Menschen sind. Allein zween Zweifel, oder vielmehr Einwürfe müssen Sie mir erst beantworten, ehe Sie weiter gehen dürfen. Ich selbst würde nicht darauf gefallen seyn, wenn ich nicht mit einem Weltweisen gesprochen hätte, der durchaus Ihren Erkentnisgrund deswegen nicht annemen wolte, weil er glaubte, daß Sie diese beiden Einwürfe zu beantworten nicht leicht im Stande wären. Ich mögte wol wissen, ob er Recht hätte, und deswegen lege ich sie Ihnen vor. Gesezt aber, daß er Recht hätte, so verlöre Ihr Grundsaz bei mir und vielen andern dennoch nichts von seinem Werte. Hier sind die Einwürfe. Mein Weltweiser behauptete, daß vermöge Ihres Grundsazes Ihr System der Moral keine natürliche Moral wäre. Allein dis erfordere man schlechterdings von einer Sittenlehre, die ein Philosoph schreiben wolle. Sie wäre aber nur alsdenn natürlich, wenn sie aus der Natur und dem Wesen der Menschen und der Dinge hergeleitet würde. Die Warheit zu bekennen, ich verstehe diesen Einwurf nicht, und mein Weltweiser wuste ihn mir auch nicht recht deutlich zu machen. Alle unsere Pflichten müsten, wie er sagte, aus unserer Natur und Wesen stammen, und wie sie Wolf demonstrirt, ihre Verbindlichkeit aus Bewegungsgründen, die ihren Grund in unserer Natur und Wesen hätten, empfangen. Der andere Einwurf war mir etwas verständlicher, und

bestand darin, daß durch Ihr System kein Atheist von seinen Verbindlichkeiten überzeugt werden könte, und daß man nach Ihren Säzen sagen müste, daß es auch keine vernünftige Sittenlehre gäbe, wenn kein Gott sei. Allein so etwas zu behaupten, hiesse die vernünftige Moral erniedrigen. Was werden Sie antworten? Werden Sie nicht ein bisgen erschreken? Werden Sie alles zugeben, und doch bei Ihrer Meinung bleiben? So würde ich es machen, und vieleicht thäten Sie hiemit auch am besten. Denn Ihr System gefält doch, wenn es auch Wolfianern nicht gefält, und wenn es auch keine Atheisten verbindet. Mir ist es natürlich genug; denn ich empfinde, daß meine Seele sich nicht weigern kan, Pflichten anzunemen, die mir auf die Art vorgetragen werden. Wenn Sie können, so beantworten Sie indessen doch diese Einwürfe; aber kurz und ohne zu demonstriren; eben so wenig als ich Ihnen demonstrire, daß ich sei

Dero

ergebenste Freundin.

Vierter Brief.

Ramsel!

Das ist doch einmal gut, daß Sie mit dem Anfange meiner Sittenlehre zufrieden sind! Und ich mus Ihnen nur sagen, daß ich eben deswegen desto williger bin, die mir vorgelegten Einwürfe zu beantworten. Ich gestehe es frei, daß meine Sittenlehre nicht unmittelbar aus der Natur und dem Wesen der Menschen, und der Dinge in der Welt hergeleitet werde. Aber das las ich mir nicht aufbürden, daß sie nicht mittelbar aus iener Natur herfliesse. Ich beurteile die Handlungen der Menschen nach ihrer Natur, und die Dinge in der Welt auch nach ihrer natürlichen Beschaffenheit. Aber ich mache mir eine algemeine Regel, wonach ich die ganze Natur der Menschen, und die daraus herstammenden Handlungen prüfe, und bestimme, ob sie Pflichten sind oder nicht. Wer legt mir aber die Schuldigkeit auf, daß ich alle Pflichten unmittelbar aus der Natur herleiten solle? Thun es auch wol dieienigen, die sich mit diesem Erkentnisgrunde so breit machen, allemal selbst? Wenn ich Lust hätte weitläuftig zu seyn, so würde ich noch vieles anfüren können. Wie wenn ich nun gar einmal sagte, daß die Natur als Natur, und ohne auf einen andern Bestimmungsgrund zu sehen, mir keine Handlung zu einer Pflicht machen

könte,

könte, und daß man nur gar zu unsicher schliesse bei dem, welches in der Natur seinen zureichenden Grund habe, oder nicht? Doch ich wil lieber stilschweigen, und Ihnen Mamsel! nur sagen, daß ich wenig darum bekümmert seyn werde, ob man meine Sittenlehre, als eine natürliche erkennen wolle, oder nicht; genug! wenn man nur zugibt, daß sie eine vernünftige sei. Eine vernünftige, die sich auf den Zusammenhang der Dinge gründet, und die Pflichten vorträgt, welche ein ieder, der nur irgend ein gutes Herz hat, und nicht vorsezlich die unstreitigsten Warheiten umstossen wil, als Pflichten erkennen mus.

Gibt es auch Atheistinnen Mamsel? Wenn das wäre, so solte ich mich beinahe entschliessen, zu sagen, daß mein System etwas von seinem Werte verlöre, daß es keine Atheisten verbindet. Allein sonst liegt mir wenig daran. Verdient ein Atheist auch wol, daß man sich Mühe gäbe, ihn auf eine rürende, und seiner Menschheit anständige Art von seinen Pflichten zu überzeugen? Wird er wol geneigt seyn können, mit guten Willen andre Pflichten, als äussere gegen sich, und bürgerliche gegen andere zu beobachten? Sein Eigennuz ist seine Hauptpflicht, und er scheinet mir es nicht wert zu seyn, daß man ihm erhabenere Bewegungsgründe beizubringen suche. Ein Atheist ist mir verächtlich, denn mehrenteils hat er kein gutes Herz. Sie sind der Ausschus des menschlichen Geschlechts, die nicht verdienen Menschen zu seyn. Was hilfts ihnen noch so deutlich aus ihrer eignen Natur zu zeigen,

daß

daß sie zu gewissen Pflichten verbunden sind? Dergleichen Betrachtungen sind bei den meisten Menschen, und bei Atheisten gerade vornemlich unzureichend, sie zur Beobachtung derselben zu bewegen. Tugendhaft zu seyn, und doch ein Atheist zu bleiben, sind zween Begriffe, die einander fliehen, und daß ein Atheist durch Furcht der Straffe keinen beleidige, reicht schon zu, ihn in der bürgerlichen Gesellschaft zu dulden.

Das ist der erste Teil von den, was ich Ihnen schreiben wolte; und dürfte ich wol izt nicht in meinem Systeme fortfaren! Meine Moral bemühet sich Gott aenliche und würdige Geschöpfe zu bilden, und was könte reizender, als dis, seyn? Wir können nie ohne eine zufriedene und zuversichtliche Ehrfurcht an Gott gedenken, und müsten wir uns nicht selbst als die schönsten Kreaturen vorkommen, wenn wir uns als recht aenliche Abdrücke des höchsten Wesens erbliken? Ja! ia! alsdenn ist es erst eine Lust und eine Ehre ein Mensch zu seyn. Wir sind ganz gewis dazu erschaffen, daß wir Spiegel der Gottheit und das Vergnügen unsers Schöpfers seyn sollen, und ich lasse es mir nimmermehr ausreden, daß nicht alle meine Verbindlichkeit ursprünglich aus diesem Zweke der Schöpfung herstamme. Mein Herz sagt es mir unaufhörlich, und wenn mir Handlungen vorkommen, von denen ich glauben kan, daß sie mich in den Augen desjenigen, der die oberste Herschaft über mich hat, und durch dessen Willen ich das bin, was ich bin, verächtlich machen werden, so finde ich in mir einen innern

Wider-

Widerstand, sie zu unternemen. Und was darf ich mehr sagen? Ist nicht die Verbindlichkeit eine Notwendigkeit, Handlungen zu thun oder zu unterlassen? Und solte wol der Grund, der Endzwek, um dessentwillen ich erschaffen worden, nicht eine solche Notwendigkeit hervorbringen? Ist der Schlus: Wäre diese oder iene Handlung nicht deine Pflicht, so könteſt du nicht erschaffen seyn, stark genug, mir eine Schuldigkeit aufzulegen? Was empfinden Sie dabei Mamsel? Sind Sie nicht geneigt, mir meine Lehren zu zu geben? Empfinden Sie nicht auf die Art, sich selbst ganz, Ihre Abhänglichkeit von Gott, alle das angeneme, das reizende, das begerungswürdige, das damit verbunden ist, daß Sie würklich sind, und ein Leben haben? Allein empfinden Sie auch wol eben so viel, wenn Ihnen ein anderer Moraliſt sagt: Sie müsten dieses oder ienes thun; denn Ihre Natur erfordere das? Darf ich nach meinem Herzen urteilen, so empfinde ich wenig oder nichts; ich gedenke ein abstraktes Wort, ein Wort, das mich nicht rüren kan. Denken Sie so wie ich, so habe ich nichts mehr nötig, als nur mein Hauptgeſez der vernünftigen Sittenlehre, das darin besteht: Bemühe dich nach allen deinen Vermögen, dich stets als einen Spiegel der Gottheit darzustellen: in kleinere Säze zu zerlegen. Mir gefält der Ausdruck des Spiegels ungemein wol, und ich gewinne noch das dabei, daß alles schöne Frauenzimmer mich desto leichter verſteht. Denn wer kennete einen Spiegel wol besser, als ein Frauenzimmer? Nun nun

Mam-

Mamsel! eben das, und noch mehr, was Ihr schöner Spiegel Ihnen thut, und darstelt, das sollen Sie auch der Gottheit, der allergrössesten Schönheit, thun. Und was denn? O! wüsten Sie nicht, daß Ihr Spiegel ihre reizenden, ihre schönen wesentlichen Züge lebhaft und sichtbar vorstelle? Wüsten Sie nicht, daß der Spiegel alle ihre Handlungen recht natürlich nachame? Wüsten Sie nicht, daß ihr Spiegel Sie durch seine treuen Vorstellungen reize, sich öfters ihm zu offenbaren, und ihm gleichsam allerhand gutes zu erweisen? Die Menschen sind in so fern ein Spiegel der wesentlichen Züge der Gottheit, in wie fern sie aenliche Vermögen mit Gott haben; und ist es nicht an dem, daß sie durch den Gebrauch dieser Vermögen die Gottheit ausdrüken? Ein Spiegel aber ist desto besser, ie klärer er die Züge des Vorbildes darstelt. Und was meinen Sie Mamsel? Solte der Mensch wol nicht die Gottheit klärer abbilden, wenn er seine Vermögen zu einem so grossen Grad der Fertigkeiten erhebt, als er nur immer kan? Dis ist mein erster Grundsaz; denn die Gottheit unterscheidet sich hauptsächlich von der Menschheit darin, daß ihre Fertigkeiten gar keinen oder den allerhöchsten Grad haben. Der Mensch ame bei allen Gelegenheiten die Handlungen seines Gottes nach. Dis ist der zweete Grundsaz; denn der Mensch ist alsdenn ein natürlicher Spiegel der Gottheit. Der Mensch reize Gott durch seine Handlungen, daß er sich ihm öfters offenbare, und ihm allerhand gutes erzeige. Dis

ist der dritte Grundsaz; und thäte der Mensch mehr, als ein ieder guter Spiegel thut? Gibt es aber noch besondere Handlungen, die einzig und unmittelbar darauf abzielen, daß Gott in der Welt bekant, und erkänt werde; so ist er schuldig, diese gleichsam vor allen andern vorzunemen. Darin thut er mehr, als ein andrer Spiegel; er handelt alsdenn als ein lebendiger Spiegel, als ein Abdruk der Gottheit. Sehen sie Mamsel! habe ich Recht, oder Unrecht? Und wären dis nicht Hauptpflichten der Menschen, so könten sie nicht erschaffen seyn. Auch ich wäre nicht erschaffen, wenn ich nicht iederzeit seyn solte

Dero

ergebenster Freund.

Fünfter Brief.

Mamsel!

Neulich habe ich Ihnen meinen Haupterkentnisgrund der vernünftigen Sittenlehre vorgelegt, und ich habe ihn auch schon in kleinere Säze zergliedert, welche ich ins künftige zu meinen Beweisen gebrauchen werde. Meinten Sie wol nicht, daß sie hinreichend wären, alles daraus herzuleiten, was eine Pflicht wäre? O! glauben Sie es mir doch für izt nur auf mein Wort, oder ich demon-

demonstrire gewis. Die Folge wird mich rechtfertigen, und für izt darf ich nur das sagen, daß es mir leicht seyn würde, Ihnen zu zeigen, daß man aus meinem vierten Grundsaze alle Pflichten des Gottesdienstes, und aus den dreien übrigen die Pflichten gegen sich selbst, und gegen andere Menschen, ingleichen die Pflichten in Ansehung der unvernünftigen Creaturen überaus leicht entwikeln könne. Ganz gewis Mamsel! Sie werden sich noch freuen, wenn ich erst dahin komme, Ihnen zu schildern, wie ein Menschenfreund, ein Mann, der die edelsten Pflichten gegen andere Menschen erfüllet, die Handlungen des Schöpfers so schön, so natürlich, so ungezwungen nachame. Sie werden sich ergözen, wenn Sie bemerken werden, wie ein Mensch über die Tiere gleichsam eine kleine Vorsehung ausüben könne, und wie er durch die Beobachtung der Obliegenheiten gegen sich selbst, die Gottheit an sich verehre, und es dem Herrn der Welt gleichsam so nahe lege, daß er ihn wie ein Vater lieben müsse. Ich stehe dafür, daß Sie bei diesen Schilderungen gewis von neuen den Entschlus fassen werden, die Ihnen vorgelegten Pflichten mit der grössesten Genauigkeit zu beobachten. So schön werden sie Ihnen vorkommen. Sie werden eben so als ich denken. Sie werden wünschen, alle Menschen recht tugendhaft zu sehen.

Aber wie Mamsel! izt eben habe ich ein Wort gebraucht, das unter den Moralisten sehr mode ist, aber nicht von allen gleich gut erklärt wird.

Ich habe an die Tugend gedacht. Gewis ein Wort, das in der grössesten Kürze alles das ausdrukt, was ein Moralist nur immer sagen kan. Ein Wort, das manchem zum Schreken geworden ist, und das die äeltesten Weltweisen schon gekant haben. Nur schade, daß man sich über seine Bedeutung nicht überal hat vereinigen können. Sie haben doch wol schon etwas vom Sokrates gehöret? Er war ein Weltweiser, den seine redlichsten Absichten, und die vielen Verdienste um die Tugend der Griechen verehrungswert machen. Der Mann schäzte die Moral doch noch, wie sichs gehörete; er zog sie allen andern Wissenschaften vor, und sein gröster Wunsch war der, seine Griechen tugendhaft zu machen Ein Wunsch, der nur aus einem selbst tugendhaftem Herzen herfliessen kan, aus einem Herzen, dessen höchster Ruhm darin bestehet, im Ernst redlich, das ist, menschenfreundschaftlich zu seyn, und nicht nur so zu scheinen. Verzeihen Sie mir Mamsel! diese kleine Ausschweifung; denn ich rede gar zu gerne vom Sokrates. Ich wolte Ihnen aber sagen, daß dieser Weltweise die Tugend die ware Schönheit unserer Seele hies. O! denken Sie nur, was dis ausdrüken wil. So wie ich ein Frauenzimmer schöne nenne, weil alle Züge Ihres Gesichtes so niedlich und so genau übereinstimmen, und ihre ganze Bildung mir eine kentbare Proportion aller Glieder, Handlungen, Bewegungen, und so gar der Mienen anschauen läst. So wie die Schönheit des Leibes reizt, und uns ein Vergnügen zu empfinden

gibt,

gibt, so verdient auch die Tugend die Schönheit unserer Seele genent zu werden, weil sich so wol die herlichste Proportion und Harmonie der Vermögen und Eigenschaften der Seele durch sie entdecken läst, als auch weil sie die Seele volkommen liebenswürdig macht.

Erlauben Sie mir Mamsel! daß ich dem Begriffe des Sokrates folge, und warum wolten Sie es nicht thun? Schikt er sich nicht am besten für eine Tugend, die auch in den Seelen des Frauenzimmers herschen sol? Ist es nicht an dem, das schöne Geschlecht hat den stärksten Anspruch auf den Titel der Schönheit? Und was meinten Sie Mamsel! wäre es nicht recht vortreflich, von Ihrem Geschlechte zu sagen, es wone in schönen Leibern auch eine schöne Seele? Macht nun die Tugend die ware Schönheit der Seele aus, und wie mus nicht das Herz eines Frauenzimmers klopfen, diese Schönheit sich zu erwerben. Denn gestehen Sie es nur immer, daß es ihrem Geschlechte angeboren sei, sich nach Schönheiten zu bestreben; und ich sage es im Namen meines Geschlechtes, daß wir die beste Neigung, Schönheiten an ihnen zu lieben, mit auf die Welt gebracht haben. Eben wil ich Ihnen beschreiben, worin die Schönheit der Seele, die liebenswürdige Tugend, bestehe. Ich heisse sie keine Fertigkeit, keine Kunst, sondern eine Harmonie, eine Uebereinstimmung aller Eigenschaften unserer Seele bei allen Gelegenheiten geschikt zu seyn, sich als einen Spiegel der Gottheit darzustellen; denn die Schönheit überhaupt ist die sichtbare Proportion

der nach Maas und Anzal bestimten Teile zur Bildung des Ganzen; die Schönheit der Seele kan uns nur durch Handlungen sichtbar werden. So wie nun die Schönheit des Leibes gewisse notwendige Teile zum voraus sezt, und ihr Wesen nur in der Ordnung und dem sichtlich übereinstimmenden Verhältnisse zu sezen ist, so ist auch die Tugend von den angebornen Vermögen, die sie in der Seele zum voraus sezt, unterschieden, und ihr Reiz und Wesen beruhet auf der richtigen Proportion, und der genau bestimten Harmonie iener Vermögen zur Erfüllung des Endzwekes unserer Schöpfung. Die Tugend also ist der Grund der Beobachtung der Pflichten einer vernünftigen Moral, aber nicht die Beobachtung selbst. Es ist wahr, man wird die Beobachtung der Pflichten der Vernunft von der Tugend nicht trennen können, eben so wenig als man von einer volkommen verfertigten Uhr die ordentlichste Bewegung ihrer Räder, und die richtigste Bemerkung der Zeiten absondern kan. Die Tugend erzeugt Fertigkeiten, die mit den vernünftigen Gesezen übereinstimmen, aber sie ist selbst keine Fertigkeit; und wir erkennen die Tugend aus ihren schönen Handlungen. Schöne Würkungen sezen schöne Ursachen zum voraus.

Sie kennen doch die schöne Chlorinde, Mamsel! Werden Sie nicht mit mir gestehen, in diesem schönen Leibe wone eine schöne Seele? Die ganze Stadt sagt ia; Chlorinde sei eben so tugendhaft als schön. Ich bemühete mich, die Schönheit ihrer Seele kennen zu lernen, und es ist mir so weit geglüket,

glüket, daß ich im Stande bin, Ihnen einen Charakter derselben, und zugleich der Tugend schildern zu können. Sie wissen, Chlorinde ist nicht gelehrt, aber sie hat doch allerhand gute Bücher gelesen. Von Natur hat sie einen ziemlich guten Verstand erhalten, und ihre Seele mus allerdings schon eine natürliche Schönheit mit auf die Welt gebracht haben. Die wird allemal zur Tugend erfordert, und daran fehlt es auch warhaftig keinem Menschen. Chlorinde hat aber das Glük einer guten Erziehung gehabt, und dis Glük hat ihre Seele eben so schön, und so reizend gemacht. O! Sie solten sie reden hören, und Sie würden sich gewis verwundern, wie schön, wie richtig, wie gelassen, wie durchdringend sie denkt. Sie ist auf alles, und besonders auf ihre Handlungen aufmerksam, sie überlegt sie allemal wol, und sie wird dadurch in den Stand gesezt, die Dinge nach ihrem waren Werte zu beurteilen. Sie weis die richtigsten Bewegungsgründe zu entdeken, und sie wil nichts, sie thut nichts, wozu sie nicht wol überlegte Ursachen, und Gründe von den Zweken ihrer Schöpfung hat. Sie empfindet, sie empfindet aber mässig, und sie ist so weit Herr über sich selbst, daß sie sich ihre Empfindungen nicht hinreissen läst. Sie müssen allemal nur gemässiget bleiben, und der freie Gebrauch ihres Verstandes mus keine Hindernisse davon erleiden dürffen. Sie geniest sehr gern ein sinnliches Vergnügen, sie ist nicht mürrisch, sondern munter und aufgewekt, und auch die Dinge dieser Welt können sie reizen. Allein sie mus zugleich

wissen, daß alles unschuldig, und unschädlich sei. Sie hat Triebe, aber ihre Triebe stehen unter der Herschaft der Vernunft, und wenn auch diese anfangen zu würken, so müssen sie doch nur einen mässigen Grad beobachten. Herschen können sie nicht; und es läst sich allemal eine ungemein reizende Ordnung unter denselben bemerken. Die Affekte sind bei Chlorinden eben so natürlich als bei andern; aber niemals heftig, und ihre genaue Aufmerksamkeit auf sich selbst hat gemacht, daß sie Affekte verhüten, und wenn sie entstanden, daß sie sie doch mässigen oder dämpfen kan. O! Mamsel, es sieht gar zu allerliebst aus, wenn Chlorinde in einem mässigen Affekte ist. Alles lebt an ihr, und diese Schöne hat mich würklich gelehret, daß es zur Glükseligkeit gehöre, Affekte zu haben, aber zugleich ein Geschäfte der Tugend sei, sie in Schranken zu halten. Chlorinde ist freundlich, höflich, dienstfertig, ehrbar, sitsam, kurz! ihre Seele ist schön, denn ihre Handlungen stimmen gar zu gut überein; und das darum, weil sie richtig, gelassen, und wol überlegt denkt; darum weil sie nach einer richtigen Erkentnis wil, gelassen begert, niemals stürmerisch wil, und ihre Seele in eine Verfassung gesezt hat, in der alle ihre Vermögen zu handeln zwar lebhaft würksam sind, aber keines das andere hindert, und ein iedes seine Ordnung, Geseze, und vorgeschriebenes Maas hat. Noch neulich sahe ich ihre Seele gleichsam in ihrer ganzen Schönheit. Ich kan nicht umhin Mamsel! Ihnen die Sache zu erzälen. Seladon hatte sich schon

äusserst

äusserst bemühet, der Chlorinde zu gefallen, und sie zur Liebe zu bewegen; sie schien ihm auch nicht abgeneigt zu seyn. Seladon hat sein ganz gutes Auskommen, er steht in einem ansehnlichen Amte, und sein Stand ist freilich etwas über der Chlorinden Stand. Seine Person ist artig, und reizend; und an seinem Gemüte scheint nichts zu tadeln zu seyn. Dieser Seladon, der für ein anderes Frauenzimmer in den äussern Umständen Chlorindens die beste Partie gewesen seyn würde, wagte es der Chlorinde unter den zärtlichsten und gesittesten Vorstellungen seine Hand und Stand anzubieten, und um ihre Einwilligung anzusuchen. Was meinten Sie Namsel! verdiente dieser Antrag nicht mit Dank angenommen zu werden? Beinahe alle Menschen urteilten so, aber denken Sie nur die schöne, die tugendhafte Chlorinde nicht. Weil ich beiden Personen bekant war, so hörte ich den Antrag und die Antwort an. Sie hat mich gerürt. Chlorinde sprach: Mein Herr! ich habe mir längst so etwas von Ihnen vermutet, und ich kan nicht anders als Ihnen dafür Dank zu sagen. Ich kenne Sie und mich, und ich würde Dero Antrag unter andern Umständen als ein Glük betrachten, das mir die Vorsehung zu wiese, um in der Welt ruhig zu seyn. Allein erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mit aufrichtigen Herzen die Gründe vorlege, warum ich diese sonst so vorteilhaft scheinende Heirat ausschlagen mus. Ich habe alles überlegt, sie ist gegen meine Pflicht, und gegen die Zweke, die ich in dieser Welt, als eine vernünftige Person erfüllen sol.

Es ist kein Eigensin; ich gestehe es, daß ich gegen Ihre Person nicht gleichgültig bin, und ich würde es eine edle Ehrbegierde heissen, in ihren Stand zu heiraten, wenn es gut wäre. Erlauben Sie mir aber zu sagen, daß ihr eigen Herz sie hinter= gangen hat; sie werden mir einräumen müssen, daß sie izt zu ihrer Glükseeligkeit noch keine Gemalin nö= tig haben, und daß sie nach ihren Umständen noch an kein Heiraten gedacht haben würden, wenn nicht in ihrem Herzen eine übereilte Liebe entstanden wäre, die vieleicht nur blos durch mein Gesicht entzündet worden. Lassen Sie aber diese Leidenschaft einmal nicht mit reden, so werden sie sehen, daß sie in der Wal geirret haben. Sie sind vernünftig, und wissen gar wol, daß die Ehrbarkeit eine grosse Pflicht sei, aber daß sie sich auch allemal nach dem Stande richte. Sie besizen einen mit Vorzügen gezierten Stand, der einen grossen äussern Glanz erfordert, und diesen für ihre Person zu unterhal= ten, besizen Sie nur gerade ein hinreichendes Ein= kommen. Hätten Sie noch mich, und dazu Kinder standsmässig zu erhalten, so würde es unmöglich seyn, daß sie iene grosse Tugend ausüben könten. Es ist wahr, alle Welt sagt, daß eine genaue Haushaltung, und eine enge Einschränkung, die doch dem äussern nichts schadet, dis alles gar leicht einbringen könte. Allein erlauben Sie mir zu er= wiedern, daß man sich gewaltig irre. Eine Frau kan durch ihre genaue Haushaltung niemals so viel ersparen, als sie kostet, und am allerwenig= sten, wo der Stand einen grossen Aufwand er=

fordert. Ich besize freilich auch etwas, allein das ist viel zu unzureichend, wenn ich in ihrem Stande ehrbar seyn sol. Tausend verdrüsliche Folgen würden wir zu befürchten haben, die uns verdrüslich bleiben, so lange wir Menschen sind, und sie müssen wissen, daß auch die Zufriedenheit des Gemüts bei den gesezteſten Geistern einem grossen Teile nach von der guten und glüklichen Beschaffenheit des äussern Zustandes abhange. Ich betrachte ihren Charakter mein Herr! zwar als redlich, aber ich glaube doch, daß eine Heirat zwischen uns ihnen endlich gereuen, wenigstens sie misvergnügt, und weniger zärtlich machen könte. Es ist meine Pflicht zu heiraten, aber es ist gegen meine Pflicht, eine Partie zu wälen, in der ich nicht mehr vergnügt, und mehr regelmässig leben kan, als ich izt lebe. Meine Triebe sind in meiner Gewalt, und es ist meine Pflicht, sie so lange zu fesseln, bis es meine Zweke erfordern, ich wil sagen, bis ich mich, und einen Man, der es verdient, mehr glüklich machen kan, als wir izt sind, denselben eine gemässigte Freiheit zu lassen. Mit einem Worte: Sie mein Herr, und mich selbst machte ich schlimmer, als wir izt sind, allein einen Man von meinem Stande in gleichen, oder auch einen höhern in bessern Umständen, würde ich glüklich machen, wenn unsere Gemüter übereinstimmen, und die Tugend und Liebe unsere Seelen vereinigen kan. So lange werde ich warten, bis ich diese Bedingungen finde, und ich würde Sie, mein Herr, volkommen lieben, wenn meine Pflicht es mir nicht verböte.

Was denken Sie Mamsel! halten Sie nicht den Charakter der Chlorinde für tugendhaft? Denkt sie nicht so, wie eine schöne Seele denken mus? Sie sagte noch mehr. Seladon antwortete, allein sie wiederlegte ihn volkommen, und diese Wiederlegungen waren lauter Reden, die die Tugend ausdrükten. Ich wurde ganz entzükt. Ich wil Ihr Geschlecht nicht anklagen Mamsel! aber ich glaube doch, daß nur ungemein selten Chlorinden unter demselben angetroffen werden. Warum? die Harmonie der Vermögen in der Seele der Chlorinde, und ihre erhabene Denkungsart wiederspricht der gewönlichen Methode, schöne Töchter zu erziehen. Stellen Sie sich nur die Daphne in gleichen Umständen vor. Sie hat ein ganz gutes Herz, und man würde ihr warhaftig unrecht thun, sie lasterhaft zu heissen. Sie ist wizig, und hat ein ungemein gut Genie. Allein der Reiz der Person Seladons, der Glanz seines Standes, ein kleiner Aufruhr der Triebe und Affekte, die betrügliche Hofnung, alles wol einrichten zu können, die Flüchtigkeit, durch einen scharffen Blik alle Umstände zu mustern, und die Schwachheit oder Ungerechtigkeit gegen sich selbst, alles nach seinem waren Werte zu beurteilen, und das eingebildete Gute von dem aus richtigen Gründen zu hoffenden zu unterscheiden, würden Daphnen gleichsam überrascht haben, ihr Herz und ihre Hand dem Seladon mit einer angenemen Freiwilligkeit und Freude darzureichen. Allein wäre wol nicht eine merkliche Unordnung und Disharmonie in der Seele

Daph=

Daphnens anzutreffen. Wäre sie wol so schön, als Chlorinde? Schreiben Sie mir einmal Ihre Meinung, ehe ich in meinen Betrachtungen weiter gehe. Ich habe Ihnen nur die algemeinsten Züge des Charakters der Tugend vorgelegt, und sie ist würklich noch schöner, als man sie beschreiben kan. Habe ich Sie nicht auch mit getroffen Mamsel? Ich glaube es; und Sie können es gewis auch glauben. Es sagt es nicht ein Schmeichler, sondern

Deroselben

aufrichtigster Freund.

Sechster Brief.

Mein Herr!

Ganz und gar können Sie sich von dem Verdachte einer kleinen Schmeichelei nicht los machen. Man merkt es Ihnen wol an, daß Sie bisweilen gegen mein Geschlecht gefällig sind. Sie verdienen um so viel mehr Dank, ie weniger man Ihnen vorwerffen kan, daß die Warheit etwas darunter verliere, oder der Stärke Ihrer Moral etwas abgehe. Sokrates hat gewis Recht, und Sie haben nicht unrichtig gemutmasset, daß die Tugend auf die Art ein begerungswürdiges Gut des

Frauen=

Frauenzimmers zu werden anfange, weil sie die Schönheit der Seele ist. Ich kan es mir so recht lebhaft vorstellen, wenn die Seele tugendhafte Handlungen vornimt. Es deucht mir, sie handeln gerade, als wenn ein artiger Mensch seine Handlungen so vornimt, daß man von ihm sagt, alles, was er thut, auch die geringste Bewegung, läst ihm so schön, so artig zu. Ich bilde mir eine höchst wolanständige Lebhaftigkeit zu agiren ein, und einen Reiz, eine Harmonie aller Handlungen, die den Augenblik gefält, so bald man sie nur recht angesehen hat. Ist es nicht an dem? Habe ich Ihre Meinung nicht gefasset? Chlorinden haben Sie getroffen; sie ist ein allerliebst Frauenzimmer, und sie ist freilich ein Bild der Tugend. O! es ist mir so, als wenn ich in der Antwort an den Seladon ihr die Unschuld und die Gelassenheit des Gemüts aus den Augen leuchten sehe. Wie artig wird sie sich nicht betragen haben? Sie hat dem Seladon gewis einen reizenden Blik zu geworffen; aber sie scheint mir doch ein bisgen grausam gegen ihn gewesen zu seyn, und vieleicht hat doch wol ein kleiner Eigennuz ihr ihre Antwort eingeben helfen? Hat Chlorinde wol nicht zu viel gefordert? Ist nicht die Liebe das, was alles versüsset? Mus denn nur der heiraten, der eine Gattin gebrauchet? Freilich, wenn alle auf die Art heirateten, als Chlorinde ihre Pflicht dazu angibt, so würden wol viel weniger üble Verbindungen in der Welt gemacht werden, und die Ehe würde ein Himmel auf Erden seyn. Allein das kan man so genau nicht haben,

und Chlorinde hätte wol der Zärtlichkeit Seladons etwas aufopfern können. Solte Chlorinde nicht doch auch Fehler haben? Solte sie in allen Fällen so gesezt, so gelassen, so schön handeln können? Ihre Gespielinnen haben manches an ihr entdekt, und Chlorinde scheint mir auch eine schwächere Seite zu haben. Glauben Sie nicht, Mein Herr! daß ich dis aus einem kleinen Neide schriebe, und als wenn ich Chlorinden erniedrigen wolte. Nein, Chlorindens Charakter ist schön, er ist tugendhaft, aber ich mögte nur wissen, ob auch mit einem solchen Charakter Fehler bestehen könten, die man freilich keine Laster heissen kan, sondern die man, nach der gewönlichen Art zu reden, vielmehr Schwachheiten zu nennen gewont ist. Antworten Sie mir bald; verteidigen Sie Chlorinden, und sagen Sie mir mehr schönes von der Tugend vor. Ich liebe die Tugend, ich schäze ihre Lehrer hoch, und wie könte es daher anders seyn, als daß ich auch iederzeit bleiben müsse

Dero

verbundenste Freundin.

Siebenter Brief.

Mamsel!

Ja, ia! die Liebe versüst alles; nur schade, daß sie sich nicht ohne Narung erhalten, und die Gemüter zufrieden machen kan, wenn sie nicht überal Schönheit und Reiz antrift. Ich vermutete beinahe, daß Sie so etwas einzuwenden haben würden. Allein ich schreibe es Ihrem gar zu zärtlichem Herzen zu, Mamsel! daß Sie die Chlorinde einer Grausamkeit beschuldigen. Würde sie nicht gegen ieden, der sich in sie verliebt, und dem sie die Heirat versagte, grausam genent werden müssen? Man ist nur grausam, wenn man unglüklichen aus einer heimlichen Freude Hülffe versagt, und meines Erachtens ist Chlorinde eine wahre Freundin des Seladons. Sie wolte ihn nicht weniger glüklich machen, als er war, und gegen sich war sie gerecht. Es ist wahr, sie zwingt ihn, eine Neigung zu dämpfen, in dessen Sättigung sein grösstes Glük zu bestehen schien. Allein sie ist deswegen nicht grausam. Sie beobachtet ihre Pflicht, und sie versagt dem Seladon nur ein Glük, das ein dauerhafteres Glük umstossen, und seiner beständigen Gemütsruhe nachteilig seyn würde. Weit gefehlt, daß Chlorinde zu viel forderte; sie muste so denken, wenn alles nach seinem waren

Werte beurteilt werden solte, und wenn sie Uebereinstimmung liebte. Habe ich das Glük, daß Sie noch weiter an meinen Sittenlehren Geschmak finden, so werde ich mich in der Folge bemühen, Ihnen zu zeigen, daß das, was man an Chlorinden für Eigennuz halten solte, in der That pflichtmässige Bewegungsgründe sind. Man darf nach meiner Moral nicht blos aus Liebe heiraten. Die Liebe hat schon manchen zum Toren gemacht. Izt darf ich mich nicht weiter erklären; ich entfernte mich zu weit von dem Zuschnitte meiner Gedanken. Sorgen Sie nicht Mamsel! wir wollen die Pflichten eines vernünftigen bei Heiraten gewis noch erwägen, und ich freue mich schon, daß Sie mir Recht geben werden, wenn ich Chlorindens That als tugendhaft gepriesen habe.

Nun sehe ich doch würklich, daß die Tugend die schärfsten Aufseher habe. Chlorindens Gespielinnen sind scharfsichtig, um an ihr Fehler zu entdeken. Ihre Frage Mamsel! bei dieser Gelegenheit an mich ist die billigste von der Welt, und ich werde sie Ihnen auf die billigste Art beantworten. Sie haben volkommen guten Grund, unter Fehlern, die man Laster heissen mus, und untern Fehlern, die nur den Namen der Schwachheiten verdienen, einen Unterschied zu machen. Die erstern sind ware Häslichkeiten, Züge, welche gegen alle Regeln eines guten Gemäldes sind. Diese aber sind in der That nur Mängel, oder daß ich mich recht eigentlich ausdrüke, keine Züge, sondern

nur

nur Abwesenheiten von Zügen, oder Entfernungen würklicher Striche von den besten Linien zur Bildung der volkommensten Schönheit. Diese Schwachheiten, diese Fehler können allerdings mit der Tugend bestehen. Glauben Sie es nur Mamsel! die Tugend kan auf dieser Welt nicht ganz volkommen werden. Wir bleiben noch immer eingeschränkte Wesen, und ob gleich unserer Seelen eine grosse Schönheit möglich ist, so wird sie doch niemals volkommen, und ohne alle Mängel seyn. Es geht mit der Schönheit der Seele wie es mit der Schönheit der Leiber gehet. Wäre diese wol ganz ohne allen Tadel? wäre sie wol iemals so gros, daß man gestehen müste, es fehle ihr kein einziger Zug, keine einzige Wendung oder Krümmung, oder Fortlauffung der Züge nach Maas, Anzal und Verbindung zu eins? Solte man nicht noch immer glauben dürfen, es gäbe noch grössere Schönheiten, als die, welche man dafür preiset? Hat wol Apelles oder der grösseste Künstler der geschiktesten Jahrhunderte die Malerkunst aufs höchste gebracht? Volkommene Schönheiten sind nur in den Welten der Romanschreiber vor diesem möglich gewesen, und seit der Zeit, daß man angefangen, vernünftigere Romanen zu verfertigen, so vermist man auch die volkommensten Schönheiten in ihren Beschreibungen. Ein Beweis, daß man es für unbillig halte, in Erdichtungen weiter zu gehen, als die Natur in ihren Werken gegangen ist. Und in Warheit Mamsel! man würde sich eine ganz andere Welt einbilden müssen, als diese ist, wenn man

eine

eine volkommene Tugend in der Welt haben wolte. Allein, das gereicht dem menschlichen Geschlechte gar nicht zur Schande. Es hat Schranken, und diese Schranken können gar nicht von ihm getrent werden. Eine volkommene Tugend müste allezeit nach dem waren Werte der Dinge urteilen, und wie gros müste nicht der Verstand eines Menschen seyn? Nur immer die aller erhabensten Bewegungsgründe müsten den Willen lenken, und es ist nur gar zu schwer, ein Mensch zu bleiben, und diese dennoch stets entdeken zu können. Es müste keine Minute geben, worin wir uns gleichsam selbst einmal vergessen könten, und Triebe und Afekte müsten uns niemals zu berüken geschwind genug seyn. Das können aber nur Engel. Auch der grösseste Geist hat eine empfindliche Seite; einen Gesichtspunkt, in dem er weniger schön ist, als in allen andern. Es gibt bei einem ieden Menschen immer eine oder die andere Gattung von Handlungen, welche ihm gleichsam zu schwer sind, und bei denen er empfinden mus, daß er ein Mensch ist. Wir leben in einer Welt, deren Verbindungen auch der schärfste Verstand nur von wenigen Seiten, und auf eine gar kleine Entfernung durchschauen kan, und es kommen oft genug Fälle, welche das Herz auch des grössesten so schleunig, und so stark bestürmen, daß man einen Aufrur, und eine kleine Unordnung der moralischen Vermögen zu verhüten, ausser Stand ist. Kurz! es kan nicht anders seyn, es fehlen auch der schönsten Seele noch immer Grade der Harmonie ihrer moralischen Ver-

mögen, und aus diesen Mängeln entspringen Handlungen, denen auch eine grössere Schönheit fehlet, und die man also Schwachheiten, und Fehler nennen kan. Die Tugend kan bei Menschen weder in ihrem eignen Wesen noch in ihren Würkungen ganz volkommen seyn. Am wenigsten werden wir sagen dürfen, daß sie es würklich sei, und wenn sie es auch seyn könte, daß sie es doch werden würde. Sie wird niemals so volkommen werden, als sie es noch werden könte. Die Welt müste ganz anders seyn. Unsere Vorwelt müste schon einen hohen Grad der Tugend durchgängig besessen haben, wenn wir den grösten erwerben solten, und die Verbindungen der Dinge auser uns würden nicht zu unserer Welt zu gehören scheinen, wenn wir so tugendhaft werden solten, als wir unserer Natur nach werden könten. = = = =

Aber wie? schrekt diese Anmerkung die Menschen nicht ab, alles äusserste anzuwenden, recht tugendhaft zu werden? Es mus uns betrüben, wenn wir zu glauben gezwungen sind, daß unsere Bemühungen bei einem mässigen Grade stehen bleiben müssen. Wir wünschen die Schönheit, und unsere Zufriedenheit leidet allemal, wenn iene nicht so gros ist, als wir sie wünschen. Man würde Grund genug haben, so zu denken, wenn es gar nicht möglich wäre, zu einem Grade der Tugend zu gelangen, der uns volkommen beruhigen könte. Den grössesten Grad kennen wir gar nicht, und der, den wir erhalten können, wenn wir alles anwenden, was in

unsern

unsern Kräften steht, ist volkommen hinreichend, uns mit uns selbst auf eine entzükende Art zufrieden zu machen. Nur Schade, daß nicht einmal die meisten diesen erreichen. Recht eifrigen Herzen bleibt also die Tugend noch immer ein Ziel, welches zu erreichen, man weiter gehen müsse, als der grösseste Teil der Menschen geht. Ihre Tugend wächst, so lange sie leben, und in der Ausübung ieder Pflicht kan sie sich in einem ungewönlichen Glanze zeigen. Es gibt ungemein viele Grade in der Tugend selbst, und in ihrer Ausübung. Ein ieder ist dennoch reizend, und alle Menschen sind nicht einmal geschikt einen gleich grossen Grad zu erreichen. Nicht alle Menschen sind gleich schön in ihrer Gestalt. Eine iede Schönheit sezt gewisse Grundlagen zum voraus, und nachdem diese glüklich entworffen sind, nachdem richtet sich der Grad der Schönheit in der Ausbildung. Lassen Sie uns das auf die Schönheit der Seele deuten. Zweiffeln Sie nicht, daß eine iede Seele eine hinreichende Grundlage zur Schönheit mit auf die Welt bringe. Wir sind Geschöpfe eines Meisters, der in allen seinen Werken Schönheit liebet, und menschliche Seelen gehören unter seine besten Arten. Von Natur sind wir alle so beschaffen, daß alle unsere moralischen Vermögen eine angeneme Harmonie mit einander haben, und es komt in der That nur auf die ersten Fürer unserer Jugend, und auf uns selbst an, ob diese Harmonie erhalten werden sol, oder nicht. Wir bringen ein glükliches Geschik zur Tugend, und eine richtige Anlage zu derselben mit auf die Welt, und die Bemü-

hung der Moral geht nur dahin, die Künste zu zeigen, wie wir diese Anlage ausbilden sollen. Je grösser der Grad unseres Verstandes, und der übrigen Erkentnis Vermögen ist, desto grösser ist unser natürliches Geschik zur Tugend. Allein hierin kommen nicht alle Menschen überein. Je grösser der Grad des Gebrauchs unseres Verstandes, und der andern Vermögen ist, und ie eine genauere Proportion die Vermögen gegen ein ander in Absicht des Grades ihres Gebrauchs erhalten haben, desto grösser ist die würkliche Tugend, oder desto ausgebildeter ist die Schönheit unserer Seele. Aber auch hierin ist eine tausendfache Verschiedenheit unter den Menschen. Der Grad des harmonischen Gebrauchs unserer Seelenkräfte wächst ganz gewis durch die Vielheit der Gelegenheiten und der Anwendung. Ich schreibe einem ieden Menschen einen gewissen Würkungskreis zu, ich wil sagen, einen Zusammenhang von Gelegenheiten und Vorfällen und moralischen Handlungen, die nach Zahl und Beschaffenheit bestimt sind, und worin seine Tugend sich ergiessen kan. Nachdem dieser Würkungskreis gros oder klein ist, und nach dem leichte, oder schwere Vorfälle häuffig oder sparsam vorkommen, nachdem ist der Grad der Tugend gros oder klein. Auch hierin ist die Verschiedenheit der Menschen sehr sichtbar. Ich wil mich deutlicher erklären. Es gibt Menschen, welche einen grossen Grad des Verstandes von der Natur zum Geschenk erhalten haben, und denen eine Scharfsinnigkeit, und ein feiner Wiz niemals ihre Hülfe versagen, wenn es auf eine genaue

naue Beurteilung der Pflichten ankomt. Alle ihre Vermögen zu handeln haben gegen diese Stüke ein genau abgemessenes Verhältnis. Sie sind tugendhaft, und zwar in einem ansehnlichen Grade, wenn die Beobachtung ihrer Pflichten auch nicht eben mit Umständen verknüpft ist, die die Beurteilung, und die Entdekung erhabener Bewegungsgründe schwer machten. Allein man seze einen gleichen Gemütscharakter in verworrenere, und schwerere Umstände und in Gelegenheiten, welche eine Menge von entgegengesezten Bewegungsgründen bei sich füren, mus man allerdings gestehen, daß hier der Grad der Tugend grösser sei. Cleon ist mässig, allein der Reiz zu Unmässigkeiten ist kleiner, und die Gelegenheit, in Essen und Trinken auszuschweiffen, sind selten. Cleon ist tugendhaft. Lysias ist reich; er ist ein Hofmann; er wird öfters zu Gaste geladen; selbst der Wolstand scheint bisweilen eine kleine Ausschweifung zu erfordern; er ist sonst gefällig, und besizt noch dazu eine lebhafte Sinlichkeit. Allein Lysias ist dem ohngeachtet stets mässig, und wird man nicht gestehen müssen, er besize von dieser Seite einen höhern Grad der Tugend, als Cleon? Belinde redet nicht leicht von andern übels, und sie spottet nicht leicht über abwesende Freunde oder Gespielinnen. Allein sie kömt auch nur sehr wenig in solche Gesellschaften, wo abwesende gemustert werden, und ihre gefällige Denkungsart macht sie auf die Fehler anderer nicht sehr aufmerksam. Indessen würde auch sie, wenn sie nicht tugendhaft wäre, bisweilen Gelegenheit haben, sich über allerhand Personen aufzuhalten.

Lotgen hingegen, die wizige, die aufmerksame Lotgen bemerket die Fehler anderer auf das genaueste; sie scherzt und spottet bisweilen bei unschuldigen Gelegenheiten recht artig und eindringend. Sie mus öfters in Geselschaften seyn, wo man die spöttischsten Musterungen abwesender anstelt, und sie weis von den beschuldigten Gegenständen wol öfters mehr Fehler als ihre Gespielinnen, allein sie nimt doch niemals Teil an dergleichen spöttischen Beurteilungen. Sie weis so gar öfters durch eine artige Verteidigung, ohne die Miene einer Verteidigerin anzunehmen, der ganzen Untersuchung ein Ende zu machen. Lotgen ist warhaftig von der Seite sehr tugendhaft, und in einem weit höhern Grade als Belinde. Die Schönheit der Seele Lotgens ist weit glänzender.

Ist es nicht andem? Mamsel! Haben Sie nicht unter ihren schönen Geselschafterinnen eben so wol Grade der Schönheit der Seele als des Gesichts bemerkt? Allein wissen Sie, daß die Schönheit des Geistes darin einen Vorzug vor der Schönheit des Leibes habe, daß man sich die erstere selbst erwerben und ihren Reiz immer erhöhen könne, da die leztere nur ein Werk der Natur ist, und nur gewisse Jare zu ihrer Blüte hat. Die Moral führt zu Schönheiten, welche ewig dauren, und denen das Alter nur immer eine grössere Kraft zu rüren erwirbt. Die Tugend wird immer liebenswürdiger, ie älter sie wird. Ist sie es also wol nicht wert, eifrigst gesucht zu werden? Sie stimmen mir gewis bei. Nicht andem? Mamsel! Sie lieben die Tugend? Ja! Sie thun es; und ich

weis

weis es, Sie sind ihre beständigste Verehrerin, so wie ich unverrükt bin

Dero

aufrichtigster Freund.

Achter Brief.

Mamsel!

Sind Sie mit meiner Antwort zufrieden? O! ich denke es, und zwar darum, weil Sie zu billig sind, von Menschen mehr zu fordern, als man fordern kan. Wie herlich würde die Welt nicht seyn, wenn alle Menschen sich nur bemühen wolten, so tugendhaft zu werden, als sie könten. Ganz gewis Mamsel! sie würden glükseelig, recht glükseelig seyn. Allein abermal ein Wort, das häuffig genug gebraucht, aber nie recht verstanden, und noch weniger recht volkommen erklärt wird. Ich weis beinahe selbst nicht was ich eigentlich davon sagen sol, und das darum, weil ich kein Urbild finden kan, woran man die Glükseeligkeit deutlich erbliken, und wovon ich Ihnen einen Abris verfertigen könte. Vieleicht ist die Glükseeligkeit ein Zustand, ein Gut, das für die Menschen zu kostbar ist. Oder vieleicht ist sie wol gar ein schönes Hirngespinste, und ein abgeschmakter Zustand? Solten Sie wol glauben Mamsel! daß es würklich Menschen gegeben, wel-

che auf die Art von der Glükseeligkeit geurteilet hätten? Ja! ia! ganz gewis. Von der leztern Art war die so berümte Königin von Schweden Christine, eine seltene Dame, eine Dame, welche sich über alle Weltweisheit zu erheben schien. Sie war gelehrt, und besas grosse Einsichten; sie war eine Königin, und es schien ihr also nichts zu fehlen, was nur irgend ein grosser Geist zu seiner Glükseeligkeit nötig haben kan. Solte Christina also wol nicht Recht haben, und solte sie es nicht aus der Erfarung haben sagen können, daß die Zufriedenheit und Gemütsruhe, der wesentlichste Teil der Glükseeligkeit, ein abgeschmakter Zustand und ein schönes Hirngespinste sei? In allem Ernste! sie sagte es aus eigner Erfarung. Denn sie war bei aller ihrer Hoheit dennoch nicht zufrieden, und folglich auch nicht glüklich. Ein grosser Geist verdient öfters nur diesen Namen darum, weil seine Begierden so zu reden unendlich sind; und mit dieser Unermeslichkeit der Begierden kan freilich keine Glükseeligkeit bestehen. So war der Geist Christinens. Wann unsere grossen Geister nur nicht allein auf einer einzigen Seite und unter einem einzigen Gesichtspunkte gros wären, so müsten sie natürlicher Weise glükseelig seyn. Merenteils haben sie das Unglük, daß sie gerade von der Seite nicht gros sind, welche den nächsten Einflus auf die Glükseeligkeit hat. Es gibt Menschen, welche man von allen Seiten klein heisset, und welche auch in der That in der Welt sehr geringes Aufsehen machen, aber die dennoch nach ihrer Art glüklich sind. = = = Wie? ist denn

die

die Glückseeligkeit so etwas, das man nur gar zu leicht an den Menschen übersehen kann? Solte sich ihre entzükende Empfindung nicht in alle Züge des Gesichts, und in alle Handlungen ergiessen, und sich auch äusserlich erkennen lassen? Sie ist gewis sichtbar genug, aber nur Leuten von einer besondern Denkungsart. Ich wil es Ihnen wol sagen Mamsel! woher es komt, daß man so schwer urteilen kan, ob andere glüklich sind oder nicht. Mir scheint ein ieder sich nach seinen Neigungen und nach seiner Einbildung einen Entwurf, ein Bild eines glükseeligen gemacht zu haben, und wenn er bei andern diese Züge nicht antrift, so hält er ihn nicht für glüklich. Und wie kan das sich zutragen? Denkt nicht ein ieder anders, als alle Menschen, und denken nicht alle Menschen anders, als ein ieder insbesondere? Nehmen Sie sich nur einmal die Mühe, von ihren Bekanten sich ihre Wünsche entdeken zu lassen, welche sie erforderten, um glüklich, um zufrieden zu seyn. Ich stehe ihnen dafür, ein ieder werde anders denken, als der andere. Und wissen Sie warum? Man sezt den Grund der Glükseeligkeit nur in Gütern ausser sich, und sucht die Quelle derselben nicht in sich selbst. Allein Mamsel! im Vertrauen gesagt, auf die Art bleibt es immer unmöglich, eine ware Glükseeligkeit zu geniessen. Wir können grosse Güter, die ausser uns sind, besitzen, und doch unglüklich seyn. Warum? Wir selbst sind uns unter allen Gütern das kleinste. Man darf aber nur wenig, und noch dazu kleine Güter ausser sich besizen, und doch glükseelig seyn, allein

unser eigen Herz, der Adel unserer Seele, wir selbst sind uns ein unschäzbares Gut, über welches wir nichts mehr wünschen können. Ich wil alles mit wenig Worten sagen! Ohne ware Güter, und ohne den Genus, einem wolgeordneten Genus derselben ist keine Glükseeligkeit. Allein Güter und das Geschik sie zu geniessen, und die Kentnis derselben müssen wol proportionirt gegen ein ander seyn. Wenige Güter, aber eine glükliche Unwissenheit grösserer, und bei dem allen ein grosses Herz erzeugen in der That keine kleinere Glükseeligkeit, als viele und grosse Güter, eine Kentnis keiner kleinern, und ein grosses Herz. Die Empfindung, der Genus, und die Würkungen sind bei beiden gleich. Ist es nicht an dem? Ein Mensch, der nur allezeit kleine Summen kent, schäzt sich reich, wenn er deren in mehrerer Anzahl besizt als sonst, er ist in seiner Empfindung eben so reich, als derienige, der grösserer Summen gewont ist, und derselben izt mehrere in seiner Gewalt hat, als sonst. Die Erfarung lehret uns, daß derienige, der sein Vermögen nur nach hunderten zu zälen gelernt hat, sich eben so reich halten wird, als der, welchen eine beständige Gewohnheit seinen Reichtum nach tausenden zu schäzen gelehret hat, sich immer glauben kan. Wolten Sie mir daher wohl zugestehen, daß Menschen im geringen Stande eben so glükseelig seyn könten, als Herren in dem höchsten? Wolten Sie wohl zugeben, daß ein Bauer eben so glükseelig, als ein Fürst seyn könte, wenn ieder eine solche Seele hat, welche sich für seinen Stand schiket? Wechseln Sie aber

einmal,

einmal, lassen Sie die Seele des Bauren die Güter des Fürsten, und die Seele des Fürsten die Güter des Bauren genieſſen, so sind beide unglüklich. Es ist in Warheit eine rechte Herzensluſt, auf die Art die Spuren der Weisheit des Beherſchers der Welt zu entdeken. Ich werde allemal beinahe entzükt, wenn mich ein reizender Gedanke von der Art mir selbst entreist, und mich durch frohe Betrachtungen durch die verschiedenen Stände der Menschen durchfürt, und mir das System der götlichen Weisheit bei Austeilung der Güter zur Glükseeligkeit, so weit es einem schwachen Verstande erlaubt ist, entfaltet. Ich sehe meinen Schöpfer in seiner ganzen Grösse, ich verschwinde gleichsam vor ihm, mein Herz pocht und walt für Liebe gegen seine Gütigkeit, ich beneide keinen, und in dem Augenblike bin ich der glükseeligste Mensch von der Welt. Ich werde es mit der grössesten Gleichgültigkeit ertragen können, daß andere tausendmal mehr Güter besizen; wenn ich mich nur recht betrachte, so besize ich dennoch für meinen Stand die grössesten, die ich mir nur wünschen könte, wenn es mir erlaubt wäre, mich im Ganzen zu beschauen; und die folgende Zeit lehret mich noch immer, daß die vorhergehende gerade so grosse Güter eingeschlossen habe, als sich für mich schiften, und als ich zu empfinden im Stande war. Ich werde mich bemühen Mamsel! Ihnen alle diese Säze durch einige Schilderungen klärer zu machen.

Noch habe ich Ihnen nicht gesagt, worin die ware Glükseeligkeit bestehe, und Sie sollen es aus mei-

nen Schilderungen raten. Cleon ist ein Man, dem der Fleis seiner Vorfaren ein ziemliches Vermögen hinterlassen, und seine eignen Bemühungen haben es noch vermehret. Er ist ein Man von Stande, und er besizt so gar ein Rittergut. Bequemlichkeit und Bedienung sind erwünscht. Sein Haus und Garten wären schon geschikt einen andern Geist, als den seinigen, zu ergözen. Er ist mit einer Person vermält, auf deren Wangen ein angenehmer Reiz sich ausgebreitet hat, allein die ihm viel zu flüchtig, prächtig, und auf gewisse Art verschwenderisch ist. Cleon empfindet alle seine Herlichkeiten nicht; er glaubt, daß es so seyn müsse; er kent keinen geringern Stand, aber wol höhere. Cleon ist geizig und ehrbegierig. In seiner Haushaltung gehet ihm viel zu viel auf, seine Gemalin ist ihm eine Quelle von Sorgen, er bedauret es, geheiratet zu haben, ob er gleich eine schöne Mitgabe bekommen. Er wünscht reicher, und angesehener zu werden, als alle seine Nachbaren; sein Stand ist ihm schon zu gewont, und zu geringe; aber er fürchtet sich doch immer, mehr Aufwand machen zu müssen. Er erblikt seine Güter niemals ohne Seufzen, und nie verläst ihn die Sorge, ihren Wert zu erhöhen, und ihre Anzal zu vergrössern. Wird iemand von seinen Bekanten zu Ehrenämtern erhoben, so geht dem Cleon gewis ein Stich durchs Herz; den Augenblik sint er auf Anschläge, noch höher zu steigen, und tausend Sorgen quälen sein Herz vergeblich. Er verwirft sie, und er hängt ihnen nach. Er wünscht und er verabscheuet. Kurz! wird man sagen können, daß

Cleon

Cleon bei allen seinen Gütern glükseelig sei? Orgon ist ebenfals reich, und es fehlet ihm so zu sagen nichts. Er liebt die Bequemlichkeit über alles, und er hat sie auch. Seine besten Verrichtungen sind essen, trinken, und schlaffen. Sonst bekümmert er sich um die ganze Welt nicht. Wenn ihn seine dienstwilligen Freunde nur in Ruhe lassen, so ist ihm alles gleichgültig. Ist Orgon glükseelig? Beinahe scheint es so! Er ist glüklich. Allein, nicht wie ein Mensch, sondern gerade nur so, als ihr fauler Mops Mamsel! der auf seinem Polster den ganzen Tag schläft. Glauben Sie nur, er empfindet nichts, er ist in der That nicht vergnügt, er schläft nur. Das höchste, was man behaupten könte, wäre, daß er eben nicht unglüklich sei. In Warheit! eine menschliche Glükseeligkeit mus erhabener seyn. Ein Glükseeliger mus wachend vergnügt und zufrieden leben. Lisgen machte sich, wie Sie selbst wissen, in ihrer Jugend tausend Entwürffe ihrer künftigen Glükseeligkeit. Nur um das einzige bitte ich den Himmel, sprach sie, daß ich einen vornehmen Man heiraten möge. O! wie wil ich glüklich seyn, wenn ich mich unter andern Damens in meinem Puze zeige. Wie zufrieden wird also Lisgen nicht werden, wenn sie nach Herzenslust befelen, und sich in prächtigen Kutschen von einem Orte zum andern faren lassen kan. Sie wird ganz aufleben, wenn eine Kammerjungfer beständig hinter ihr stehet, und ihre Befele erwartet. Nichts war ihr reizender, als sich von einer schmuzigen Hausarbeit, wie sie sie nante, zu entfernen, und dagegen eine vornehme Geselschaft in

ihrem Visitenzimmer zu empfangen. Wuste Lisgen, die kluge Lisgen, auch wol, was sie sich wünschte? Sie war ziemlich reich, und der Himmel erhörete ihre so eifrige Wünsche. Lisgen ist izt würklich eine vornehme Dame, aber nichts weniger als glüklich. Alles, was sie sich vorher so sehr wünschte, ist ihr izt zur Last. Die gute Lisgen kante die Beschwerlichkeiten des vornehmen Standes nicht: izt ist ihr das Herz immer schwer; es geht ihr doch nicht nach Wunsche; es fehlt ihr izt noch weit mehr als zuvor; ihr Gemal scheint kaltsinnig geworden zu seyn, und ihre Bekandten haben es doch ihrer Meinung nach noch weit besser, als sie. Lisgen weis die Vorzüge ihres Standes nicht recht einzusehen, und noch weniger zu geniessen. Sie hat zu lange Weile, und ist sich selbst nicht gros genug, um sich die Zeit zu vertreiben. Lisgen wäre gewis glükseeliger gewesen, wenn sie in den Mittelstand geheiratet, und sich in der Wal besser vorgesehen hätte.

Es ist wahr Mamsel! beinahe solte uns angst werden; und beinahe solte man glauben, daß eine Glükseeligkeit die Menschen flöhe. Nein! Keinesweges! Es gibt gewis Menschen, die warhaftig glüklich sind, obgleich ihre Anzahl nur klein ist. Und alle könten es seyn, wenn alle Verehrer der Tugend wären. Wir selbst, nur allein wir sind der Quel unserer Glükseeligkeit, und das Anschauen der Schönheit unserer Seele ist der einzige Grund unseres Glüks. Ich bin zu schwach, den waren Zustand des Belidors, des glükseeligen Belidors auszudrüken. O! daß doch alle so zufrieden, so ruhig

seyn

seyn mögten! Belidor ist tugendhaft, und mit diesem einzigen Worte habe ich alles gesagt, was man nur grosses von ihm sagen kan. Er besizt ein hinlängliches Auskommen, und einen mässigen Rang in der Bürgerschaft. Seine Gemalin ist wie er, liebenswürdig, und tugendhaft. Man solte Engel zu sehen glauben, wenn man den freundschaftlichen, den zärtlichen, den ungezwungenen und doch ehrerbietigen Umgang dieses Ehepaars erbliket. Sie haben nur ein Herz, und beide empfinden alles was ihnen begegnet zugleich. Keiner thut etwas ohne den andern, und beide wollen nur allein das, was Tugend und Klugheit befielet. Die Unschuld und das Vergnügen ist in ihren Gesichtern abgemalet, und wann Belidor und Justgen sich küssen, sich ehrerbietig und doch zärtlich küssen, so ist ein ieder Kus ein Opfer, das der Liebe und dem Ehestande zur Ehre gebracht wird. So wie ihre Seelen harmonisch sind, so siehet es auch in ihrer ganzen Haushaltung aus. Sie wissen ihre Einname auf das richtigste und klügste zu teilen; sie beobachten die Pflichten der Ehrbarkeit sehr genau, und doch bleibt ihnen noch immer ein Notpfennig übrig. Es wäre schlechterdings unmöglich, wenn Belidor und Justgen nicht so regelmässig dächten, und über ihre Neigungen eine volkommene Herschaft hätten. Belidor thut mit der grössesten Freudigkeit seine Berufsgeschäfte, und nie beschwert er sich, daß sie ihm zu sauer wären. Sein Gemüt ist gelassen, und ruhig, und keine unnüze Sorgen machen ihn unaufgeräumt. Schwermut und Traurigkeit kent er

nicht,

nicht, und er verläst gerade mit eben der Fassung und Empfindung sein Bette des Morgens, als Adam in seinem Paradiese erwachte, oder als ein Mensch, der sich recht erfreuet, neue Kräfte zu haben, um zu arbeiten, und wachend ein reizendes Vergnügen zu geniessen. Seine müssigen Stunden gehören seiner Gemalin, und einem weisen Vergnügen, und kaum wikelt die Nacht ihre Schatten auseinander, so bringt sie auch dem Belidor und seiner Justgen die erhabenste Zufriedenheit mit. Gespräche, welche zu entzüken im Stande sind, beschäftigen alsdenn ihre freie Seelen. Beide erinnern sich alles dessen, was sie am Tage Gutes gethan haben, und beide überlegen mit einem zärtlichen Wetteifer, was sie noch morgen schönes, und liebreiches vornehmen wollen. Sie sind beide Menschenfreunde, und das Wolthun an Arme, und Dürftige hat bei ihnen allezeit ein reizendes Ergözen zur Belohnung bei sich. Ihre Kinder, in welchen die Tugend der Eltern in der schönsten Hofnung aufzukeimen anfängt, beschäftigen ihre Seelen auf tausendfache, aber allezeit angenehme Art. Ist es möglich, die Tugend in spielender Kindheit zu sehen, und doch kein Vergnügen, keine himlische Wollust zu empfinden? Die Artigkeit der Kinder gefält tausendmal mehr, als erwachsener Personen, und die Hofnung, welche Eltern von ihren Kindern ernären müssen, ist die beste, die in der Welt seyn kan. Für tugendhafte Kinder sorgen zu können, ist ein warhaftiges Glük, und die gröste Belohnung einer zärtlichen Liebe. So leben Belidor und Justgen die meiste Zeit, ohne

daß

daß sie Ursach hätten, sich vor etwas zu fürchten, oder sich über etwas zu betrüben. Allein so lange noch böse Menschen in der Welt sind, und die Schwachheit ein Eigenthum der Menschen bleibt, so lange wird auch allerhand Uebel und Unglük auf der Erden seyn. Belidor empfindet auch das seinige, allein sein Herz ist viel zu gros, als daß es dadurch bewegt werden solte. Er ist sein eigner Beherscher, und er übt eine Kunst aus, welche grösser ist, als Länder zu regieren. O! solten Sie wol glauben Mamsel! Der redliche, der unschuldige Belidor wurde vor einiger Zeit verlästert. Er erfuhr es, aber weit gefehlt, daß er in Zorn geraten wäre. Mein Gewissen, sprach er, ist mein Trost; mir geschicht unrecht; und ich bin doch schuldig zu leiden, daß andere sprechen, was sie verantworten können; die Lästerer aber werden noch schon Lügen gestraft werden; und da ich sie nicht anders widerlegen kan, als durch Hülfe der Zeit, und durch meine guten Handlungen, so werde ich gewis gerechtfertiget werden. Ich bin gelassen; meine Tugend kan wol verklagt, aber nie verdamt werden; und geschähe dis, so fürt die Verdamnis selbst die Rache, und meine Rechtfertigung bei sich. O! erhabener Belidor! wie glükseelig bist du! Noch neuligst brante ihm ein Haus ab. Und hier wird er doch aus seiner Gleichgültigkeit gebracht worden seyn? O! nein! Belidor ist gros, und weil er gros ist, glüklich. Zwar Schade um mein Haus, sprach er, allein ich werde darum nicht ärmer. Ich hatte es nur von meinem Schöpfer zur Miete, und er wird mich ge-

wis schadlos halten. Es geschicht nichts ohne seine Zulassung, und empfinde ich bei dieser Zulassung Schaden, so habe ich kein Recht mich zu beschweren, und so wenig mein Gott mein Unglük wollen kan, so sicher wird er die Umstände beschlossen haben, welche diesen Verlust ersezen werden. Gib dich zufrieden Justgen, wir sind ia noch beisammen, und ich weis unser Schöpfer hat an unsern Neigungen einen Gefallen; er wil unsere Gelassenheit prüfen; und dis Opfer war ia dennoch nur klein; können wir arm seyn, da wir einen so reichen Vater haben; es wird vieleicht schon ein neu Haus für das andere gebauet, und wenn es nicht ist, so denke, daß dir Gott schon Mittel schenken werde, daß du dir das Vergnügen machen kanst, es selber und besser als vorher bauen zu lassen. Justgen lächelte, küste ihn, und war völlig zufrieden. Hatte er sich aber nicht mit vergeblicher Hofnung geschmeichelt? O! nein! drei Jar verlieffen, daß sie nur almälig den Bau des Hauses anfangen konten, und man sahe, wie ihre Einname gesegnet war. Aber nachher, was dächten Sie wol? Nachher starb eine Tante von Justgen, und sezte sie zum Erben ein, ohnerachtet andere darauf gehoft hatten. Nun war Justgen reich, aber auch zugleich durch die Güte der Vorsehung gerürt. Und nun waren auch alle reich, die ihrer Hülffe bedurften. Belidor bekam noch dazu ein einträglicheres, und angeseheneres Amt, wo seine Tugend noch einleuchtender und sein Glük noch erhabener ist; denn mit der Grösse der Seele, und den Ausflüssen der Tugend wächst die Glükseeligkeit allemal.

O!

O! so einen Gatten, als Belidor ist, wünsche ich Ihnen Mamsel! Sie verdienen ihn, und nur ein Herz, als des Belidors seines, verdienet das ihrige. Sie sollen sehen, ob mich nicht izt ein Wahrsagergeist regieret habe. Nun, nun Sie müssen so glüklich werden, als ich es Ihnen wünsche. Mein Brief ist zwar schon lang, aber ich habe Ihnen dennoch noch einen glükseeligen zu schildern. Vieleicht vermuten sie es auf die Art nicht. Vor einiger Zeit befand ich mich auf dem Lande, und ich ward mit einem Bauer bekant, der mir ein wares Bild der Glükseeligkeit darbot. Ich gieng im Felde spazieren, und er kam mir singend entgegen. Nach einigen kleinen Gesprächen fragte ich ihn, ob er denn mit seinem Stande zufrieden wäre? Ich bekam eine Antwort, die ich mir kaum vermutete. Besser als ein Fürst, sprach er, und ob ich gleich bald sechzig Jar alt bin, so habe ich doch nie anders gedacht. Ich bat ihn mir seinen Lebenslauf zu erzälen; er that es, und ich wil ihn Ihnen so kurz als möglich wieder erzälen. Mein Vater, redete er, war ein guter, redlicher Bauersmann, und er verlies mir gerade so viel, daß ich bei saurer Arbeit davon leben konte. In der Schule habe ich rechnen und schreiben gelernet, und die Gebote meines Gottes. Man sagte mir von Jugend auf, Gott fürchten, ehrlich seyn, treu arbeiten, und nichts böses thun, sei der nächste Weg in der Welt glüklich zu werden. Das habe ich bis hieher treulich beobachtet, und Gott sei Dank, mir hat nichts gefehlet. Ich muste in meiner Jugend viel arbeiten,

aber wenn ich des Mittages zu Hause kam, so war mir das Essen eine rechte Wolluſt, und des Abends ſchlief ich ſo ſanft und ruhig ein, als wenn die ganze Welt mein gehört hätte. Als mein Vater ſtarb, ſo nam ich den Hof an, und heiratete eine Bauerstochter, die from und fleiſſig war. Wir machen nicht viel Weſens zuſammen, aber wir haben uns doch lieb. Ich diente ſechs Tage in der Woche meinen Herrn, und bauete mein Feld, und den ganzen Sontag ſung und betete ich Gott zu ehren. Meine Erndte iſt mehrenteils gut geweſen, und wenn ich Unglük litte, ſo dachte ich, unſer Herre Gott kan ſegnen, und ſtraffen; es wäre meine Schuld nicht geweſen, und allemal hatte ich doch ſo viel, daß ich meine Gaben geben, und für mich leben konte. Geizig bin ich niemals geweſen, und wenn ich meine Contribution zalen mus, ſo geſchicht das mit den gröſten Freuden. Denn unſer Herre Gott ſpricht, gebt dem Käiſer, was des Käiſers iſt. Ich habe ſechs Kinder begraben laſſen, und ob es mir zwar wol ein bisgen nahe gieng, ſo grämte ich mich doch nicht, weil ich wuſte, daß ſie unſerm Herre Gott gehörten, und daß er ſie beſſer verſorgen würde, als ich. Wenn ich noch izt des Morgens ins Feld gehe, ſo freue ich mich recht, wie die liebe Sonne die ganze Erde ſo fruchtbar macht, und wenn ich die Vögel ſingen höre, ſo mus ich auch ſingen, und ich lobe Gott, daß er mich geſund erhalten, und mich eine ſo ſchöne Welt zu bewonen gegeben hat. Ich ſinge immer ſo weg, und bete auch wol, daß er mich doch für einen böſen ſchnellen Tod bewaren,

und

und mir mein Brod bis an mein Ende, und noch etwas drüber, das ich meinen Kindern zum Anfange in der Welt hinterlassen kan, aus Gnaden bescheren wolle. Unter diesen Gedanken habe ich ein ganz Stük gearbeitet, und ich weis es kaum. Denn esse ich mit frischen Appetite meine Landkost, und so habe ich nun beinahe sechzig Jare gelebet. Wil unser Herre Gott, daß ich noch länger leben sol, so wünsche ich mir es auf keine andere Art, und wenn ich sterben sol, so wil ich es mit Freuden thun; denn wenn Gott wil, daß ich aufhören sol zu arbeiten, so wil ich mich auch gerne zur Ruhe begeben, und die künftige Welt ist doch noch wol besser, als diese. Meine alte Knochen gehen so lange, als Gott wil, und denn mögen sie immer vermodern; Gott wird mich nicht verdammen; denn ich habe keinen Menschen kein Unrecht gethan, und habe gearbeitet, so viel ich gekont habe; ich habe auf meinen Gott vertrauet, und den Armen Gutes gethan; Gott wirds den Meinigen auch nicht fehlen lassen. Drum komm mein End heut oder Morgen = = = =

So fieng er an zu singen, und ich ging mit gerürtem Herzen einen andern Weg.

Glauben Sie Mamsel! daß der alte Man warhaftig glükseelig war, so eingeschränkt auch sein Besiz und sein äusseres Glük ist? Und was meinten Sie, er preste mir den Wunsch ab, nur ein Bauer, und so glüklich als er zu seyn. Lachen Sie nicht; seine Glükseeligkeit ist einfach, aber doch reizend. Mein Wunsch verflog freilig bald, aber sein Gespräch hinterlies doch in mir einen starken Eindruk.

Das habe ich wenigstens gelernet, daß es leichter sei, bei wenigen Gütern, und einem guten Herzen vergnügt und glüklich zu seyn, als im höhern Stande; denn ie höher der Stand ist, desto grösser mus auch das empfindende Herz seyn, und desto mehr Gewalt mus die Seele über sich selbst besizen. Solten diese beiden Charaktere wol nicht allenfals hinreichen, die Glükseeligkeit zu erkennen? Ich wil mich bemühen, es in dem folgenden Briefe zu zeigen, und izt sage ich Ihnen nur, daß ich iederzeit bleiben werde

Dero

ergebenster Freund.

Neunter Brief.

Mamsel!

War das nicht ein recht langer Brief? Wurde Ihnen die Zeit bei Lesung desselben nicht etwas lang? = = = Doch was frage ich Sie auf die Art! Ich weis nur gar zu gut, daß Sie sich gern mit solchen Betrachtungen beschäftigen, die die Menschen so nahe angehen, als die, welche ich in dem vorhergehenden Briefe angestelt. Was sagt aber Amalgen dazu? Amalgen, die allezeit gegen die Schilderungen der Moralisten etwas einzuwenden hat. Mich dünkt ich höre Sie lächelnd sprechen,

chen, da sie meinen Brief gelesen hat: Das ist alles vortreflich! Ich wünschte mir nur, wie ein zärtlicher Moralist empfinden, und die Dinge im algemeinen betrachten zu können. Die Moralisten müssen recht ehrliche Herzen haben, aber nur Schade, daß sie die Menschen nur in ihrer Einbildung sehen, und nicht wie sie auf dieser Welt leben. Wer kan wol so seyn, als diese Schriftsteller uns haben wollen. Sie suchen alles hervor, was uns nur irgend Lust machen könte, ihren vorgeschriebenen Regeln zu folgen. Ihr Moralist, Mamsel! macht es nicht anders! So einschmeichelnd sie auch sind, so sind sie doch unter gewissen Betrachtungen kleine Tyrannen. Sie wollen unser Herz beherschen, und sie wollen uns manche angeneme Empfindung und manche Neigungen verwehren, die doch Menschen ungemein natürlich sind, nur weil sie mit dem erhabenen Bilde, das sie sich gemacht, nicht gar zu wol übereinstimmen. Meinten Sie denn wol, daß ein Belidor, ein Justgen in der Welt wären? Ich zweifele daran, und Sie wissen ia Mamsel! daß man selbst in den Klagen, und in den Tränen über ein Unglük seinen besten Trost, und eine Art des Vergnügens empfinde. Lisgen hat so gar unrecht nicht gehabt, und Lisgen ist nur darin zu bedauren, daß sie sich vieleicht in die Erhörung ihrer Wünsche nicht schiken kan. Ich wolte gewis nicht unglüklich seyn, und Lisgen ist es vieleicht auch nicht, aber der Moralist denkt es nur, weil Lisgen so schalkhaft ist, und äusserlich klagt, um nur etwas zu thun haben, aber im Herzen doch vergnügt ist. Bis-

weilen zu klagen, und sich vernehmen zu lassen, als wäre man mit seinem höhern Stande nicht glüklicher geworden, ist teils vornehm, teils eine feine List, welche die Würkung hat, daß unsere Gespielinnen uns nicht beneiden, und desto williger mit uns umgehen. = = = = Ja! warten Sie nur, schöne Amalgen! Zur Straffe wil ich Ihnen einen höhern Stand wünschen, und treffen alle meine Wünsche und Prophezeihungen ein, so ist ihr künftiger Gemal zugleich ein Moralist. Denn sollen Sie noch alle meine Säze bestätigen. Sie aber Mamsel! bitte ich, dieser kleinen Listigen ia nicht zu glauben. Merken Sie wol, daß Amalgen sich zum voraus entschuldigen wil, wenn es ihr etwa mit ihrer Heirat nicht recht glüken solte? Freilich es gibt nur wenig Belidors, aber es gibt doch einige. Ein warer Moralist mus die würkliche Natur schildern, und es ist ein Unglük, daß er nicht das für Recht erkennen darf, was die meisten durch ihre Handlungen für Recht erklärt wissen wollen. Sie verstehen mich schon; die Neigungen der Menschen müssen sichere Regeln haben, wornach sie beurteilt werden müssen, und diese können schlechterdings nicht von der gemeinen Gewonheit hergenommen werden. Sie müssen höhere Gründe haben, und der beste und eben darum der kleinste Teil des menschlichen Geschlechts kan ihnen nur zu Beispielen und Erläuterungen dienen. Ich bemühe mich mehr nach Würklichkeiten als nach dem möglichen, und ich versichere Sie, daß meine Charaktere meistens nach dem Leben gezeichnet seyn sollen. Amalgen

scheint beinahe die ware Glükseeligkeit und eine platonische Liebe in gleichen Rang zu sezen. Allein sie irret sich doch, und die Schilderungen scheinen ihr nur deswegen verdächtig, weil einige Umstände derselben nicht genau auf die Personen passen, die sie kennet. Es heist eine List über die andere sezen, zu sagen, daß man sich aus List verstellen könte, misvergnügt zu seyn, und doch eine ware Zufriedenheit zu genieſſen. Mir komt es so vor, als wenn man aus List dis für eine List ausgeben wolle, als denn, wenn man nicht gerne haben wil, daß die Welt das nicht glauben sol, was doch die lautere Warheit ist. So wenig sich ein heimliches Misvergnügen verbergen läst, so und noch weniger läst sich ein wares Vergnügen verleugnen, oder verstellen.

Verzeihen Sie Mamsel! mir diese kleine Ausschweiffung; sie schien mir nötig zu seyn; denn Amalgen, ich weis es, macht es nicht besser. Zeigen Sie ihr nur diesen Brief. Izt wil ich in meinem Systeme fortfaren. Nunmero werde ich mich bemühen, Ihnen die vornemsten Stüke, die zur Glükseeligkeit gehören, zu entwikeln. Ich müste mich sehr irren, wenn ich nicht glauben solte, daß Sie aus den vorher angemerkten Charakteren, den Schlus gewis machen würden, daß die Glükseeligkeit in dem Genusse eines immerwärenden, und ununterbrochenen sanften Vergnügens bestehen müsse. Längst sind wir es schon gewont, den unglüklich zu nennen, den ein beständiges Misvergnügen beherschet, und es entsteht in uns ein Mitleiden, wenn wir betrübte Personen sehen, denn wir halten sie für

unglüklich. Das Vergnügen auf der Welt ist das einzige, warum wir uns zu leben wünschen. Menschen, die nur wenige Stunden vergnügt sind, und mehrere in Misvergnügen verbringen müssen, sind auch nach dem Urteile aller Welt nicht glükseelig. Menschen, die vom Vergnügen trunken zu seyn scheinen, und allemal in eine kleine Raserei der Freude versezt werden, gehören auch nicht unter die waren glükseeligen. Ihr Glük ist ein Sturm, der bald vorübergehet, und ihr Zustand ein heisser Sommertag, der alle Kräfte verzeret, und die gröste Mattigkeit zurük läst. Und was bleibt denn nun für die ware Glükseeligkeit übrig? Nichts als das regelmässige, das sanfte, das ununterbrochene, und das immerwärende Vergnügen. Das Leben eines warhaftig glükseeligen hat die allergröste Aenlichkeit mit den besten Jareszeiten, so wie sie sich die Menschen in Absicht ihrer Empfindungen zu wünschen pflegen, und wie sie in den gemässigsten Erdstrichen seyn müssen. Den Frühling hat man in der Jugend, da die reizenden Empfindungen zwar nicht sehr abwechselnd, und daß ich so rede, das schöne Wetter sich noch nicht recht gesezt hat, aber doch beinahe entzükend ist. Denn die Hofnung des künftigen entzükt allerdings. Mit dem Fortgange der Jare werden auch die Tage länger, angenemer und wärmer. Es kömt das mänliche Alter, und der Sommer der Glükseeligkeit. Alles blühet, wir geniessen die heitersten Tage, Früchte ergözen uns, und eine belebende Wärme in ziemlichen Graden durchdringt uns. Aber nie mattet sie ab. Scheint

sie

sie für unsere Kräfte zu hoch zu steigen, so kommet bisweilen ein trüber Tag; aber der kühlt unsere Empfindungen nun ab, und er ist uns eben so angenem, als die andern, und überaus nüzlich. Je näher es gegen unser Alter gehet, desto reiner und heiterer müssen die Tage seyn, und desto gesezter unsere Empfindungen. Es kommen die schönsten Herbsttage, und diese sind öfters entzükend. Denn Erinnerung und Hofnung erheben sie über alle. So bleibt der Mensch glüklich bis an seinen Ausgang aus dieser Welt, und in iener Welt ist ein beständiger Sommer, aber unendlich lieblicher als auf Erden.

Ich wünschte Mamsel! daß ich Ihnen sagen könte, was ein Vergnügen sei. Es läst sich nur empfinden, aber gar nicht beschreiben. Hiebei wäre es allerdings nötig, dem Menschen ins Herz sehen zu können. Wir kennen die menschliche Seele in ihren gewönlichen Handlungen nur gar zu wenig, ob wir bisweilen gleich glüklich genug sind, ihre Neigungen und Absichten zu erraten. So viel ist indessen gewis, daß ein Vergnügen ein Zustand abwechselnder angenemer Empfindungen, und Gedanken, und der daraus herfliessenden Neigungen sei. Mehr kan man aber nicht entdeken. Das Anschauen des schönen, des vortreflichen, und des harmonischen ist allemal der Quel eines Vergnügens. Sezen Sie noch dazu, auch des neuen, des ausserordentlichen, des besonders guten, des erhabenen, und des, was wir gerne wolten. Wird man also wol ein Vergnügen ohne Urteile, und gleichsam ohne

kleine

kleine Betrachtungen der Seele geniessen können? Und würde es also nicht ein blos eingebildetes Glük seyn, wenn unser Besiz und unser ganzer Zustand nicht solche Dinge würklich einschlösse, daraus ein Vergnügen entspringen mus? Wir wollen alle diese Dinge ware Güter nennen. Allein weit gefehlt, daß wir in Bestimmung derselben den gemeinen Urteilen folgen dürften. Nicht alles also, was uns überhaupt ein Vergnügen macht, ist ein wares Gut, sondern was uns entweder ein immerwärendes Vergnügen, und ein erhabenes erwekt, oder doch wenigstens dem Genusse eines solchen nicht wiederspricht, nur das heisse ich ein wares Gut. Glauben Sie nicht Mamsel! daß ich ein Stoiker sei, und alles sinliche Vergnügen verabscheuungswürdig halte. Ich habe zu reine Begriffe von der menschlichen Natur, und der Schönheit der Welt. Sagen Sie nur immer Amalgen, daß sie mich beleidigte, wenn sie mich für einen Tyrannen ausgeben wolte. Melden Sie ihr vielmehr gütigst, daß ich dafür hielte, eine Tasse Caffee, ein gut Glas Wein, ein schönes Kleid, eine gute Musik, und Tanz, und eine Spazierfarth könten ganz wol unter gewissen Betrachtungen ware Güter, und also Teile der Glükseeligkeit seyn. Sezen Sie noch dazu, auch wol ein Kus, ein reiner Kus. Aber bemerken Sie auch, daß es keine notwendige Teile werden könten, und daß sie unter gewissen Bedingungen nicht einmal Güter genant zu werden verdienten, geschweige ware. Die Affekten sind dem menschlichen Geschlechte nur gar zu natürlich, und es ist eine der grösten

Torhei-

Torheiten, sich zu bemühen, sie auszurotten. Sanfte Affekte, welche einen gemässigten Grad haben, sind zur Glükseeligkeit unentbehrlich. Denn sie können auf keine Weise der so herlichen Harmonie der Seelenkräfte schaden, und sie erhalten vielmehr die Seele in einer Geschäftigkeit, welche sie nie ermüdet, und besonders nicht schläfferig werden läst, weil sie sie in eine grössere Lebhaftigkeit zu würken versezen, als ihr sonst gewönlich ist. Eine immerwärende Gleichgültigkeit gegen alles, welche von einer schlafenden Unempfindlichkeit nur sehr wenig unterschieden ist, ist ein abgeschmakter Zustand, und eine Stille, welche nur gar zu bald sich selbst verekeln mus. Ohne mässige Affekte, die aber merenteils angenem seyn müssen, fehlet der Seele in der That ein Leben, ohne welches sie sich nicht recht glüklich halten kan. Bei sanften und angenemen Affekten verbreitet sich gleichsam ein belebendes Feuer durch die ganze Seele, und den Körper, welches beiden überaus vorteilhaft ist. Kurz! unsere Glükseeligkeit würde in der That ein zu mattes, und zu stilles Vergnügen einschliessen, wenn die gemässigte Aufwallung und Bewegung angenemer Affekte es nicht lebendiger machte. So wie aber nur ein sanfter Westwind ein reizendes Geräusch in den Blättern der Bäume hervorzubringen im Stande ist, und hingegen der stürmende Ost eben durch seine Heftigkeit alle Anmut raubet, und das liebliche Gerassel der Blätter in ein fürchterliches Rauschen verwandelt, und den grösten Schaden verursachet: so richtet auch der Sturm der Affekte nichts als Schaden,

den, Unordnung, und Böses in dem Herzen der Menschen an. Die Glükseeligkeit kan sich nie mit einem Aufrure der Neigungen vertragen, und heftige Affekte versezen uns nur immer in Raserei. Unangeneme Affekte schliessen ein Misvergnügen ein, und sie sind also die grösten Feinde der Glükseeligkeit. Unangeneme Affekte haben die Art an sich, daß sie die ganze Seele einnehmen, und am längsten dauren. So lange diese in unserer Brust wüten, sind wir überal unglüklich, und sie lassen noch dazu Leidenschaften zurük, welche dem Genusse eines heitern Vergnügens, auch noch nach dem Sturme der Affekte, nur gar zu feindseelig sind. Wäre es wol möglich, öfters im Zorne zu entbrennen, und doch ein dauerhaftes Vergnügen zu geniessen? Zu hassen, und glükseelig zu seyn, sind offenbar wiedersprechende Dinge, und eine Traurigkeit bei sich zu ernären, heist gleichsam der Seele Gift beibringen. Wenn also eine Glükseeligkeit sich über uns ausbreiten sol, so mus schlechterdings ein Mangel unangenemer Affekte, und eine Freiheit vom Brausen auch der angenemsten in unserm Herzen seyn. Dieser so seelige Zustand ist es eben, den man die Gemütsruhe zu nennen pflegt. Und was meinten Sie Ramsel! ist diese Gemütsruhe ein edler Zustand? Bei leibe nicht! Man empfindet würklich auch in dieser Ruhe, aber kein Sturm der Affekte ermüdet die Seele, und beraubt sie des ihr so reizenden volkommenen Bewustseyns. Ist nicht dennoch ein Flus ruhig, wenn auch gleich leichte Wellen in abgemessenen kleinen Höhen immer auf

gleich-

gleichförmige Art sich wie bewegliche Berge erheben, und wieder in glatte Täler zerfliessen?

Allein noch nicht genug Mamsel! Die Glükseeligkeit ist ein gar zu grosses Gut, als daß sie nur so wenig Teile haben solte. Sie ist ein immerwärendes, und ununterbrochenes Vergnügen, und wie wäre es daher anders möglich, als daß sie auf unzerstörbaren Stüzen ruhen, und erhabene Teile haben müsse. Die Glükseeligkeit ist eine Belonung der Tugend, eines guten, und eines grossen Herzens. Sie kan nicht ohne eine ware Zufriedenheit mit sich selbst, und mit seinem Zustande bestehen. O! könte ich Ihnen hier nur das Herz des glüklichen Belidors eröfnen. Was für ein edles und ewig unveränderliches Vergnügen würden Sie nicht erbliken, das allein aus seinen tugendhaften Handlungen hervor quilt. Die Erfarung hat uns gelehret, daß aus dem Anschauen des schönen, und harmonischen ein ächtes Vergnügen entstehe, und sind nicht tugendhafte Handlungen schöne, und harmonische Handlungen? Ist es möglich, daß die Seele so wol bei Ausübung als Erinnerung ihrer guten Thaten nicht zugleich ihre ganze Schönheit anschaue? Mus sie sich nicht in einem Reize erbliken, der sie über viele tausend andere Arten von Geschöpfe erhebt? Mus sie sich nicht als einen Abdruk, als einen Spiegel der Gotheit erkennen? Und ist dieser Gedanke nicht entzükend? Fürt also nicht die Tugend ihre Belonung bei sich? Quilt nicht aus ihr ein Vergnügen über uns selbst? Und ist dis Vergnügen nicht die ware Zufriedenheit mit sich selbst?

O! Mam-

O! Mamsel! ich weis, daß Sie dis Vergnügen oft empfunden haben. Sagen Sie, sind Sie nicht recht wol mit Sich selbst zufrieden, wenn Sie ein wolverdientes Almosen aus Pflicht, und in der Absicht ihren Schöpfer nachzuamen, ausgeteilet haben? Sind Sie nicht mit sich zufrieden, wenn Sie ihren muntern Gespielinnen ein Beispiel, ein Muster gezeigt haben, wie man in vertrauten Gesellschaften dennoch nichts als gutes von Abwesenden reden müsse? Sind Sie nicht mit sich volkommen zufrieden, wenn Sie mit frohen und klopfenden Herzen öffentlich dem Schöpfer ein Lobopfer gebracht haben? Empfinden Sie nicht ein erhabenes Vergnügen über sich selbst, ein Vergnügen, das nur ein tugendhaftes Herz fassen kan, und das alles andere Vergnügen übertrift? Sehen Sie, ihre eigne Erfarung bestätigt meinen Saz, daß die Zufriedenheit mit sich selbst zur Glükseeligkeit gehöre. Eben so notwendig aber ist auch die Zufriedenheit mit seinem Zustande. Man kan sagen, daß diese beiden Arten mit einander verschwistert sind, ob sie gleich nicht einerlei Begrif haben. Diese leztere Art der Zufriedenheit scheint mir hauptsächlich in der Begränzung seiner Begierden in Ansehung der Güter des äussern Zustandes in der Welt zu bestehen. Ich schliesse das Vergnügen über denselben gar nicht aus. Vieleicht Mamsel! verstehen Sie mich noch nicht volkommen. Ich wil mich also deutlicher erklären, und vieleicht geschicht dis in einer kleinen Schilderung am bequemsten. Annynten hat die Vorsehung nur in einem sehr mittelmässi-

mässigem Stande geboren werden lassen; er hat bei aller seiner sauren Arbeit doch nur notdürftig zu leben. Er ist nicht ohne Verdienste, und er besizt in der That viele Gaben, welche in einem höhern und reicherm Zustande weit nüzlicher und verehrungswürdiger zu werden schienen. Ein ieder fält beinahe das Urteil, daß Amynt eines bessern Zustandes wert sei. Nur allein seine mittelmässige Geburt scheint schuld daran zu seyn, daß ihm andere bei Ehrenämtern vorgezogen werden. Allein Amynt ist doch zufrieden; er begehrt keinen andern Stand, als den er würklich hat. Niemals wird man von ihm die Klagen der Toren hören: daß die Vorsehung zu karg gegen ihn gewesen sei, oder daß sie gar ungerecht gegen ihn gehandelt habe. Nie wird er verdrüslich fragen: warum hat mich die Vorsicht nur von so geringen Eltern geboren werden lassen? Warum bin ich nicht so gut von vornehmen Eltern erzeugt, als dieser oder iener, der doch weit weniger Naturgaben und ein weniger nüzliches Geschik besizt, als ich? Habe ich nicht eben so viel Recht zum Besiz eines beglükenden Reichtums, als iener, der ihn nur unrechtmässig verthut? Warum schenkt mir die Vorsehung nicht wenigstens izt einen bessern Stand, da ich doch Verdienste besize? Diese rebellische Klagen fliessen nie von seinen reinen Lippen, sie sind ihm viel zu törigt, und unrechtmässig. Er beneidet niemanden, und hält sich beglükt genug. Seine Arbeiten thut er mit Lust und in volkommener Ruhe der Seelen. Er hält alle ängstliche Bestrebungen nach grösserm Besize und

einem höhern Stande für eitel, und nie läst er es sich einfallen, sich einen Entwurf zu machen, wie weit er es noch in der Welt bringen könte. Sich Verdienste zu erwerben ist zwar seine angenemste Sorge, aber nur weil es seine Pflicht ist, und nicht darum, weil sie etwa eine schmeichelnde Hofnung der Verbesserung seines Zustandes erzeugen könten. Er arbeitet, sich auch äusserlich glüklich zu machen, aber nur damit er seine Schuldigkeiten erfülle, und wenn es nicht wol einzuschlagen scheint, so wird er nicht ungeduldig, nicht misvergnügt. Sein Stand, worin er sich befindet, ist seiner Meinung nach der beste, den er in dieser Welt haben kan, und er hält sich volkommen beglükt, weil er auch seine wenigen Güter als ein würdiger Haushalter derselben zu gebrauchen weis. Vor einiger Zeit glaubte ein Freund von Amynten ihm einen waren Gefallen zu erzeigen, wenn er ihm sein Mitleiden zu erkennen gäbe, daß er keinen bessern Stand in der Welt hätte. Allein Amynt antwortete ihm überaus gesezt. Bedauren Sie mich nicht, sprach er, mein Zustand ist so gut, als er für mich im Zusammenhange der Welt betrachtet seyn kan. Ich habe es der Tugend und der Einsicht in meine Pflichten zu danken, daß ich meine wenigen Güter wol zu gebrauchen weis. Ich habe mein Brod, und mein Besiz reicht unter meinen Händen volkommen hin, alles zu thun, was ich schuldig bin, und mich beglükt zu machen. Ich ergöze mich an der guten Beschaffenheit meines Zustandes von Herzen; denn ich weis, es gibt viele, die lange das nicht haben,

was

was ich habe. Alles stimt bei mir volkommen überein, und meine Umstände schiken sich zu meinen Fähigkeiten, und zu meiner Tugend, die mein grösstes Gut ist, so vortreflich, daß ich sie mir nicht besser wünschen kan. Was bedarf ich denn mehr, als eine Harmonie aller meiner Bestimmungen anzuschauen, um völlig glüklich zu seyn? Wäre ich in andern äussern Umständen, als ich würklich bin, so würde ich vieleicht so glüklich nicht seyn, denn ich würde vieleicht eine andere Lebensart, andere Geschäfte, ein anderes Feld der Handlungen und eine andere Denkungsart haben müssen, und ich bin nun gar zu sehr überzeugt, daß alles, worin ich mich izt befinde, unter allen Umständen und Bestimmungen das Beste sei. Ich thue, was mir zukomt, und werde ich dadurch reicher, und vornehmer, so werde ich nicht mehr glüklich seyn, als izt, denn ich bleibe nur stets in denienigen Umständen, die sich für ieden Zeitpunkt am besten für mich schiken. Werde ich gleich glüklicher, so ist dis nur alles in Vergleichung gegen das vorhergehende besser, und ich bin doch in iedem Stande so glüklich, als ich in demselben seyn sol, und mit iedem Stande volkommen zufrieden; denn so lange ich in dem einen bin, begehre ich keinen andern; und meine Begierden endigen sich allezeit gewis in dem Bezirk desienigen Standes, in dem ich mich befinde; denn die Vorsicht wil es so, meine Tugend wil es auch, weil sie ihr gehorsam ist, und meine Umstände sind die besten. Bedauren sie mich nicht, sage ich noch einmal, ich bin volkommen mit meinem Zustande zufrieden.

frieden. Erwägen Sie diesen Charakter Mamsel! und wenn Sie alle Züge wol bemerkt haben, die Amynten von dem grössesten Teile der Menschen unterscheiden, so haben Sie mich volkommnen verstanden, was ich mit der Zufriedenheit mit seinem Zustande sagen wil.

Allein izt eben stelle ich mir Amalgen recht lebhaft vor. Ich sehe Sie, wie sie über meine Beschreibung der Gemütsruhe und der Zufriedenheit zu triumphiren scheint. Werden nicht tausend Fälle vorkommen, wird sie sprechen, wo ein ieder Mensch aus seiner Ruhe kommen, und wo die Zufriedenheit scheitern mus? Ist es nicht der Erfarung gemäs, daß ein vielfaches Unglük auch die Häuser der Tugendhaftesten treffe, und wie wenn denn nun ein Unglüksschwal den Zustand des Amynts verschlimmert, oder wenn denn nun schlechtere Umstände einen Menschen, der glüklich werden sol, betreffen? Und wie denkt denn alsdenn Amynt, und wie kan und mus man denken? = = = Erhaben, Amalgen! und so wie grosse Seelen zu denken pflegen. Zu der Glükseeligkeit in iedem Stande wird eine proportionirte Grösse der Seele erfordert, und wenn diese fehlt, so bleibt iene freilich immer unmöglich. Wissen sie nur, daß ich Ihnen nimmermehr einräume, daß nach der Einrichtung der Vorsehung unser Zustand im äussern schlechter und kleiner sei, als unsere Fähigkeiten erfordern, sondern ich werde lebenslang behaupten, daß unser Stand, so weit er von der Vorsehung abhanget, allemal so beschaffen, und so reich sei, daß wir nach unsern natürlichen

Kräf-

Kräften betrachtet, und nach unserer Schuldigkeit, uns tugendhaft zu machen, und den uns zu erwerbenden Fähigkeiten, volkommen glüklich in demselben seyn können. Nie betrift uns mehr Unglük, als wir zu ertragen im Stande sind, und es kommt nur darauf an, daß wir so denken, als wir zu denken schuldig sind, wenn wir nach eben dem Grade tugendhaft seyn wollen, den wir erreichen können. Hierin besteht die Grösse der Seelen, die einem ieden Stande proportionirt seyn mus. Wir irren uns ganz gewis, wenn wir dieienigen Seelen nur gros heissen wollen, die auf nichts denken, als sich nur in allen Stüken über andere zu erheben, es mag mit einem Rechte oder ohne Recht geschehen. Merenteils erwälen sie eine Denkungsart, welche der waren Grösse des Geistes zuwieder ist. Ein Geist ist dennoch nach seiner Art gros, wenn er sich auch in seinen kleinen und engen Denkungskreise, dennoch als ein Meister seiner Urteile, und als ein Herr seiner Neigungen erweist. Ein Geist ist gros, wenn er sich über die Urteile derienigen erhebt, die nur blos an dem gegenwärtigen oder sinlichen hangen bleiben, und wenn er gerade den Gesichtspunkt, und die Seite seiner Begebenheiten entdeken kan, deren Einsicht ihr weder auf der guten, noch auf der schlechten Seite der Empfindungen ausschweifen läst. Ein Geist ist gros, wenn weder das Glük noch das Unglük mehr Gewalt über sein Herz hat, als er ihm verstatten wil. Kurz! ein Geist ist gros, wenn seine Neizungen seinen Urteilen unterworffen sind, und wenn diese sich allezeit auf den

Zusammenhang der Dinge gründen, und den Absichten, Verordnungen, und der Weisheit des Schöpfers allemal gemäs sind. Sagen Sie Mamsel! wenn ein ieder nach seinen Umständen so denkt, kan er anders, als glükseelig seyn? Ist es also nicht unumgänglich nötig, daß zu iedem Genusse der Glükseeligkeit in iedem Stande eine proportionirte Grösse der Seele erfordert werde? Diese wird uns in Fähigkeiten in iedem Stande angeboren, aber durch Tugend in Würksamkeit gesezt, und zu brauchbaren Fertigkeiten gemacht. Die Grenzen meines Briefes, der schon wieder sehr lang geraten, verbieten mir eine weitere Ausfürung, und ich folge diesem Verbote, weil Sie leicht das übrige ersezen können.

Nur noch etwas weniges habe ich Ihnen zu sagen. Es betrift das, was dem Genusse einer Glükseeligkeit zuwieder ist, und in unserer Gewalt stehet. Ich habe schon angemerkt, daß die Unermeslichkeit der Begierden unserm Glüke schädlich sei. Man pflegt merenteils hierin eine Grösse der Seelen zu sezen, aber man irret sich auf eine gefärliche Art. Hier ist es unmöglich bei schon erhaltenen Gütern stehen zu bleiben, und die Zufriedenheit, und Gemütsruhe verschwinden auf einmal. Denn ein ängstliches Begeren künftiger grösserer Güter ist ein Quel der unangenemsten Affekte. Diese Unermeslichkeit der Begierden gründet sich zuerst auf ein Ausschweiffen des Triebes zur Eigenliebe, und besonders der Volkommenheit, und eine oft angestelte Vergleichung unsers Zustandes mit solchen, welche

die

die Welt vor erhaben, und gros ansiehet, zum Nachteil des unsrigen gibt ihr vollends den höchsten Grad. Die Einschränkungen unserer Triebe, und Begierden sind Pflichten, welche die götlichen Absichten schlechterdings erheischen, und ohne welche man das System der höchsten Weisheit zu beurteilen viel zu unvermögend wird. Vieleicht Mamsel! habe ich Gelegenheit, Ihnen in den folgenden meine Gedanken hierüber, weitläuftiger zu erklären. Es gibt eine andere Art von Menschen, welche nichts liebers thun, als daß sie sich einen Plan ihres Schiksaals, und ihrer Glükseeligkeit entwerffen, nach welchem sich die Vorsehung richten sol. Halten Sie diese Leute nicht vor Toren Mamsel? Sie sind es ganz gewis. Gerade als wenn die Vorsicht nicht besser wüste, was zu einer schönen, und regelmässigen Welt gehörete, und gesezt, daß ihr Entwurf würklich gut wäre, wissen sie denn auch, ob der Zusammenhang der Dinge, oder die bessern Absichten Gottes ihre Ausfürung verstatten werden? Was würde für eine spashafte Welt heraus kommen, wenn einem ieden erlaubt wäre, sich sein Glük selber zu bestimmen. Ich verlangte gewis nicht darin zu seyn. Aber eben diese Gewonheit, sich einen Entwurf seines Glüks zu machen ist der Gemütsruhe und Zufriedenheit schlechterdings entgegen. So viel ist einmal gewis, daß unsere würklichen Schiksaale selten mit unserm Entwurfe überein stimmen, und der Mensch besizt doch so viel Eigenliebe, daß er der Vorsehung zu gefallen nicht glauben kan, daß sein Proiekt weniger gut und we-

niger angenem sei, als was die Vorsehung ausfüret. Sind hier nicht beständige Ursachen zum Auflodern und Wüten der Affekte, und werden wir bei solcher Gemütsfassung unsern Zustand angenem, und gut finden können? Er ist es nicht, weil wir ihn anders haben wolten. Aber wo Gemütsruhe und Zufriedenheit fehlen, da ist keine Glükseeligkeit.

Endlich Mamsel! bin ich zum Schlusse meines Briefes gekommen. Das heist noch ein Brief, und der ist doch noch wol das Postgelt wert, wie man zu reden pflegt. Lang genug ist er, ob er Ihnen aber auch recht gefällig gewesen ist, das weis ich nicht. Meine Materie erforderte ihn so, und vieleicht habe ich doch wol manches gesagt, was Sie anderswo nicht häuffig antreffen. Ich erwarte eine kleine Antwort, und ich mus es nur bekennen, eine Genehmhaltung meiner Säze. Gefallen sie Ihnen, so werde ich mit desto grösserer Lust weiter moralisiren. Empfelen Sie mich Amalgen, und versönen Sie mich gütigst mit derselben, wenn sie mich tadeln solte. Ich unterschreibe mich mit glüklichem Vergnügen

Deroselben

ergebenster Freund.

Zehen:

Zehender Brief.

Mein Herr!

Schreiben Sie nur immer so lange Briefe; sie haben mir ganz wol gefallen. Belidor und Justgen, und Amynt haben mich sehr ergözt. Sorgen Sie nicht, daß ich Ihre Schilderungen vor unnatürlich halten werde. Bisher habe ich noch keine Ursach dazu gehabt; denn ich kenne würklich Personen, bei denen die meisten Züge eintreffen, und meines Erachtens ist es sehr billig, daß man den Moralisten das Recht einräume, ihre Schilderungen so volkommen zu machen, als es die Natur zuläst. Dieses Rechtes wegen besizen sie zugleich das andere, von mehreren Personen die Striche zu entlehnen, welche ihr Bild schöner und reizender machen, und welche dazu dienen, ihren Gemälden die volle Deutlichkeit zu geben, und das recht sichtbar vorzustellen, was sie uns durch dieselben lehren wollen. Ich kenne nun die Zufriedenheit mit seinem Zustande recht wol, nachdem ich den Charakter des Amynts betrachtet, und bald fange ich an, zu glauben, daß in guten Charaktern würklich ein grosser Teil der Kunst steke, mit wenigen sehr viel, und alles auf eine reizende Art zu sagen. Ich verlange also von Ihnen, mein Herr! wo es irgend die Sache leidet, ia keinen Charakter zu vergessen. Sehen Sie, daß Sie eine sehr billige Leserin haben!

Amalgen hat mir befolen, Ihnen zu sagen, daß Sie ein recht böser Man wären. Denken sie nur, sprach sie, was das für eine Bosheit ist, einen Moralisten zum Manne zu wünschen! Würde es nicht unerträglich seyn, überal Sittenlehren zu hören? = = = Ich tröstete sie aber mit der Antwort, daß nicht alles, was die Moralisten sprächen, Sittenlehren wären, und daß ich glaubte, daß diese Herren mit dem Frauenzimmer recht zärtlich umzugehen wüsten, und daß sie sehr gelassen und gefällig wären. Nun, wenn das ist, redete sie, so wil ich ihrem Moralisten vergeben, und es mag nun darum seyn, daß ich einen Sittenlehrer zum Gemal bekomme. Im Vertrauen, mein Herr! izt können Sie eine gute Partie thun! Wollen Sie sich näher erklären?

Bisher habe ich Sie verteidiget, aber nun sollen Sie sich gegen mich verteidigen. Warum haben Sie unterlassen, ein gutes Gewissen zu den Teilen der Glükseeligkeit zu rechnen? Warum haben Sie mit keinem Worte an diese so berümte Lehre der Weltweisen gedacht? Halten Sie etwa nicht viel vom Gewissen? Oder hat man diese Lehre bisher so vorgetragen, daß Sie nicht damit zufrieden sind? Ich erinnere mich, daß mir ganze Bücher sind genent worden, welche davon handeln sollen. In der That es mus doch eine wichtige Lehre seyn. Ich habe selbst einige Abhandlungen davon gelesen, aber ich mus Ihnen die Warheit gestehen, daß sie mir zu gekünstelt schienen. In meiner Kindheit wurde mir beständig vorgesagt, daß ein gutes Gewissen

wissen die gröste Glükseeligkeit sei, und Sie, die Sie mit Fleis von der Glükseeligkeit an mich geschrieben haben, gedenken gar nichts davon. Bin ich unrecht berichtet, oder haben Sie etwas vergessen, das doch notwendig ist? Ich habe mir mein Tage keinen rechten Begrif von dem Gewissen machen können, und nachdem ich einige Abhandlungen davon gelesen, so blühete mir im Anfange eine Hofnung dazu, aber am Ende war ich noch verwirter, als vorher. Man sagte mir so viel Einteilungen vor, daß ich endlich gar den ordentlichen Begrif, den mich meine Empfindungen dunkel genug gelehret hatten, aus dem Gesichte verlor. Wenn ich meiner Meinung nach etwas Gutes gethan, so empfinde ich in mir einen innern Beifal, der mir angenem ist, und wenn mir eine Handlung vorkomt, die mir böse zu seyn scheint, so füle ich in mir einen Gedanken, der mich zurük hält, sie zu thun. Ich sage alsdenn mein Gewissen verbiete mir, dis zu unternehmen, und in dem erstern Falle, mein Gewissen billige meine Handlungen. Wir urteilen von Menschen, die bei Gelegenheiten, wo böse Handlungen getadelt werden, sich verfärben, sie haben kein gutes Gewissen, und wir sagen, das böse Gewissen mache Sünder furchtsam, und verwirt. Erklären Sie mir doch alle diese Dinge, zeigen Sie mir den waren Grund davon an, und eröfnen Sie mir die Ursachen, warum Sie bei der Glükseeligkeit nichts vom Gewissen gedacht haben. Kurz! stellen Sie nach Ihrer gewönlichen muntern Art über das Gewissen einige Betrachtungen

gen an. An meinem Beifalle wird es Ihnen hoffentlich nicht fehlen, und Sie werden dadurch ungemein verpflichten

Ihre

ergebenste Freundin.

Eilfter Brief.

Mamsel!

Es ist in der That sehr beruhigend, von einem Frauenzimmer Beifal zu erhalten, und ich sage Ihnen den gehorsamsten Dank dafür. Das hätte ich kaum gedacht, daß die schöne Amalgen sich so bald solte versöhnen lassen, und o! wie glüklich wird nicht noch ein Moralist werden!

Wie artige Gedanken haben Sie nicht von dem Gewissen! Es ist wahr, es ist eine recht sehr berümte Lehre, und ich mus auch gestehen, daß sie sehr weitläuftig ausgefürt worden sei. Allein ich vereinige mich mit Ihnen volkommen, daß die gehäuften Einteilungen gar keinen Nuzen haben, und daß sie uns doch keinen rechten Begrif von der waren Beschaffenheit des Gewissens geben. Diese Lehre überhaupt ist nicht ohne allen Grund, und was man bisher vom Gewissen gesagt hat, ist gut genug, nachdem man die Abhandlung desselben auf die Art einzurichten angefangen, wie bisher geschehen ist. Allein

lein ich mus Ihnen nur meine ganze Meinung sagen. Ich sehe diese ganze Lehre als eine Menge aus verschiednen Abhandlungen zusammen gerafter Säze an, die man unter dem Titel des Gewissens einigermassen verbunden, und die bei andern Abhandlungen in der Sittenlehre weit natürlicher und verständlicher vorgetragen werden. Ich glaube also, daß man das allermeiste der Lehre vom Gewissen entbehren könte, wenn man nicht, wie gewönlich, einerlei Sache unter verschiedenen Namen an mehrern Orten vortragen wil. Unsere Gelehrten begehen nicht selten den Fehler, daß sie in der Entwikelung manches sonst guten Begriffes zu weit sich versteigen, und daher geschicht es gar leicht, daß sie sich auf die lezt gar verlieren. Viele Materien sind so beschaffen, daß sie sich unter verschiednen Titeln abhandeln lassen, und wenn nicht die Gelehrten diese Einsicht besässen, und die Kunst verstünden, einerlei Begriffe unter verschiednen Einkleidungen und Benennungen mehrmals vorzutragen, so würden wir zu unserer grösten Verwunderung bemerken, daß unsere Erkentnis warhaftig nur sehr eingeschränkt sei, und aus nicht gar vielen Begriffen bestehe. Der Ruhm einer weitläuftigen Wissenschaft würde öfters nur gar zu bald verschwinden, und ich zweifele nicht, daß dem menschlichen Geschlechte in der That damit geholffen seyn werde. Mir scheint ein gleiches Schikfal die Lehre vom Gewissen betroffen zu haben, und in dem Verstande haben Sie Recht, daß ich nicht viel vom Gewissen halte. Indessen die Sache leugne ich nicht; aber

ich glaubte nur, daß sich alle Säze, die man vom Gewissen bisher festgesezt, unter andern Abhandlungen weit natürlicher und besser anbringen liessen. Habe ich nicht von der Zufriedenheit mit sich selbst bei der Glükseeligkeit geredet, und was ist diese anders, als ein gutes Gewissen, wenigstens sie, und dieses sind so genau mit einander verbunden, daß keines ohne das andere gedacht werden kan. Wir müssen uns tugendhafter und schöner Handlungen bewust seyn, wenn wir zufrieden mit uns seyn sollen, und so bald wir dieselben gethan, so bald müssen wir uns auch ihrer bewust seyn, und ein Vergnügen darüber empfinden. Hätte ich Ihnen nun gesagt, die Glükseeligkeit gründe sich auf ein gutes Gewissen, so hätte ich Ihnen eine Menge von Kunstwörtern erklären müssen, durch welche ich doch lange nicht so viel Einsicht bei Ihnen erwekt hätte, als ich würklich gethan zu haben glaube, da ich nichts davon gedacht. Sehen Sie, das sind meine Gründe, warum ich bei der Abhandlung von der Glükseeligkeit an das Gewissen zu gedenken unterlassen habe. Ich würde bei einer guten Gelegenheit dieses Namens mit erwänet haben, aber von der ganzen Abhandlung hätte ich geschwiegen, Sie wären aber dennoch nicht um einige gute Säze zu kurz gekommen, ich hätte alles, was brauchbar gewesen, an dem geschiklichsten Orte ohne Kunstwörter angebracht.

Indessen da Sie eine kleine Ausfürung vom Gewissen von mir verlangen, und ein paar Fragen aufgelöst haben wollen, so will ich Ihnen auch

hierin

hierin gehorsam seyn, doch nur in aller Kürze. Wir haben beinahe einerlei Schikſal gehabt Mamsel! was den Begrif des Gewiſſens anbelangt. Lange lange habe ich gar keinen davon gehabt, und der, welchen man mir in den Systemen gegeben, schien zwar richtig zu seyn, aber er that mir doch kein Genüge. Mir blieb noch immer die Frage übrig, was ist denn das Gewiſſen eigentlich, und wie habe ich es in Absicht der Seelenkräfte anzusehen? Nicht andem? Auch diese Fragen wünschten Sie näher erläutert zu haben? Wissen Sie daher Mamsel! daß das Gewissen nicht von unserer Vernunft unterschieden, daß es eine Würkung unserer Natur, und der erworbenen Erkentnis sei. Ich will mich durch eine kleine Vorstellung deutlicher erklären. Der Schöpfer gab uns ein Vermögen zu urteilen, und die Vernunft, das heist, das Vermögen, die Beschaffenheit und die Verhältnisse der Dinge einzusehen. Unsere Bewegungskräfte und der Wille richten sich allezeit nach unserer Erkentnis, und sie lenken sich gegen das, was wir als gut erkant haben, und entfernen sich von dem, was uns böse scheint. Es kan nicht fehlen, daß sich unsere Vernunft nicht auch auf unsere Handlungen erstreken solte. Denn unsere Handlungen haben so verschiedene Verhältnisse zu uns und andern, daß daraus böse oder angeneme Folgen entstehen. Gleich in unserer ersten Kindheit empfanden wir schon gute oder böse Folgen, welche uns unserer Handlungen wegen betraffen, und dadurch wurden wir nach und nach gewönet, ein Urteil über unsere Handlungen zu

fällen,

fällen, ob sie angeneme oder unangeneme Folgen haben mögten. Es entstand also in uns eine Gewohnheit, über die Beschaffenheit unserer Thaten zu urteilen, und daraus folgte ein inneres Bewustseyn unserer Handlungen in der Einsicht, ob sie angeneme oder verdrüsliche Folgen haben. Dis ist das Gewissen, und der erste Ursprung und Grund desselben. Weil wir aber unter vernünftigen Menschen geboren werden, die alle gewisse Geseze erkennen, und die sich auch bemühen, uns schon in der zartesten Kindheit einige derselben beizubringen, und uns hinlängliche Empfindungen von Schuldigkeiten geben, so wird unsere Vernunft gleich im Anfange angewöhnt, von unsern Handlungen als von Schuldigkeiten zu urteilen, aber allezeit unter dem Gesichtspunkte der guten oder schlimmen Folgerungen. Man kan also das Gewissen eine Fertigkeit der Vernunft nennen, über seine Handlungen nach gewissen Gesezen zu urteilen; und diese Fertigkeit schliest allezeit ein inneres Bewustseyn unserer Schuldigkeiten ein, welche sich auf die Ueberzeugung gründet, nach gewissen Gesezen handeln zu müssen; mehrenteils um der Erkentnis der guten oder bösen Folgen willen. Unsere Erkentnis hierin wächst mit unserer Erfarung, und folglich erhält auch unser Gewissen alsdenn einen Zuwachs. Führt uns das Glük endlich so weit, daß wir den Zwek unserer Schöpfung, und die Gebote der vernünftigen Moral zu unserm Geseze erkiesen, und darnach unsere Handlungen beurteilen, daß also ein Bewustseyn unserer Schuldigkeiten nach diesem Erkentnisgrunde, und eine

Ueber-

Ueberzeugung der Notwendigkeit nach diesen Gesezen zu handeln, in unserer Seele gegründet wird, so haben wir alsdenn ein vernünftiges Gewissen. Allein Ramsel! Sie werden ohne mein Erinnern einsehen, daß das Gewissen nach dieser Vorstellung schon in dem Begriffe der Tugend enthalten sei. Mus unsere Vernunft bei der Tugend mit den übrigen Seelenkräften so harmonisch seyn, daß wir dadurch in den Stand gesezt werden, uns als Spiegel der Gotheit darzustellen, so ist das Gewissen ein wesentliches Stük der Tugend. Und was habe ich daher weiter davon zu reden nötig? Fürchten Sie also keine Einteilungen; Hier ist meine Theorie des Gewissens zu Ende. Habe ich es gleich andern Weltweisen nicht eben recht gemacht, so beunruhiget mich das nicht; genug daß ich Ihnen verständlich und wie ich hoffe gründlich genug gewesen bin.

Zwo Fragen Ramsel! sind noch übrig, die ich Ihnen beantworten mus. Die erste: woher kömt es, daß ein Mensch, der ein böses Gewissen hat, sich auch bei Gelegenheiten, da man an ihn nicht denkt, dennoch entfärbt, und furchtsam ist? Bewundern Sie nur hier die weise Einrichtung der Welt, und wie viel die Menschen aus ihrer Schwachheit Nuzen haben. Nur allein die glükliche Unmöglichkeit, andern Menschen ins Herz zu sehen, ist die Ursach dieser Begebenheit. Unserer Natur ist die Notwendigkeit eigen, die üblen Urteile anderer zu verabscheuen, und es entstehen also unangeneme Affekte in uns, wenn wir die tadelnden Reden anderer auf uns ziehen können. Sind wir uns eben der That

bewuſt, die gescholten wird, so bringt es uns ans Herz, da es uns mehrenteils warscheinlich zu seyn deucht, daß es auch uns gelten solte. Allein Mamsel! glaubten Sie wol, daß wir uns auch in der That entfärben würden, wenn wir gewis wären, andere dächten hiebei nicht an uns? Nimmer mehr! Wir würden eben so frei dieselbe Handlung schelten; denn wir erhielten zugleich den Vorteil, daß andere in der guten Meinung von uns bestärkt würden. Eine böse Handlung, die uns nur allein bewust ist, ist uns so verdrüslich lange nicht, als wenn sie andern bekant ist. Denn wir lieben die Ehre, und fürchten ihre Schmälerung. Daher entspringt die Furchtsamkeit; denn ein Gedanke, daß wir durch freie Urteile über eine böse That, deren wir uns bewuſt sind, uns nur scheltenswürdiger machen, oder gar eine öffentliche Beschuldigung in unser Angesicht dadurch heraus loken würden, hält uns in beständiger Besorgung und verursacht den Zustand, den man die Furchtsamkeit zu nennen gewont ist.

Es gibt eine andere Art Menschen, von denen man sagt, sie hätten gar kein Gewissen, und wie werden wir diese Begebenheit auflösen können? Auf die Weise Mamsel! Ich glaube nicht, daß diese Leute beständig unterlassen solten, über ihre Handlungen zu urteilen; sie haben, mit den meisten zu reden, nach ihrer Art ein gutes Gewissen. Es kan nicht fehlen, daß sie nicht überzeugt seyn solten, daß sie nach gewissen Gesezen und Regeln handeln müsten. Allein sie haben das Unglük, daß sie ganz

falsche

falsche Geseze haben. Geseze, die sie sich selbst gemacht, und die selten mit den waren Gesezen übereinstimmen. Es kostet ihnen bisweilen nicht wenig Ueberlegung, ehe sie ausmachen können, ob etwas nach ihren Regeln gut sei, oder nicht. Sie handeln in der That nicht ohne Gewissen, aber sie handeln doch so, als wenn sie kein Gewissen hätten, so wie die meisten Menschen dis Wort nehmen. Es pflegen mehrenteils Politici, oder so genante grosse Geister zu seyn. Das innere Bewustseyn, daß sie nach ihren eignen Regeln gehandelt, sichert sie auf eine Zeitlang für eine Unzufriedenheit mit sich selbst, und daher entspringt ihre Scheulosigkeit, und ihre scheinbare Ruhe. Aber teils die ihnen in der Jugend beigebrachten richtigern Geseze, die Urteile anderer, und die Lehren der gesundern Moralisten leuchten ihnen mit der Zeit so deutlich ein, und kommen ihrer Vernunft so überzeugend vor, daß sie endlich anfangen, einzusehen, daß ihre selbst gemachten Geseze irrig, und lasterhaft gewesen, und daß es doch sicherer und besser gethan seyn würde, den Urteilen anderer zu folgen, und alsdenn sagt man, daß ihr Gewissen aufwache. Ich könte Ihnen noch mehr Fragen auf die Art auflösen; allein diese werden Ihnen schon den Weg zeigen, wie man mit den übrigen verfaren müsse. Ist es nicht andem Mamsel? Wir wollen nur immer die verworrene Lehre der Weltweisen vom Gewissen faren lassen; wir verlieren ia nichts mehr, als Wörter, die ohnedem nur unsere Einsicht schwer zu machen erdacht worden sind. Allein sagen Sie nur Ihrem

Beichtvater nichts davon. Dergleichen Leute glauben, was die Kirche glaubt, und lassen sich von ihren eingesogenen Meinungen, die doch meistens wol von ihnen herkommen, nicht leicht abbringen. Ich wüste nicht, was bei dieser Sache noch zu erinnern übrig wäre, als dis, daß mich mein Gewissen verbinde, stets zu seyn

Deroselben

ergebenster Freund.

Zwölfter Brief.

Mamsel!

Nun bald wird sich meine Moral recht anfangen. Bisher habe ich einige Materien abgehandelt, die den Grund ausmachten, worauf ich meine Pflichten bauen wil, und nun ist es Zeit, an das System der Pflichten selbst zu denken. Mein Vortrag wird einerlei seyn; denn ich erinnere mich bei einer ieden Zeile, daß sie für ein Frauenzimmer geschrieben sei, das Wiz und Einsicht genug besizet, alle Regeln eines ungezwungenen Vortrages wol zu entdeken. Ich habe Ihnen noch gar zu viel schöne Sachen zu sagen, Mamsel! und ich weis kaum, wo ich zuerst anheben sol. Es ist etwas gar zu angenemes, mit den Pflichten der Menschen zu thun zu haben, und die erhabenen Bewegungsgründe ein-

zuse-

zusehen, welche unsere Handlungen auf eine so anständige Art zu Schuldigkeiten machen. Es ist nichts entzükenders, als sich vorzustellen, wie herlich die Welt seyn würde, wenn alle Menschen ihre Pflichten beobachteten. So viel Personen, so viel Meisterstüke der Gotheit, und so viel Spiegel derselben, und Beweise der herlichen Eigenschaften Gottes würde man anschauen müssen. Würden wir den Schöpfer in seinen Werken verkennen können? und würde es möglich seyn, dieses erhabene Wesen iemals aus den Augen zu verlieren? Einer würde den andern zu schönen Thaten ermuntern, und alle würden in einem seeligen Wetstreite in herlichen Unternehmungen leben. Die freundschaftlichste Vereinigung der Herzen würde ihr Glük über alles erhöhen, und o! wie rein würde nicht das Vergnügen seyn müssen, das so edle Seelen genössen? Wie zärtlich = = = = Doch ich verirre mich in Betrachtungen, welche die Welt nur anzuklagen scheinen, daß sie nicht so vortreflich ist, als sie seyn solte.

Sie werden meine Betrachtungen noch reizender finden, Mamsel! wenn sie erst die ganze Verbindung der Pflichten übersehen können, welche die Menschen recht mit Luft zu erfüllen suchen solten, weil sie allezeit ihr heimliches Vergnügen bei sich füren. Ich bin eben im Begriffe, Ihnen Rechenschaft von der Ordnung zu geben, in welcher ich in meinen Briefen nach und nach Betrachtungen über die vernünftigen Pflichten anstellen werde. Der Schöpfer ist das Wesen, um dessentwillen alles seine Würk-

lichkeit erhalten hat, und er fordert also die vornemsten Pflichten von uns. Hievon werde ich zuerst reden, und ich werde Ihnen zeigen, daß keine Pflichten einer schönen Seele ergözender und rürender vorkommen können, als die, welche man aus einem redlichen und zärtlichen Herzen seinen Schöpfer leistet. Wir werden gleichsam von Zufriedenheit mit uns selbst überfliessen, und es werden sich so zärtliche Regungen in unserer Seele ausbreiten, welche uns ein Glük fülen lassen, das wir selbst kaum fassen konnen, aber doch über alles andere erheben müssen. Von Freude durchdrungen werden wir uns den Fürungen der Vorsehung überlassen, und wir werden glüklich, und in Wiederwärtigkeiten kräftig getröstet seyn. Die Pflichten gegen uns selbst sind beinahe die wichtigsten, und sie werden uns lange Zeit Stof genug zu unsern Briefen darreichen. Wir werden uns in unserer Schwäche und Stärke fülen lernen, und ein Blik in das menschliche Herz wird uns ein manches Geheimnis entdeken, das uns selbst in Verwunderung sezen wird. Ich werde versuchen, ob ich die Kunst ausspüren kan, durch welche wir mit uns selbst mehr bekant werden können, und ich werde Ihnen nichts verschweigen, was zu dieser edlen Bekandschaft dienen wird. Offenherzig werde ich Ihnen die Fehler nennen, die die Menschen gegen sich selbst zu begehen pflegen, es sei nun entweder in Absicht der Seele, oder des Körpers, oder des äussern Zustandes. Denn wil ich Ihnen die Pflichten zeigen, die wir andern Menschen schuldig sind, und o! Mamsel! der Charakter

eines

eines Menschenfreundes wird Ihnen gewis reizend vorkommen. Ach bei dieser Klasse der Pflichten werden nur gar zu reiche Betrachtungen anzustellen seyn. Ich wil die Regeln einer waren Freundschaft entwikeln, und mit wie vielen Vergnügen wird das nicht geschehen müssen. Denn wil ich Ihr Herz rüren. Sie sollen die erhabenen Bewegungsgründe empfinden, die der Zwek unserer Schöpfung uns darreicht, Almosen mit zärtlichem Herzen auszuteilen. Auch von Verstorbenen wollen wir etwas reden. Die unvernünftigen Tiere sind zwar zum Nuzen der Menschen erschaffen, aber nicht allein dazu. Auch ihres Schooshündgens Mamsel! werde ich nicht vergessen, ob ich ihm gleich keine Lobrede halten werde. Werde ich bei diesen Betrachtungen Ihren gütigen Beifal erhalten können, so werde ich Sie endlich an die Pforten des Todes füren. Ich werde Ihnen die Tugend auf dem Sterbebette zeigen; Sie werden die Grosmut in den lezten Zügen erbliken, und Sie sollen eine Heldin diese Welt verlassen sehen. Lassen Sie uns nach diesen Betrachtungen, wieder zur Erde zurük kehren. Wir wollen die Pflichten in Absicht des Eigentums beleuchten, und nach diesen werden wir uns den Gesellschaften nähern. Hier wird sich ein grosses Feld zu Abhandlungen eröfnen. Die Heiraten füren zu der angenemsten, aber auch bedenklichsten Gesellschaft; wir werden bedauren müssen, daß so wenig glükliche Heiraten geschlossen werden, und um desto genauer wollen wir die Regeln derselben aus einander wikeln. Denn wollen wir oekonomisch werden, und

uns von der guten Einrichtung einer Haushaltung belehren. Kinder sind die teuresten Teile eines Hauswesens, und Kinderherzen sind die liebsten Opfer, welche man dem Schöpfer bringen kan, wenn man durch eine gute Erziehung die Grundlagen der Tugend in ihnen ausbildet. Wir machen uns durch sie unsterblich. Der Pflichten, welche Eltern gegen ihre Kinder, und Kinder gegen ihre Eltern zu beobachten haben, ist eine so reiche Anzal, daß wir uns eine ganze Zeit damit werden beschäftigen können. Sol das Hauswesen seine ganze Volkommenheit haben, so müssen Herschaft und Gesinde ihre gegenseitigen Pflichten erfüllen, und bei diesen Betrachtungen werden sich nicht weniger nüzliche Anmerkungen machen lassen. Alsdenn haben wir nur noch von den Pflichten gegen die Obrigkeit und das gemeine Wesen zu reden, und diesen Betrachtungen wollen wir die Schuldigkeiten in Absicht des Umganges mit andern, und in Betracht der ganzen Welt hinzu fügen. Nach allen aber werde ich etwas von dem Anständigen und den Moden sagen.

Wie gefält Ihnen Mamsel! mein Entwurf? Weitläuftig wird er doch genug seyn, und ich mus Ihnen nur im Vertrauen melden, daß ich ihn darum so eingerichtet, teils damit ich Ihnen etwas volständiges liefern mögte, teils, damit ich lange das Vergnügen genieſſen könte, Briefe an Sie aufzusezen. Denn ich befinde mich allezeit in einer recht süssen Zufriedenheit, wenn mir eine freie Stunde erlaubt, an Sie zu schreiben. Ich sehe die Warheit

heit immer klärer ein, daß eine vernünftige Moral, und ein liebenswürdiges Frauenzimmer, wie Sie, allezeit im Stande sind, aufzumuntern, und sich zu verbinden

Ihren

ergebensten Freund.

Dreizehender Brief.

Mamsel!

Sie sind doch nicht böse geworden, daß ich in ein paar Tagen nicht geschrieben habe? Wie gerne hätte ich es gethan, wenn ich nur gekont hätte. Ich habe unterdessen scharffe Unterredungen halten müssen, und weil sie einigermassen mit unsern Gegenständen eine Verwandschaft haben, so wil ich Ihnen das vornemste davon erzälen. Es besuchten mich ein paar gute Freunde, welche in ihre Unterredungen allezeit etwas gelehrtes einzumischen pflegen. Ich sagte ihnen, daß ich das Glük hätte mit Ihnen Mamsel! einen Briefwechsel errichtet zu haben, und ich that recht stolz darauf. Habe ich nicht Recht gehabt? Meine Freunde wünschten mir Glük, und verwunderten sich, daß ich so ernsthafte Sachen in meinen Briefen abhandelte. Eben ehe sie kamen, Meine Herren, sagte ich, wolte ich mich niedersezen, und den Anfang zu dem Vortrage

der Pflichten gegen Gott machen. O! wie schöne Materie ist das nicht! Nun das ist gut, daß wir gekommen sind, antwortete Damon; es scheint, als wenn sie noch im Ernst Pflichten gegen Gott glaubten, und den Gedanken mus ich ihnen aus dem Sinne bringen = = = Ich erschrak über seiner verwegnen Rede, doch besan ich mich gleich, daß er ein Liebhaber der englischen Schriften wäre, und vermutlich des Graf Rochesters Werkgens gelesen hätte. Wir vereinigten uns, daß wir uns ernsthaft darüber besprechen wolten. Die Zeit kam, und alles, was er vorbringen konte, waren Rochesters Säze. Sie bestanden darin: Vergebens, sprach er, bemüht man sich um einen gehörigen Begrif von Gott. Unser Verstand ist viel zu schwach, als daß er das unendliche fassen solte. Denken sie nur, wie klein unsere Erde gegen die ganze Welt ist; und das Vorurteil haben sie doch längst schon faren lassen, daß die Menschen das einzige vernünftige Geschlecht wären, das in der Welt würklich ist. Wir geben noch ein viel zu grosses Verhältnis an, wenn wir sagen, daß der Mensch in Absicht Gottes eben das sei, was ein Frosch oder wol gar ein Würmchen in Ansehung der Menschen ist. So wenig man behaupten darf, daß der Mensch, der sich doch für den Herrn der Erde zu halten gewont ist, verlange, daß ihm ein Frosch oder ein Würmchen Pflichten leiste, und ihn auf gewisse Weise ehre, eben so ungereimt ist es auch, weitläuftig Pflichten gegen das höchste Wesen, das wir nicht einmal dem tausendsten Teile nach begreiffen können, aus einander zu wikeln. Hat

sich

sich wol ie einer unter den Beherschern der Erde, ein König und Regent, der ein weitläuftiges Land besessen, darum bekümmert, ob der geringste seiner Unterthanen wol oder übel von ihm spricht? Ist es nicht eine bekante Warheit, daß grosse Herren den wiedrigen Urteilen der niedrigen am meisten ausgesezt sind? Und was geschicht denn dem Unterthan? Gar nichts! der Fürst verachtet ihre Reden grosmütig, als Dinge, die der Aufmerksamkeit so grosser Geister nicht würdig sind. Man würde viel zu klein von Gott denken, wenn man glauben wolte, daß er sich um die Handlungen der Menschen bekümmerte, und wie törigt sind wir nicht, uns zu überreden, daß wir ihm auf eine gefällige Art dienen könten. Wie lächerlich mus es nicht einem Fürsten scheinen, wenn ihn ein Bauer durch seine bäurische Höflichkeit ehren wil, da er der anständigsten Ehrenbezeigungen von den Grossen gewont ist. Ganz gewis, dem allerhöchsten Wesen ist mit unsern Pflichten nichts gedient, und wenn wir ihm dienen solten, so müste es auf eine Art geschehen, welche über die menschliche Geschiklichkeit weit erhaben ist. Lassen sie daher nur immer den Vorsaz faren, Pflichten gegen Gott den Menschen aufzulegen. Sie gewinnen nichts damit, als daß sie nur den Umfang der natürlichen Moral erweitern, und Dinge verlangen, die noch dazu unmöglich sind.

So redete dieser verfürte Geist, der das Ansehen der Scharfsinnigkeit haben wolte, und merken Sie wol Mamsel! daß er seine Säze auf eine sehr verfürerische Art einzukleiden gewust hat? Allein

wir

wir wollen sie einmal näher betrachten, und fürchten Sie nichts, ihr ganzer Schein wird verfliegen, ohne daß wir wissen, wo er hingekommen sei. So geht es mehrenteils den Einwürffen, welche man gegen wichtige Warheiten zu ersinnen pflegt. Der äussere Schein des Wizes ist ihre ganze Stärke, und wer in den Einfällen der Deisten etwas mehr suchet, der betrügt sich auf eine gefärliche Art. Beruhet nicht der ganze Einwurf, teils auf dem unrichtigen Saze, daß ein unendliches Wesen zu hoch sei, als daß man gewisse Pflichten gegen dasselbe beobachten könte; teils auf einigen Vergleichungen, welche darum etwas zu beweisen scheinen, weil sie menschlich genug sind, das ist, die Schwachheit der Menschen auszudrüken? Solte es wol nur von einer einzigen Seite wahr seyn können, daß Gott für Pflichten zu hoch wäre? Solte es Gott unanständig seyn, auf die Handlungen der Menschen Acht zu haben? Lassen Sie uns diese Fragen einmal untersuchen. Es ist wahr, Gott ist ein unendliches Wesen, ein Wesen welches kein endlicher Verstand ganz begreiffen kan. Es ist wahr, Gott ist das seeligste Wesen, dem folglich nichts zu seiner unendlichen Glükseeligkeit fehlen, und dem nichts schaden kan. Daraus folgt freilich, daß unsere Pflichten gegen ihn nicht den Endzwek haben können, ihn seeliger zu machen, oder sein Vergnügen zu vergrössern. Allein folgte auch daraus, daß gar kein anderer, als dieser Endzwek möglich wäre? Auf die Art würden wir einzuräumen gehalten seyn, daß Gott gar keine Welt hätte schaffen müssen; denn

auch

auch diese trägt nichts zu der Glükseeligkeit Gottes bei. Er hätte sie also nur gleichsam zum Spas, und ohne Absichten hervorgebracht, und lästert dieser Gedanke nicht die ewige Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers? Es gibt ein gewisses Verhältnis, unter welchem auch die geringste Kreatur dem höchsten Beherscher dienen kan, und kein Vernünftiger wird leugnen dürffen, daß dis Verhältnis in der Beförderung der Endzweke des Beherschers zu sezen sei. Ich wil mich nachher deutlicher darüber erklären, wenn ich Ihnen den Grund der Pflichten gegen Gott anzeigen werde. Aus diesem wenigen aber werden Sie schliessen können, daß kein Wesen für Pflichten zu hoch sei, und wenn es Gott nicht unanständig gewesen ist, Menschen um gewisser Endzweke willen geschaffen zu haben, so kan es ihm auch nicht unanständig seyn, auf ihre Handlungen zu sehen, ob sie mit diesen Endzweken, welche ihre Geseze sind, überein kommen oder nicht. Ein Fürst gibt seine Geseze auch dem niedrigsten seiner Unterthanen, und er verlangt, daß auch dieser sie beobachten solle. Er straft, wenn es nicht geschicht, und bekümmert er sich also nicht um die Handlungen seiner Bürger? Wenn man denn nun den wizigen Schwachen sagt, daß in dem Falle, welcher hier ist, gar keine Vergleichung zwischen Gott und Fürsten der Welt stat fände, was werden sie antworten können? Achten die Fürsten die geringen Unterthanen nicht, so ist es ein Zeichen ihrer Schwachheit. Sie besizen die Kräfte nicht, alles zu erkennen, was in ihrem Staate vorgehet, und

daher

daher ist es ihnen teils unmöglich, alle ihre Unterthanen zu kennen, teils, wenn sie selbige gar verachten, so beherscht ihre Seele ein Stolz und Hochmut, welcher den Tronen gewis nicht zur Ehre gereicht. Und wer würde sich unterstehen, dem vollkommensten götlichen Wesen diese unanständigen Handlungen beizulegen. Die Menschen bedürffen des Beistandes Gottes nur gar zu viel, als daß er ihrer gleichsam vergessen könte, und schämt sich, so zu reden, Gott nicht einen ieden Menschen zu erhalten, und durch seinen götlichen Einflus den Kräften der Menschen ihre Fortdauer zu geben, so wird er sich auch gewis nicht schämen können, auf ihre Handlungen zu merken, und Rechenschaft deswegen von ihnen zu fordern. Denn dazu hat er das strengste und volständigste Recht. Der Schöpfer betrachtet alle vernünftige Kreaturen als seine Kinder, und nicht als Sklaven, die verachtet zu werden verdienten, und er erhebt sich dadurch unendlich weit über einen weltlichen Regenten, der, wenn er den geringsten seiner Unterthanen seiner Aufmerksamkeit unwürdig hält, nur alzu deutlich zu erkennen gibt, daß er sich in seinen Stand nicht zu schiken wisse, und nicht so erhaben zu denken gelernt habe, als seine Grösse es erfordert. Ein warer Fürst scheut auch die übeln Urteile des niedrigsten, wenn sie wahr sind, und wenn sie falsch sind, so kan er nichts mehr thun, als ein Mensch, der ihre Bestraffung einem höhern Gerichte, das über Seelen befielet, und Gedanken richtet, überlassen mus. Ein Zeichen, daß die Herschaft der Menschen nicht

die

die gröste sei, und daß sie in Dingen, welche nicht zu ändern sind, öfters den Neigungen der Bürger nachzugeben gezwungen ist. Besizt der Fürst ein erhabenes Herz, das sich über den Zwang und über das nicht selten unnatürliche der Sitten bei Hofe erheben kan, so wird ihm nie die bäurische Höflichkeit eines getreuen Unterthanen, die die Redlichkeit, und die Rürung seines Herzens ausdrükt, lächerlich scheinen können. Sie mus ihm mehr gefallen, als der Zwang.

Sehen Sie Mamsel! so leicht kan man dem Wize die Larve des gründlichen abziehen. Was hat Damon nun mehr gesagt, als daß man nicht eben nötig hätte, sich weitläuftig um Pflichten gegen Gott zu bemühen, wenn dieses höchste Wesen so dächte, als die meisten Menschen zu denken pflegen, wenn sie verraten, daß sie nicht erhaben genug denken können. Haben wir noch irgend Ursach, uns an dieses Geschwäz zu kehren? Oder thun wir nicht besser, wenn wir den richtigern Gründen der Vernunft folgen, und Pflichten erkennen, die eine Dankbarkeit für unbegreifliche Wolthaten erzeugt, und deren Erfüllung ein erhabenes Vergnügen begleitet? Es ist den Bekennern einer Warheit allezeit eine gewisse Künheit eigen, welche gefält und einnimmt, und sich sehr gut von der Frechheit der Feinde unterscheidet, welche mehr ein Erstaunen erregt, und sich selbst zu wieder ist. Mit dieser Künheit Mamsel! werde ich Ihnen den Grund der vernünftigen Pflichten gegen den Herrn der Welt zeigen, und ich werde mich durch nichts,

was

was man auch sagen könte, in meiner Ausfürung aufhalten lassen. Alle unsere Pflichten sind in einem weitläuftigen Verstande Pflichten gegen Gott, aber es gibt doch unter ihnen besondere Handlungen, welche Gott zu dem einzigen und allernächsten Vorwurfe haben, und die das allergenaueste Verhältnis der Menschen gegen den Schöpfer und Erhalter der Welt ausdrüken. Diese Handlungen heissen im engern Verstande Pflichten gegen Gott, und von diesen wollen wir eigentlich reden. Sie wissen Mamsel! daß der Schöpfer nicht etwa darum eine so schöne und herliche Welt hervorgebracht, weil es ihm einmal eingefalleu, zu versuchen, was er könte. Nein! das höchste Wesen handelt nach den besten Absichten, die auch allen seinen Werken zu Gesezen dienen müssen. Es kan in der Betrachtung und der Erkentnis des unendlichen Verstandes in Ansehung seiner selbst keine Veränderung machen, ob die Wesen, die er erkent, würklich sind, oder nicht, denn er erkent sie allezeit gewis, und sein Vergnügen an denselben wird also auch auf die Art weder verringert, noch vergrössert. Allein dieienigen Eigenschaften des Höchsten, welche sich durch seelige Ausflüsse, das heist, durch würkliche Handlungen ausser Gott zu erkennen geben müssen, erforderten die Hervorbringung einer Welt, welche so wol im Ganzen, als nach einem ieden Teile betrachtet, ein Spiegel iener erhabenen Eigenschaften wäre. Auf diesen Endzwek gründet sich die angeborne Verbindlichkeit, und er erheischt also, daß alle Handlungen der vernünftigen Wesen etwas

dazu

dazu beitragen, daß man die Endzweke der Schöpfung aus ihnen erkennen könne. Sie müssen sich die Welt und besonders das menschliche Geschlecht in der schönsten Harmonie vorstellen; ein ieder Mensch sol den Schöpfer aus seinen Werken, und besonders aus den Handlungen anderer Menschen erkennen, und ein ieder sol den Schöpfer auch an sich erkennen lassen, und seine Eigenschaften ausdrüken. Durch dieses Ausdrüken und durch diese Erkentnis der Eigenschaften Gottes sol ein ieder sich, und andere glüklich machen. Es wird keine Handlung so klein seyn, die nicht zu diesen Endzweken ein Verhältnis hat; aber es giebt einige unter ihnen, die man nicht vornemen, und nicht anschauen kan, ohne zugleich auf den Schöpfer zurük zu gehen, und in dem Menschen das Bild der höchsten Maiestät zu bewundern, und von Ehrfurcht gegen ihn gerürt zu werden. Eine iede von diesen Handlungen mus uns unmittelbar einen hohen, und der Gottheit anständigen Begrif von ihr beibringen. Kurz! sie müssen unwiedersprechliche Beweise, und unmittelbare Zeugnisse seyn, es lebe, es herrsche ein unendliches Wesen, von dem alles abhangt, und dessen Eigenschaften durch unsere Handlungen sichtbar werden sollen. Dis sind die waren Pflichten gegen Gott, und unsere Verbindlichkeit dazu beruhet unmittelbar aus dem Zweke unserer Schöpfung. Sehen Sie also, daß sie unmittelbar aus meinem ersten Grundgeseze herfliessen: erzeige dich als einen Abdruk, als einen Spiegel der Gotheit; beweise dich als ein Wesen, dem der Schöpfer eine Aenlich-

keit mit sich selbst anerschaffen, und dem es eine Ehre ist, ein Meisterstük des Unendlichen zu seyn, und seine Endzweke zu erfüllen.

Hier wil ich meinen Brief schliessen, Mamsel! und nächstens werde ich von den ersten Pflichten selbst reden. Noch lebe ich immer der Hofnung, daß Ihnen meine Ausfürung gefallen werde, und daß ich noch immer in dem Besize des Rechtes bleibe, mich zu nennen

Deroselben

ergebensten Freund.

* *

Vierzehender Brief.

Mamsel!

Ich mus beinahe schon anfangen, das menschliche Geschlecht anzuklagen, da ich nur erst im Begrif bin, Ihnen die erste Grundpflicht gegen Gott bekant zu machen. Dieses vortrefliche Wesen schuf eine überaus schöne Welt, damit es gleichsam in seiner ganzen Grösse bekant werden mögte. Es legte dem menschlichen Geschlechte seine liebenswürdigen Eigenschaften in seinen Werken so deutlich vor Augen, daß man in der That sich wundern mus, wie die natürliche Neubegierde der Menschen sich nicht entschliessen kan, sich um eine recht gründliche und weitläuftige Erkentnis von Gott zu bemühen.

Allein,

Allein, finden wir nicht Ursach genug, die Menschen zu bedauren, daß ihnen ihr Schöpfer so wenig bekant ist? Es ist wahr, die allermeisten glauben ein Wesen, das diese Welt, und alles was drinnen ist hervor gebracht habe, und mit diesem einzigen Saze pflegt sich auch mehrenteils ihre ganze Einsicht zu endigen. Man hat in der That Mühe, sich zu überreden, daß diese Leute eine würkliche Erkentnis von Gott haben solten. Sie kommen mir so vor, als diejenigen, welche in einem fürstlichen Schlosse oder Garten spaziren gehen, und endlich doch wol glauben, daß diese Werke einen Baumeister haben müsten, aber sich weder darum bekümmern, wer dieser Baumeister gewesen sei, noch wie hohe Stuffen seine Geschiklichkeit erreicht, oder was er sonst noch verfertiget habe. Um nur diese einzige historische Erkentnis zu haben, ist die Welt in Warheit zu schön, und man könte beinahe behaupten, daß Gott dieser wegen sich viel zu viel Mühe gegeben, wenn seine Absichten nicht weiter sich erstrekten. Vieleicht aber hat eine andere Art von Menschen eine bessere Erkentnis, welche ohn Unterlas den Namen Gottes im Munde füren, und alles, es sei auch was es wolle von Gott herleiten? Man hat Ursach daran zu zweiffeln. Es ist wahr, der äussere Schein ihrer Erkentnis hat etwas glänzendes, allein man müste die Menschen nur seit wenig Tagen kennen, wenn man vom äusserlichen Scheine auf die ware Beschaffenheit der Sache selbst schliessen wolte. Sie haben die grösseste Aenlichkeit mit denienigen, welche ein Fatum, ein Schiksaal glaubten, und die dieses

Stadtbibliothek Bremen

Wort als den Grund aller Begebenheiten angaben. Man kan sicher darauf schwören, daß sie alles einem Etwas zuschrieben, das sie weder begriffen, noch erklären konten.

Das ist ein strenger Anfang ihrer Moral, werden Sie sagen, und das sind gar zu traurige Betrachtungen, welche dem menschlichen Geschlechte etwas von seinem Werte entziehen. = = = Sie haben auf gewisse Weise Recht Mamsel! und ich wünschte nichts mehr, als mich durch ware Lobreden um unser Geschlecht verdient machen zu können. Allein wissen Sie wol, daß es die Pflicht eines Moralisten sei, auch das anzuzeigen, was getadelt zu werden verdienet? Man wird das lobenswürdige nie so klar entdeken, und in seinem Lichte darstellen können, als wenn man ihm das tadelnswerte unter den gehörigen Gesichtspunkten entgegensezet. Erlauben Sie mir also auch, bisweilen nicht allein lasterhafte, sondern auch fehlerhafte Handlungen anzumerken. Beide werde ich hie und da schildern, und zweiffeln Sie nicht, daß ich dadurch in meinen Gemälden Licht und Schatten auszuteilen am besten in Stand gesezt werde. Ich werde wol nicht nötig haben, Ihnen die Verbindlichkeit zu erweisen, welche allen oblieget, sich eine so grosse Erkentnis von Gott zu erwerben, als ihnen möglich ist. Erinnern Sie sich, daß die ganze Welt darum allein ihre Würklichkeit erhalten, daß das höchste Wesen daraus, so weit es einem endlichen Verstande erlaubt ist, erkant werden mögte. Die Menschen sind das vernünftige Geschlecht, die ihren Schöpfer zu erken-

nen

nen vermögend sind, und ich schliesse mit der grösesten Zuversicht, daß die Menschen nicht erschaffen seyn könten, wenn sie sich nicht um eine hinlängliche Erkentnis ihres Werkmeisters nach allen Kräften bemühen solten. Verleugnete man daher nicht seinen göttlichen Ursprung, wenn man diese Bemühungen unterläst? Und wäre man wol nicht seines Daseyns unwürdig, den Zwek unerfült zu lassen, um dessentwillen man das Daseyn empfangen hat? Ich bin stolz darauf, daß mich ein unendliches, und das allervolkommenste Wesen erschaffen hat, und kein Gedanke reizt, ia entzükt mich mehr, als der, meines Ursprungs würdig zu seyn, und auch in den Augen des grösesten Beherschers einen Wert zu haben, der mich ihm angenem macht, wenn ich die Pflichten der Vernunft nach dem Maasse meines Vermögens beobachtet habe. Den Schöpfer zu erkennen, heist den Quel der erhabensten Glükseeligkeit gefunden zu haben, und der Weg zu dieser Erkentnis ist der anmutigste und schönste, der seyn kan. Noch tausendmal Mamsel! werde ich Gelegenheit haben, Ihnen diese Anmerkung zu machen, und noch eben so viel mal wird Ihr Geist mir den willigsten Beifal geben müssen.

Ich habe Ihnen noch lange nicht alles gesagt, was zur Erläuterung und Entwikelung dieser Pflicht gehöret, und trösten Sie sich nur, daß ich meinen Brief so bald noch nicht schliessen werde. Das wichtigste ist noch zurük. Mein Herz sagt mirs, daß Sie noch gerne folgende Fragen beantwortet lesen mögten: Können alle Menschen eine gleich grosse

Erkentnis von Gott erhalten? Wie gros mus sie seyn? Welches sind ihre übrigen Beschaffenheiten? Und welches ist der beste Weg, zu dieser Erkentnis zu gelangen? Im Ernst Mamsel! diese Fragen sind wichtig, und ohne dieselben würden wir unsere Pflicht nicht einmal zur Hälfte kennen = = = Allein denken sie denn gar nicht daran, daß Gott ein unendliches Wesen, und daß er eben darum völlig unbegreiflich sei? Ich habe neulich gelesen, daß es unmöglich bliebe, sich von Gott einen hinlänglichen Begrif zu machen, und daß die grössesten Weltweisen hier ihre Unwissenheit gestehen müsten. = = = Verzeihen Sie Mamsel! daß ich Ihnen einen Einwurf in den Mund lege; ich kenne Ihre Belesenheit, und er schikt sich nur gar zu natürlich zu meiner Unternemung. Wäre dieser Einwurf nach seinem ganzen Umfange wahr, so würde iene Pflicht nichts, und meine aufgeworffenen Fragen unnüz seyn. Ich achte mich verbunden, Ihnen alles einzuräumen, was nur irgend angehet, und ich wil Ihnen also gestehen, daß dieser Einwurf seine starke und seine schwache Seite habe. Ich wil Ihnen gestehen, daß er zu gleich wahr, und zu gleich falsch sei, und dennoch bin ich sicher, daß ich mir selbst nicht widerspreche. Ich habe Ihnen neulich nicht geschrieben, was ich auf eben diesen Saz des Damons geantwortet habe, weil ich willens war, bei der ersten Gelegenheit es zu thun. Wollen Sie mir zuglauben Mamsel! daß in dem Worte unbegreiflich eine Zweideutigkeit stäke? Sol es so viel anzeigen, daß man sich keinen volständigen Begrif machen könne,

einen

einen Begrif, der von allen Seiten seine volle Deutlichkeit habe, und bei dem uns nichts dunkles, nichts unerforschliches übrig bleibe; kurz! der uns das götliche Wesen in seiner ganzen Grösse verständlich darstelle, so hat dieser Einwurf eine ewige Gewisheit, und er behauptet alsdenn nichts mehr, als was alle zugeben, daß das unendliche für einen endlichen Verstand, es ganz zu durchschauen, zu hoch sei. Allein denn ist er kein Einwurf mehr gegen unsern Saz. Denn eine solche Erkentnis fordern wir nicht. Vielmehr, wenn er etwas beweisen sol, mus er bedeuten, daß man sich gar keinen Begrif von dem höchsten Wesen bilden könne; einen Begrif, welcher Gott Eigenschaften beilege, und in einem grossen Grade deutlich mache, wodurch man dis Wesen von allen andern zu unterscheiden im Stande sei, und aus denen man von den Werken der Gotheit Grund angeben könne. Ist dis die Meinung erwänten Sazes, so erkläre ich ihn mit dem grössesten Rechte für falsch. Und die Erfarung redet mir das Wort. Wir erkennen in der That aus den Werken der Schöpfung die meisten Eigenschaften des Schöpfers, und die Begriffe von denselben reichen volkommen hin, von der Regierung, der Erhaltung, den Absichten und der Schönheit der Welt Grund anzuzeigen. Wir haben Ursachen genug, uns zu überzeugen, daß sie unendlich seyn müssen; allein das Wesen Gottes selbst, und die Unendlichkeit seiner Eigenschaften begreiffen wir nicht. Seine Handlungen sind uns zum Teil sichtbar genug, und wir schliessen von denen, die wir gewis erken-

nen, ohne alle Fehler unwiedersprechlich auf seine Eigenschaften. Ist es uns gleich nicht erlaubt, in besondern Fallen allezeit die Bewegungsgründe, und die Absichten des Herren der Welt im Zusammenhange einzusehen, und von ihrer Rechtmässigkeit die besondersten Gründe und Umstände zu entdeken, so müssen wir empfinden, daß wir eingeschränkte Wesen sind, und demohnerachtet bleibt uns doch die Möglichkeit übrig, eine so grosse Erkentnis von Gott zu erhalten, als unsere Vernunft zu dem waren Dienste unseres Gottes, und zu einer solchen Glükseeligkeit, als sie begreiffen kan, erfordert. Unten werde ich Ihnen einen Versuch erzälen, den ich in der angenemen Gesellschaft Julianens meinen Saz zu bestatigen angestelt habe. Ich denke noch mit dem grössesten Vergnügen daran. Aus dem aber, was ich bisher gesagt, werden Sie leicht die Frage entscheiden können, wie gros die Erkentnis unsers Gottes, deren Erlangung der Zwek unserer Schöpfung zur Pflicht macht, seyn müsse. Ohne Zweiffel nur so gros, als es unsere Schranken der Vernunft zulassen, und die Betrachtung der Werke Gottes dazu Gelegenheit gibt. Werden wir sagen dürfen, daß der Schöpfer ungerecht handele? Und wenn dis nicht ist, werden wir nicht behaupten müssen, daß er keine grössere Erkenntnis fordern werde, als wozu er uns Kräfte gegeben, und wie viel er uns durch seine Werke, Anlas, ihn zu erforschen, verschaft hat? Zweiffeln Sie daher nicht Mamsel! daß es in der vernünftigen Lehre von Gott eine dreifache Art der Erkentnis gäbe. Einige

Säze

Säze verstatten eine einleuchtende Gewisheit, und würken ein Vergnügen und eine Beruhigung in unserer Seele; andere erlauben bald einen ziemlichen, bald aber nur einen sehr kleinen Grad der Warscheinlichkeit, und diese demütigen uns, erregen aber zugleich eine erhabene Wisbegierde, und spornen uns an, weiter nach der Gotheit zu forschen. Hier ist ein unerschöpflicher Quel der Irtümer, wenn man nicht auf das behutsamste verfäret. Die dritte Art schliest unergründliche Geheimnisse ein; und hier erkennen wir unsere Nichtigkeit, und eine stille Bewunderung, die doch glüklich ist, durchdringt unsern Geist, und hemt auf einmal alles Nachsinnen. Zweiffeln Sie nicht, daß nicht die erste Art der Erkentnis notwendig zu unserer Pflicht gehöre, und daß es nur erlaubt, nicht aber eben allen Menschen geboten sei, sich in das Reich des warscheinlichen zu wagen. Wird man durch dieses Wagen zu Irtümern verleitet, so sage ich offenbar, daß man gegen seine Pflicht gehandelt habe. Die Geheimnisse dürffen wir nur historisch, und zu einer heiligen Bewunderung, oder zu einer mehrern Bestätigung der Unerforschlichkeit Gottes, oder der einleuchtenden Warheiten, wissen. Zweiffeln Sie nicht, daß die vorwizigen Weltweisen bedauret zu werden verdienen, welche kein warscheinliches Reich, oder wol gar keine Geheimnisse in der Erkentnis der Vernunft von Gott zulassen wollen. Sie betrügen sich selbst, und ein Hochmut, welcher ihre Menschheit zu verleugnen scheinet, herscht in ihrer Brust, und macht sie eben durch sich selbst unseres

Mitleidens volkommen wert. Törigt aber handeln im Gegenteil dieienigen, welche aus allen Warheiten von Gott Geheimnisse machen wollen, oder die, welche der Vernunft eine schamhafte Blödigkeit zuschreiben, und behaupten, daß unser Verstand in Dingen, die Gott und die Religion betreffen, ganz blind sei. Ich glaube würklich, daß diese Leute blind sind, und daß sie eines Arztes sehr bedürften, welcher ihnen die Deke vor den Augen, oder wie man es sonst nent, den schwarzen Staar wegnäme. Sie sind warhaftig blind; denn sie leben in einer schonen Welt, und sehen doch den Schöpfer nach seinen Eigenschaften nicht. Haben Sie nicht Mitleiden mit diesen Leuten? Sie verdienen es ganz gewis. Der Schöpfer gab ihnen eine Vernunft, welche gar wol hätte sehen lernen können, allein einige Toren blendeten sie gar bald, aus Furcht, daß sie zu scharf sehen lernen mögte. Andere wurden durch das übel gebrauchte sonst so helle Licht der Offenbarung blind gemacht, daß sie weder durch die Vernunft noch durch die Offenbarung sehen konten; denn sonst wären sie doch wol der Offenbarung gefolget, welche sagt, daß man Gott aus seinen Werken, das ist, durch die Vernunft erkennen müsse. Unsere Zeiten sind reich an Künsten, und ich zweifele nicht, daß man nicht noch eine Methode erfinden solte, diese armseelige Blinde entweder zu ihrem ganzen Gesichte zu verhelffen, oder ihnen doch einige Gläser zu verschaffen, welche sie im Fal der Not brauchen könten, um sich nicht gar verächtlich zu machen. Vieleicht thäte eine gute Satyre ersprieslich

liche Dienste, wenn sie nicht für die Satyre, die rechte Warheit zu sagen, zu dum sind. Ganz sicher Mamsel! die Satyre hat eine grosse Kraft, wo nicht zu überzeugen, doch zu belehren. Allein sie sezt Geister zum voraus, die eine gewisse Feinheit besizen, und denen es nicht eine Ehre zu seyn scheinet, törigter Meinungen Märtyrer, und der Vorurteile zum Besten lächerlich zu werden. Sie müssen aus feinem Stoffe gebauet seyn, und so zu reden einen feinen Geruch haben. Denn Satyren, welche ins plumpe fallen, verdienen diesen Namen nicht, und eigentlich müssen sie nur die Meinung, nicht aber den Verfasser oder den Verteidiger lächerlich machen. Satyren, welche persönliche Umstände einmengen, oder noch wol dazu dieselben auf eine grobe Art handhaben, sind Pasquille, und bleiben feinern Geistern allezeit verächtlich. Verzeihen Sie mir meine Ausschweiffung Mamsel! ich muste mich, und alle gute Satyristen auf eine gewisse Art rechtfertigen.

Noch habe ich Ihre zwote Frage zu beantworten: ob die Erkentnis von Gott bei allen Menschen gleich seyn müsse? Was würde es helffen, wenn ich gleich Ja sagte; die menschliche Natur würde mich wiederlegen. Was würde es helffen, wenn ich auch behauptete, daß alle Menschen Philosophen seyn solten? Die Erfarung, und das natürliche Geschik der Menschen widersprächen mir doch. Ich wil also nur lieber die Warheit sagen, daß nicht alle zu einer gleich grossen Erkentnis verbunden sind. Wir werden nicht alle mit einem gleich abgemessenen

Grade

Grade der Fähigkeit geboren, und ob es gleich wahr ist, daß man seine Fähigkeit durch Fleis erheben könne, so bleibt doch auch dis gewis, daß sich diese Erhebung allezeit nach dem angebornen Grade richte. Es gehöret allerdings eine Schärfe des Geistes dazu, welche schon durch Uebung und Wissenschaft ausgebildet seyn mus, wenn man nur alle Warheiten von Gott, denen die gesunde Vernunft eine Gewisheit zugestehet, übersehen, und nicht einmal übersehen, sondern nur fassen wil. Das höchste Wesen ist viel zu gerecht, als daß es von Menschen mehr fordern solte, als ihre Kräfte ihnen zu erlangen erlauben. Es ist eine Grundregel, welche auch in den strengsten Gerichten gilt, daß die Schuldigkeiten nie die Kräfte des verpflichteten übersteigen müssen, und konte Gott keinem Menschen mehr Fähigkeiten erteilen, als seine Natur, so wie sie der unendliche Verstand begrif, zu lies, so kan er auch eben so wenig mehr fordern, als diese Natur verstattet. Allein Mamsel! von dem, welchem viel Fähigkeit gegeben worden, wird auch viel wieder gefordert werden. Alle aber müssen doch eine hinlängliche Erkentnis besizen, und darüber wil ich mich nächstens erklären. Alle sind verbunden, alle Mittel anzuwenden, wodurch sie zu einer so grossen Erkentnis gelangen können, als möglich ist, und bleibt demohnerachtet ihre Einsicht nur schwach, und klein, so kan ihnen nichts zur Last gelegt werden. Allein ich wolte wünschen, daß allen dieser Saz zur Verteidigung dienen könte. Wir haben in der That von dieser Seite mehrere zu bedauren, als uns lieb ist.

Ich

Ich für mich mus noch überdem bedauren, daß mein Brief schon so lang ist, ehe ich noch einmal alle Fragen beantwortet habe. Indessen habe ich doch die Hofnung, daß ich bald wieder schreiben werde, und ich werde nichts vergessen, was nötig ist, eben so wenig, als daß ich mein Recht behaupten müsse, mich zu nennen

Deroselben

ergebensten Freund.

Funfzehender Brief.

Mein Herr!

Das vergebe ich Ihnen mein Tage nicht, daß Sie so kurz in Ihrem lezten Schreiben abgebrochen haben. Eben da mich die grösseste Begierde eingenommen hatte, noch alle Fragen beantwortet zu lesen, so schliessen Sie Ihren Brief. Sie böser Mann! Wie wenn ich Ihnen nun sagte, daß Sie durchaus boshaft wären? Ja Sie sind es, und Amalgen stimt mir bei. Sie wil durchaus keinen Moralisten zum Gemal haben, wenn sie alle so sind als Sie. Wie? Sie reden den Satyristen das Wort, den Leuten, die den grösten Unfug in der Welt stiften, und die dazu geboren zu seyn scheinen, die Einfalt durchzuziehen? Amalgen kan es nicht vertragen, daß sie den Spöttereien ausgesezt werden

dürfte,

dürfte, wenn zum Unglük auch ihr Moralist ein Satyrischer Geist wäre. Mein Gott! was würde das für Händel sezen! Belehren wil sie sich wol lassen, aber mit Sanftmut und Zärtlichkeit. Satyren aber mag sie nicht leiden, ob sie gleich, aber Ihnen im Vertrauen gesagt, wol mannigmal selbst welche macht. Ich bin den Satyristen ganz gut, und sie haben auch in der That der Welt schon hin und wieder einigen Nuzen gestiftet. Beinahe hätte ich Lust eben izt über Sie zu satyrisiren, daß Sie erst so viel versprechen, und nachher so wenig halten. Ich freuete mich nicht wenig auf die Erzälung von dem Spaziergange mit Julianchen, denn ich bildete mir recht schöne Sachen zu lesen ein, aber ehe ichs mich versehe so ist Ihr Brief zu Ende. Im Ernst, das müssen Sie sich abgewönen, daß Sie mich auf Dinge, die ich gerne wissen wil, lange warten lassen. Das sage ich Ihnen hiermit, nächstens mus ich die Erzälung haben, und machen Sie sie nur so, daß auch ich dadurch belehrt werden könne. Indessen sind Sie von der Schuldigkeit die andern Fragen zu beantworten nicht frei, und ich verlange noch, daß Sie mir vom Unglauben und Aberglauben muntere Ausfürungen liefern sollen, wenn es auch nicht eben in dem allernächsten Briefe wäre. Werden Sie Ihre Pflichten bald erfüllen, so werden Sie wieder aussöhnen können

Dero

verbundenste Freundin.

Sechs-

Sechszehender Brief.

Mamsel!

Ich? = = = Ich durchaus boshaftig! Und das sagen mir noch dazu zwo der artigsten Frauenzimmer! Hätte ich mich nicht in meinem Gewissen rein gewust, mein Himmel, was würde aus mir geworden seyn! Als ich den Anfang ihres Briefes las, so dachte ich Wunder! was ich begangen hätte; allein da es nur das ist, so hoffete ich schon Vergebung zu erhalten. Ich weis, das Frauenzimmer ist sehr liebreich, und versönlich, und wenn ich mich nun demütigte, so schien mir meine Verzeihung gewis zu seyn. Alle mein Lebtage Mamsel! wil ich es nicht wieder thun, und nicht andem, Sie vergeben mir doch dismal? Sie werden es um so viel leichter thun können, ie weniger es Ihr Ernst gewesen seyn kan, daß Sie mich für einen Boshaften halten. Nun, nun! ich wil das so in der Stille hinnemen, aber Sie müssens auch nicht mehr thun, daß Sie so gleich im Zorn über mich herfaren. Amalgen sol mir noch schon ein Mäulgen davor geben, daß sie auch auf mich losgezogen, wenn ich nur erst hinkomme. Alles vergeben, alles vergessen Mamsel! Ich wil Ihre Befele nun auf das genaueste ausrichten, und gleich anfangen, sonst mögte mein Brief wieder so lang werden, daß ich die Erzälung von Julianchen aufs künftige versparen müste

müste = = = Ja! unterstehen Sie sichs! = = = = Nein! nein! ich fange gleich an.

Izt werde ich die dritte Frage beantworten: wie unsere Erkentnis von Gott beschaffen seyn müsse? Sie mus richtig, und volständig seyn. Wörter Mamsel! die ich erklären mus. Philontes hat in Schulen alle Eigenschaften des höchsten Wesens zu erzälen gelernet, aber er weis nichts mehr, als Wörter. Er kan sich Gott doch auf keine Weise vorstellen. Er hält noch die alten Bilder für richtig, da Gott als ein alter Man auf dem Regenbogen sizend abgemalet wird, den ein Kreis von Stralen umgiebt, und den ein langer Bart ehrwürdig macht. In der rechten Hand hält dieser Greis den Bliz, und mit der linken umfast er Donnerkeile, die er auf die untere Welt alle Augenblik zu werffen drohet. Bald hält Philontes den Herren der Welt für das allerliebreichste Wesen, das nur auf Wolthun bedacht sei, als einen Vater, der seine Kinder auf das zärtlichste liebet, und aus blosser Liebe ihnen alle Fehler zuläst, und es gleichsam nicht übers Herz bringen kan, die Menschen mit Schärffe zu züchtigen. Aber das glaubt Philontes nur, wenn er gesündigt hat, und seine Furcht vor Straffe besänftigen wil. Bald aber gerät sein Gott in Zorn, er wird ungemein böse, es donnert und blizet, und Philontes verkriecht sich, er fängt an zu singen, und sucht durch wehmütige Töne den Zorn des donnernden Gottes zu stillen. Allein mit dem Ende des Gewitters hört auch seine Andacht auf. Nicht selten verlangt er, daß Gott sich nach seinen Urteilen

richten

richten solle, und wenn er von iemanden beleidiget zu seyn glaubt, so sol auch der Beherscher der Welt sogleich seine Rache volstreken. Die Urteile, welche Philontes von den Eigenschaften Gottes macht, stimmen niemals mit den Begebenheiten, und der Regelmässigkeit und Schönheit der Welt überein. Sie sind dem volkommensten und dem unendlichen Wesen viel zu unanständig, und für einen Herscher der Welt viel zu niedrig. Philontes hat eine unrichtige Erkentnis von Gott. Nun ziehen Sie einmal aus dieser Schilderung die Charaktere einer richtigen Erkentnis. Ist es nicht andem, mus sie nicht gerade des Philontes seiner entgegen gesezt seyn? Sie mus schlechterdings alle Vorstellungen ausschliessen, welche unter sinlichen Bildern das Unbegreifliche darstellen. Sie mus dem höchsten Wesen nichts beilegen, was aus den Schranken der menschlichen Volkommenheiten fliest, und die Aenlichkeit, welche sie zwischen Gott und der Seele des Menschen ausdrukt, mus nur auf der Geistigkeit derselben beruhen. Die Eigenschaften Gottes kennen keine Schranken, und man mus sie unendlich erhabener, als die menschlichen betrachten. Kurz! alles, was wir von Gott gedenken, mus dem allervolkommensten Wesen anständig seyn, und sich auf die allerschönste Harmonie aller Eigenschaften gründen. Dis ist der grosse Charakter, der uns das höchste Wesen erst recht liebenswürdig vorstellet, und welchen einzusehen, es uns die grösseste Mühe kostet. Hierin versehen es die Menschen am meisten, und in dem Falle schreibe ich ihnen auch aller-

dings merenteils die unrichtigste Erkentnis zu. Aber diesen Charakter zu verfehlen, heist warhaftig die Gotheit erniedrigen. Unsere Erkentnis mus sich auf den Zusammenhang der Dinge stüzen, sie mus uns einen Aufschlus in die Begebenheiten der Welt geben, und wir müssen ein Wesen erkennen lernen, das die allerschönste und bewundernswürdigste Ursach von der so schönen Welt ist. Hat unsere Erkentnis diese Vorzüge, so heisse ich sie eben eine richtige. Gereicht sie aber auch dem Schöpfer zur würklichen Ehre, ich wil sagen, daß sie so gros ist, daß sie uns zu Handlungen antreibt, durch welche wir die hohen Eigenschaften unsers höchsten Vaters andern bekant machen, hilft sie uns unsere Pflichten erfüllen, und erhebt sie unsere Glükseeligkeit, so verdient sie den Namen der volständigen. Sie wissen Mamsel! daß wir Spiegel der Gotheit werden sollen, und das geht schlechterdings nicht an, wenn wir nicht eine genaue Kentnis der Eigenschaften Gottes haben. Alle unsere Handlungen müssen gottesdienstliche seyn, und eben darum müssen sie sich auf eine deutliche und gewisse Erkentnis des Schöpfers stüzen. Die Pflichten gegen Gott, welche diese Benennung im engern Verstande tragen, verschwinden, so bald wir iene Erkentnis aufheben. Erinnern Sie sich der Teile der Glükseeligkeit, und ohne Wiederstand müssen Sie mir einräumen, daß diese ohne eine weitläuftige Erkentnis nicht bestehen könne. Ich müste Ihnen zu viel zum voraus sagen, wenn ich ihre Grenzen bestimmen wolte. Das mus ich wenigstens noch anmerken, daß sie uns das

Ver-

Verhältnis Gottes gegen die Welt, und der Welt gegen Gott klar und so weit es Menschen erlaubt ist, darstellen müsse. Die übrigen und besondern Teile werde ich bei Gelegenheit der Pflichten selbst anzeigen, und ich hoffe, Ihnen noch durch meinen Briefwechsel manche Stüke der Erkentnis Gottes mitzuteilen.

Nunmehr komme ich zu einer der schönsten von meinen Begebenheiten = = = Das wird doch gewis der Spaziergang mit Julianchen seyn? = = = Sie haben Recht Mamsel! Die Beschaffenheit meines kränklichen Körpers und eine geneigte Einladung der Eltern der schönen Fräulein Julianchens zogen mich aufs Land. Hier hofte ich meine Gemütsruhe, die durch viele Arbeiten und die Schwachheit meines Körpers gestöret worden war, wieder zu erlangen, und Sie wissen Mamsel! daß das Frauenzimmer recht dazu geboren zu seyn scheinet, das mänliche Geschlecht zu beleben. Ich würde die einzige Ausname von dieser Regel gemacht haben, wenn ich nicht durch den reizenden Umgang der Fräulein Julianchen wieder aufgemuntert worden wäre. Ich erhielt meine Gemütsruhe wieder, und zwar auf die schönste Art von der Welt. Oefters kamen doch unter den anmutigsten Ergözungen gelehrte Gespräche vor, und ich unterlies nie der Tugend, und der vernünftigen Erkentnis das Wort zu reden. Man geriet recht durch einen seeligen Einflus des Himmels auf die Schönheit der Welt, und man bedaurete, daß so wenig Menschen aus dieser Schönheit den rechten Nuzen zögen. Alle

stimten darin überein, daß es in der That ein Glük sei, in einer so schönen Welt zu leben, wenn man es nur wüste, daß sie so schön sei. Alle bewunderten die vielen Arten der Ergözungen, die man sich in derselben machen könte, und das Urteil fiel dahin aus, daß doch die natürlichen Vergnügungen, oder die, welche uns die Natur selbst anböte, die unschuldigsten, die reinsten, und angenemsten wären. Ich sas gewönlicher maassen ganz stille, und ergözte mich an den vortreflichen und rürenden Reden der Geselschaft, welche mir allerhand Betrachtungen einflösten, und ich bewunderte vornemlich das Frauenzimmer, welches zwar keine tiefsinnigen Aussprüche vorbrachte, aber doch lauter solche, welche am meisten gefielen, und die meiste Würkung auf das Herz hatten. = = = Sie sind ganz gewis verliebt gewesen, und diese Empfindung macht Sie izt zum Lobredner des Frauenzimmers. = = = Ganz gewis nicht Mamsel! in dem Verstande, wie dis Wort in der galanten Welt genommen wird; und wenn die Empfindung eines Vergnügens an wizigen Reden, die die Unschuld und die Tugend, und die Aufrichtigkeit eines Frauenzimmerherzens ausdrüken, verliebt seyn bedeuten sol, so gestehe ich Ihnen mit der zufriedensten Freimütigkeit, daß ich damals verliebt gewesen sei; denn so waren meine Empfindungen beschaffen. Giebt es eine platonische Liebe, so kan sie keine andere, als diese seyn; und dieses verliebt seyns schäme ich mich warhaftig nicht. Das Gespräch daurete eine ganze Zeit fort, und ich glaube, ich schien immer tiefsinniger zu werden;

den; denn ich war in der That nicht mehr auf der Erde. Auf einmal ergrif mich Julianchen bei der Hand, und sprach: Nun Mein Herr Moralist, was sagen Sie zu unsern Meinungen? Ganz gewis! Sie werden moralische Betrachtungen dabei gehabt haben, und ich bin begierig, sie zu wissen. Wollen Sie sie mir nicht entdeken? = = = Sie überraschen mich zu schleunig, schönes Fräulein, als daß ich im Stande wäre, Ihnen meine Betrachtungen zu verhelen. Sie haben die Güte, mich einen Moralisten zu nennen, und ich freue mich recht, daß ich dismal diesen Charakter behaupten kan. Sie redeten von der Schönheit der Welt, und den vielen Vergnügungen, die man sich in derselben verschafen könte. Ich stimme Ihren Meinungen bei, und ihre Anmerkung, Fräulein Juliane! daß die natürlichen Ergözungen die reizendsten wären, hat mir besonders wolgefallen. Sie fürte mich auf die entzükendste Betrachtung, welche darin bestand, daß die allernatürlichste, und zugleich die reinste und angenemste Ergözung diese sei, den Schöpfer in seinen schönen Werken zu suchen, und da es nicht schwer ist, ihn zu finden, auch seine Grösse zu bewundern. Ich versichere Sie, schönes Fräulein, daß dis unsere allerbeste und liebste Pflicht seyn solte, und wer nur einmal erst die Süssigkeit ihrer Erfüllung, und die sanften, und ich weis selbst nicht wie zärtlichen Regungen empfunden hat, der wird gewis, diese Pflicht auszuüben, alle Gelegenheit ergreiffen. O! das ist wahr, sprach Julianchen, das hatten wir vergessen, und ich kan meine Neigung

nicht überwinden, Sie zu bitten Mein Herr, mich dieser Vergnügung teilhaftig zu machen. = = = Ich werde zugleich mein Glük erneuren, das ich bei dieser Betrachtung empfand, wenn ich so angenemen Befehlen die genaueste Folge leiste. Wenn es Ihnen also gefält, mein Fräulein! so bitte ich mir die Ehre aus, morgen Abend nach dem Caffee zu dem so genanten Tempe, dem anmutigen Tale an der Seite des bergigten Waldes in Dero Gesellschaft spazieren zu faren, wo wir im spazieren gehen in diesem glükseeligen Tale unsere Betrachtungen anstellen wollen, und wo ich Ihren Befehlen vollen Gehorsam erstatten werde. Die ganze Gesellschaft willigte darein, und versprach mich dahin zu begleiten. Ich bat mir aber aus, daß ich allein mit Fräulein Julianchen spazieren dürfte, und daß ich nachher Rechenschaft von unsern Gesprächen geben wolte. Denn sezte ich hinzu, dergleichen erhabene Betrachtungen, wo man seinem Geiste den freien Lauf lassen müste, liessen sich nicht vor einer grossen Gesellschaft machen, und ich wäre nur im Stande die gegebnen Befehle unter dem Charakter eines gleichsam spielenden Lehrmeisters, ohne es zu scheinen, als mit dem Anstande eines Redners vor einer ganzen Versamlung zu volziehen. Das Fräulein bat selbst darum, und man vertrauete mir auf mein ehrliches Herz das schöne Fräulein an, das gehalten seyn solte, unsere Betrachtungen wieder zu erzälen. Mehr wünschte ich nichts. Und o! welches Vergnügen empfand ich nicht! Ich hätte grosse Lust hier abzubrechen Mamsel! Denn meine Empfindungen

dungen werden durch das Andenken auf einmal wieder lebendig, und kaum bin ich im Stande, weiter zu erzälen. Ich würde gewis hier meine Feder niederlegen, wenn sie nur eine kurze Unterschrift gemacht hätte, wo mir nicht mein Geist Ihre Gestalt Mamsel! vorstellete, eben daß Sie im Begrif wären, mir durch einen Schlag des Fechtels Ihren ganzen Zorn zu erkennen zu geben. Nein, o! nein! schlagen Sie nicht zu! ich wil mich bekehren; ich erzäle gleich weiter fort.

Kaum war der Mittag des folgenden schönen Tages vorbei, als man eilete den Caffee fertig zu machen, und um vier Uhr waren wir schon auf dem Wege. Wir furen eine ganze Zeit, und Julianchen erinnerte mich ohn Unterlas an mein Versprechen. Zweifeln Sie nicht, schönes Fräulein! antwortete ich, ich werde gewis das Glük haben, Ihnen die Schönheiten der Natur zu zeigen, und durch diese erwekt Ihnen das Bild des allerliebenswürdigsten Schöpfers zu entwerffen. Sie sollen mir am Ende gewis Recht geben, daß die beste Art zu der Erkentnis des Urhebers des grossen Weltgebäudes zu gelangen, und der ächte Quel derselben die Betrachtung der Welt sei. Unter diesen und andern eben so artigen Unterredungen langten wir endlich an den erwünschten Ort an. Kaum hatten wir so lange gewartet, bis die Sonne sich etwas niederwärts gewälzt hatte, und einige Erfrischungen ausgeteilt waren, da ich unterdessen in einer angenemen Entzükung über die Anmut der Gegend sas, als mich das holdseelige Fräulein bei der Hand

nam, und zu mir sagte: Nun kommen Sie mein Herr Moralist, nun wollen wir spazieren gehen, nun sollen Sie mein Herz mit Bewunderung des Schöpfers erfüllen; es gehört ihm schon eigen; die Anmut der Gegend hat mich schon volkommen zubereitet, und ich bin willig alle Ihre Reden mit einer süssen Aufmerksamkeit und mit heimlichen Verlangen anzuhören. = = = O! hören Sie die Unschuld, die Aufrichtigkeit reden Mamsel! Juliänchen bezauberte mich. = = = Ja! mein Fräulein! erwiederte ich; ich folge; aber Sie müssen mich bisweilen durch Ihre reizenden Fragen, und durch Ihre einnehmenden Anmerkungen unterstüzen. Sie haben volkommen Recht, fur ich fort, und drukte ihre weisse Hand, daß die Anmut dieser Gegend unsere Herzen zu der zärtlichsten Empfindung der Eigenschaften Gottes zubereite. Ich kan Ihnen die Regungen meines Herzens gar nicht beschreiben; ich erblike in diesen verschiednen Gegenständen ein Wesen, welches meine Seele nicht volkommen begreiffen kan, und dessen Anblik ich doch so sehr als sonst irgend etwas verlange. Ich erblike lauter Meisterstüke, lauter Beweise, daß ein allervolkommenstes Wesen der Urheber dieser Welt sei. O! sehen Sie diese herliche Gegend, Juliänchen! Sehen Sie da den Wald, welcher auf beblümten Bergen seine stolze Gipfel erhebet! Sehen Sie die reizendste Ordnung der Bäume, welche durch ihren einnemenden Betrug in der Stellung unsern Augen eine weitere Aussicht verschliessen. Unser Blik, welcher bei seinem ersten Ursprunge durch eine heitere

Helle

Helle durchfliegt, verliert oder verbirgt sich vielmehr ganz langsam in einer heiligen Dunkelheit bei den Enden der Reihen der Bäume. Ja! ia! ich schaue in das Heiligtum des Schöpfers, und eine demutsvolle Ehrfurcht erfüllet meine ganze Brust. Ich bin bereit, mit völliger Unterwürfigkeit hier die Maiestät der Gotheit anzubeten, die dieses Heiligtum gebauet hat. Ich wil = = = doch, Fräulein! hören Sie hier das Rauschen der Blätter, die ihren Meister entgegen frohloken! Hören Sie, wie die Vögel ihren Schöpfer loben; sie singen ihm ein Danklied, und denn werden sie sich der süssesten Ruhe übergeben. Sie zwitschern ein unvolkommeneres Lied, und doch ist es ein warhaftiges Dankopfer für den, der sie gemacht, und durch dessen Einflus sie leben, und einer Glükseeligkeit geniessen, die für uns zwar zu klein ist, aber für sie gros genug. Ein volkommeneres Lied überlassen sie der bessern Creatur, dem Menschen. Sagen Sie, sollen wir schweigen? Izt bemühen Sie sich bis an den Fus der Berge; o! sehen, o! hören Sie da den Bach, dessen Rieseln uns ein Entzüken einflösset. Sehen Sie wie er sein silberklares Wasser mit einem frohen Gemurmel durch die blühende Wiese austeilet. Er tränkt eine matte Flur, und diese stöst aus ihrem Schoosse Blumen hervor, die mit einer anmutigen Schönheit prangen, und diese erzeugt aus sich selbst ein herliches Kleid, das mit lebenden Farben spielet, und unsere Blike in seine beweglichen Halmen verbirget. Sehen Sie, wie iener Bach, dessen Wasser sich mit reinen Fluten, mit Fluten der

Unschuld verstärkt, sich von der Mitte des Berges herabwälzt, hören Sie sein sich selbst vermehrendes Geklatschere: es sind eben so viel Worte, die uns zuruffen; höret ihr glükseeligen Menschen meine Stimme; schauet mich nie ohne Verwunderung an; erblikket in meinen Fluten das Bild des Schöpfers, der mich aus den Bergen hervor drängen hies; und der mir in dem innersten der Erde, wohin kein sterbliches Auge schauen kan, meine Quelle aushölte, und den Tropfen des Wassers befal von ungeheuren Höhen zu meiner Narung herunter zu fallen. Hier sprudele ich dem grossem Herrn zum Lobe wieder hervor, hier durchiauchze ich eine blumenreiche Wiese, und denn eile ich meinem Ursprunge wieder zu. Ich gebe der Erde und dem Schöpfer das wieder, was ich empfangen habe, wenn ich an die Grenzen meines Laufs gekommen bin; denn versiege ich, denn sterbe ich dem Schöpfer zur Ehre, und lebe an meinem Quel mit stärkern Kräften wieder auf. O! Menschen, spiegelt euch in meinen Gewässern, ich bin ein Bild von euch. Fräulein! sollen wir schweigen, wenn alles so überzeugend von der Gotheit redet? Sehen Sie nur, wie uns diese Wiese, die wir betreten, in ihrem bunten Schmuke zulächelt! Sehen Sie nur, wie uns ein iedes Gräsgen froh entgegen winkt! Sehen Sie, wie es uns lokt, an ihm den Schöpfer zu betrachten, und deucht es Ihnen nicht auch, daß sich die Schönheit der Wiese vermehret, da sie merkt, wie wir im Begrif sind, den Herrn, der sie so herlich ausgeschmükt hat, zu empfinden. Mich dünkt,

daß

daß mir eine iede Blume, ein iedes Hälmgen einen freudigen Dank entgegen lächelt, und durch ein sanftes Neigen seine Zufriedenheit entgegen winkt, daß es einmal den Zwek seiner Schöpfung erfüllet siehet, daß es uns als eine Spur der Tritte der Almacht vorkomt, da wol zu tausendmalen Menschen über diese Flur weggegangen sind, welche zu nichts weniger geschikt gewesen, als durch diese Schönheiten auf den Schöpfer gefürt zu werden. Sehen Sie da zur Seiten die schönste Vermischung der Felder, und ist es möglich, daß unsere Augen die sanfte Bewegung der reichsten Aehren erbliken können, in welchen so zu reden unser Leben schon in Hofnung blühet, ohne daß unsere Brust Regungen empfinde, welche in der That nichts anders, als eine frohe Dankbarkeit sind? Sagen Sie Fräulein, rauscht hier nicht der Schöpfer durch die wellenförmig bewegten Aehren hindurch, und verbreitet über sie einen Seegen, der uns so theuer ist? Solte ihm unser Blik nicht nach lauffen, und solte sich unser Herz nicht mit frohem Klopfen bemühen, eben so munter, eben so lehrreich seinem Gott entgegen zu hüpfen, als diese schwangern Aehren mit vergnügtem Büken dem Schöpfer ihren Reichtum darbieten? Rings um uns herum schliest der bergigte Wald lauter Seegen ein, einen Seegen, der auf tausendfältige Art auf uns zurük fält. Alles lebt in ihm, und eine Menge vom Wilde läst in hundertfach verschiedenen Stimmen ein Lob seines Schöpfers erschallen, und der Löwe brült eben so wol einen Preis und einen Dank der Maiestät des

Him-

Himmels entgegen, als ihn eine Grille mit winselnder Stimme singt, und das verächtlichste Mäusgen doch über seinen armseeligen Stand vergnügt entgegen pfeift. Alle empfangen Wolthaten, und alle sind dankbar; Creaturen, welche weit unter uns sind, erheben ihre Herzen zu dem, der sie gemacht, und der sie erhält. Nur der Mensch scheint zu gros zu seyn, als daß er seinem Schöpfer, den er doch noch dazu seinen Vater heissen darf, einen frohen Jubelgesang weihen solte. Der Mensch der doch zu den erhabensten Empfindungen gemacht ist, fühlt lange die Zärtlichkeit gegen seinen Gott nicht, die ein zufriedenes Vögelgen bei mühsamen Futter zu empfinden scheint. O! ist es noch nicht genug Fraulein, ihr Herz gegen Gott zu bewegen, so bliken Sie in iene Ferne, wo das Bild der Gottheit aus dem blendenden Feuer der Sonne hernieder stralet. Wärme, Licht, Fruchtbarkeit, Schönheit der spielenden Farben, und das Leben der ganzen Natur, alles dis sind die täglichen Ausflüsse dieser stralenden Königin der Himmelskörper. Sie ist gleichsam der Mittelpunkt, worin alle schöne Ursachen der so schönen Veränderungen des Erdbodens zusammen fliessen. Ja! ia! Fräulein, hier wont die Gotheit, sie tront in einem feuerreichen Glanze, und dieser Glanz blendet uns, sie anzuschauen. Izt sind wir gleichsam vor den Pallast der himlischen Maiestät gekommen, und nun verdoppeln sich unsere Regungen. Eine Ehrfurcht durchdringt meine ganze Seele, ich bin der Gottheit nahe, und ich höre sie zu meiner entzükten Seele sprechen:

Geister,

Geister, die ich liebe, Geister, die ich darum erschaffen, daß ihr aus meiner Welt, die ich nicht umsonst so schön zubereitet, meine Hoheit und meine Grösse erkennen sollet, wollet ihr glükseelig seyn, so sucht meine Fußstapfen in meinen Werken; ihr werdet mich überal erbliken können, und mein Seegen sol euch bei iedem Tritte folgen. Seid die Spiegel meiner Eigenschaften, amt meine Wege nach, und ich wil mich zu euch herablassen; O! köntet und woltet ihr mich nur so lieben, so wie ich euch liebe, so würdet ihr mir durch alle meine Werke nach gehen, und mein Bild würde euch mit Lust, mit Freude, mit himlischen Vergnügen durchstralen; dann würdet ihr erst recht glüklich seyn. Kennetet ihr nur erst mich, so würde euch auch eure Zufriedenheit und euer Glük nicht mehr unbekannt seyn. O! unendliches Wesen! hier hast du unsere Herzen, wir haben dich gesucht in diesem schönen Teile deiner Welt, wir haben dich gefunden, und nun walt unser Herz gegen dich vor unaussprechlicher Freude. Hier bringe ich dir die Unschuld, der ich den Weg zu deiner Erkentnis wies, und sie, sie zerfliest in Zärtlichkeit gegen dich; Schöpfer, wir haben dich gesehen, und werden deine Grösse fassen! Herr = = = O! Hören Sie auf! rief Julianchen! ich kan meine Empfindungen nicht mehr in Ordnung erhalten; ich bin durch und durch bewegt, und ich danke es Ihnen, daß mein Herz so eifrig gegen den erhabenen Schöpfer schlägt. Hören Sie auf, Sie haben ihre Pflicht erfüllet. = = = O! nein! schönes Fräulein! ich habe noch lange nicht gethan, was ich habe

thun

thun sollen. Kommen Sie! dort auf jenen blumenreichen Hügel wollen wir uns froh über uns selbst etwas niedersezen, und dem grossen Herrn der Welt, der uns diese höchst vergnügten Augenblike schenkt, in der Ferne nachsehen. Kommen Sie nur! ich bin noch nicht fertig. = = = O! wie zufrieden folge ich Ihnen Mein Herr! = = = Hören Sie nur, Juliancyen! Bisher habe ich Ihnen nur an Ihrem und meinem Herzen gezeigt, was für glükseelige Empfindungen in der Seele desienigen rege werden können, der die Gotheit aus ihren Werken erkennet. Ich habe Ihnen nur einen Vorschmak der Freude gegeben, die Sie sich alle Tage machen können, wenn Sie diesem Spaziergange nachahmen wollen. Nun wil ich Ihnen auch bei gelassenern und stillern Regungen den Weg zeigen, wie eine gesezte Vernunft alle Eigenschaften Gottes aus der Welt entwikelt = = = O! machen Sie mir dis sehnlich gewünschte Vergnügen. = = = Ich wil es thun, und unter diesen Gesprächen sezten wir uns zufrieden nieder.

Nun wil ich auch meine Feder etwas niederlegen, Mamsel! und die fernere Geschichte werde ich Ihnen in dem nächsten Briefe liefern. Werden Sie ia nicht böse! Erholen Sie sich von Ihren Empfindungen, die ihr zärtliches Herz gewis mit Fräulein Julianchens Herzen gemein haben wird. Nächstens wil ich sanfter sprechen, und ehe Sie sichs versehen, so werden Sie die Fortsezung erhalten von

Dero

ergebenstten Freunde.

Sieben=

Siebenzehender Brief.

Mamsel!

Ist Julianchen nicht ein charmantes Frauenzimmer? Ich seze noch dazu, ein ungemein geleyriges, und vernünftiges. Hören Sie nur weiter, wie geduldig sie bei meinen Vorlesungen im Grünen gewesen ist. Bald solte ich mich mit dem Epikur vergleichen, der im Garten lehrete. Sie werden doch ohne Zweifel den Epikur nicht mehr für einen liederlichen Man halten, nach dem man seine Unschuld so offenbar dargethan hat, sonst mögte ich meinen Einfal gerne wieder ausstreichen. Ich komme zur Geschichte.

Sie haben mich beinahe in einer Entzükung gesehen, Fräulein! fur ich fort; aber glauben Sie nicht, daß meine Einbildungskraft mich nur hingerissen gehabt habe, und daß ich so gesprochen, weil ich von Jugend auf so gelehret worden. Könte Ihnen wol nicht der Gedanke einfallen, wer weis, ob ein solches Wesen würklich da sei, oder ob die Menschen nicht darin nur den Weltweisen folgen, die einen Gott annemen, weil sie gewont sind, ihre Begriffe so weit zu treiben, als möglich ist, und auf die Art am besten den Ursprung der Dinge durch eine eben so unbegreifliche Ursach zu erklären? Allein nun hören Sie einmal; ich seze den Fal, daß ich Ihnen ein Gemälde vorlegte, das diese Gegend,

in

in der wir uns befinden, auf das allereigentlichste, und natürlichste darstelte, so, daß Sie zu sagen gezwungen wären, die Gegend könte nicht schöner getroffen seyn, als sie würklich wäre, und würde nicht den Augenblik Ihr schöner Mund zum Lobe des Künstlers sich aufthun? Würden Sie nicht ausbrechen: das mus ein vortreflicher Maler seyn, ein Man, der seine Sachen ungemein verstehet, und der ein volkommener Meister in seiner Kunst ist? Das würde gewis der allernatürlichste Gedanke seyn, und es würde Ihnen nicht einmal einfallen, daß nicht ein volkommen geschikter Meister, dieses Bild gemacht habe. Wie wenn ich Ihnen nun sagte, was bemühen Sie sich doch nach dem Künstler zu fragen, das Gemälde ist von sich selbst von ohngefehr entstanden, oder eine unbedingte Notwendigkeit hat es von Ewigkeit her so mit sich gebracht; würden Sie mich einer andern Antwort würdigen, als daß Sie mich entsezlich aus lachten? = = = das thäte ich gewis! = = = Nun recht! das verdiente ich auch, und nun lassen Sie uns einmal überlegen, was der Künstler bei diesem Bilde gethan hat. Nichts mehr, als daß er nur eine genaue Aufmerksamkeit auf das Verhältnis der Gegenstände richtete, und ihre Farben und Teile nach Zal und Grösse genau auszudruken suchte. Er that nichts mehr, als daß er glüklich nachamete, weil er glüklich beurteilen konte, und legte nur den äussern Schein der Dinge, doch noch unvolkommen genug, unsern Augen durch Hülffe anderer Mittel vor, die er weder gemacht, noch erfunden hatte.

Man

Man hält diese Kunst schon gros, und sie ist es auch; allein sezen Sie, daß der Maler weder einen einzigen Teil, der zur Vorstellung des Gemäldes gehöret, gesehen habe, noch daß er iemals alle diese Dinge unter gewissen Verhältnissen verknüpft empfunden habe, und daß er dennoch ein so reizendes Gemälde zu verfertigen wisse, und würden Sie nicht gestehen müssen, daß alsdenn seine Kunst menschliche Kräfte weit überstiege? Nicht andem, Sie hätten das Herz mir ins Gesicht zu sagen, das sei Menschen schlechterdings unmöglich? Sie hätten Recht; aber erwägen Sie zugleich, daß ein Urbild und ein Abbild, ich wil sagen, eine würkliche Sache, und sein nachgeamtes äusserliches Bild der Volkommenheit noch ungemein von einander unterschieden sind. So ungereimt es Ihnen also vorkomt, daß ein solches Gemälde keinen volkommenen Meister und Urheber haben solte, noch tausendmal ungereimter mus es Ihnen scheinen, daß diese würkliche Gegend, die wir so sehr bewundern, keinen Schöpfer haben solte. Was ist ein gemalter Baum gegen einen würklichen, wie ihn uns die Natur vorstelt? Nichts als ein bunter Schatten, dem alles reelle, und maschinenmässige fehlet. Und wäre es möglich, daß nur ein Hälmgen von diesem Grase von selbst entstehen könte? O! solten Sie nur die grosse Kunst anschauen können, die sich an diesem unansehnlichem Teile des Erdbodens befindet, und Sie müsten gewis erstaunen. Sie würden ein überaus feines, und auf die regelmässigste Art zusammen gesezetes Gewebe von lauter kleinen Körgen erbliken,

in denen sich ein ungemein subtiles Säftgen bewegt, und sich in kleine Bläsgen absondert, die durch die bestimte Art der Brechung und Zurükprallung der Lichtstralen die heitere grüne Farbe hervorbringen. Und wie klein und bewundernswürdig ist nicht die Struktur des Samenkörnchens, an dem man äusserlich nichts warnemen kan, in dem doch aber das ganze Gewächs nach allen seinen Teilen auf eine recht unbegreifliche Art eingewikelt liegt. Wie viel Millionen Halmen, wie viel tausend Blumen, und welche unzäliche Menge von Blättern, Knöspgen, und Körnern sind hier nicht vor unsern Augen, und wie unbeschreiblich gros ist nicht die Anzal der verschiedenen Arten in andern Gegenden, und müssen wir nicht erstaunen? Nun denken Sie nur einmal an die zallose Menge der lebendigen Wesen, der Menschen, der nie zu bestimmenden Geschlechter der Tiere; denken Sie an die geflügelten Heerschaaren, die in der Luft herumschwärmen; denken Sie an die beschuppeten Züge der lebendigen Wesen im Meere, und in allen Gewässern, denken Sie an die tausendfach verschiedenen Arten zamer und wilder Tiere, welche unsern Erdboden durchstreiffen; und o! daß ich Ihnen die verborgenen Wonungen der Insekten und der unzälichen Heere des Gewürmes eröfnen könte; Sie würden sich gewis verlieren, und man könte sicher behaupten, daß eine Ewigkeit dazu gehöre, alle diese unzälichen Wesen in ihren Bewegungen und Geschäften zu beobachten. Wir würden einen erstaunenswürdigen Bau ihrer Leiber und Gliedmassen entdeken, und eine Kunst bewundern

müssen,

müssen, deren kleinsten Teil wir nicht einmal einsehen, und begreiffen können, und die schlechterdings unendlich seyn mus. Allein der menschliche Körper ist der schönste unter allen, und bei dessen Bildung scheint so gar eine unendliche Kunst sich selbst übertroffen zu haben. Und so muste es auch geschehen, der Regent der Erde muste das schönste, das volkommenste, und ansehnlichste Wesen unter allen sichtbaren seyn. Ich brauchte eine gar zu lange Zeit, Fräulein, Ihnen den innern Bau unsers Leibes, so weit er uns nur bekant ist, zu beschreiben; das wil ich bis auf eine andere Gelegenheit verspaaren, und die Schönheit der äussern Gestalt lehrt uns Ihr Geschlecht, das unsere Augen und Herz entzüket. Erwägen Sie bei dem allen aber, daß ein iedes Würmchen, ein ieder lebendiger Teil der Welt eine Seele habe, ein unsichtbares Wesen, ein unbegreifliches Wesen, das sich Dinge, die ausser ihm sind vorstellen kan, und das die Welt empfindet. Hier verlieren sich unsere Gedanken, und hier stuzt unser Geist, denn eine Seele zu beurteilen, ist ihm zu hoch. Lassen Sie uns nun einmal fragen, woher sind alle diese Wunder gekommen? Haben sie sich selbst ihr Seyn gegeben? Das ist törigt, denn unser Herz sagt es uns; und müsten wir nicht das Recht behalten, uns unser Seyn selbst so lange zu lassen, als wir wolten? Warum vermodert denn unser Körper mit unserm gröstem Unwillen, und warum gehorchen seine Teile uns nicht mehr, so bald wir sie zusammen gesezt haben? Allein vieleicht haben diese Teilgen ehedem ohne alle Ordnung in ei-

nem unendlichen leeren Raume herumgeschwebt, vieleicht haben endlich einige tausend Jare dazu hingereichet, daß sie sich an einander angehänget, und diese so vortrefliche Welt gebildet haben? Auch das wiederspricht meinem Herzen. Es komt mir milionenma! unglaublicher vor, als zu behaupten, daß wenn man alle Farben, die zu einem solchen Gemälde, wovon ich vorher geredet, erfordert werden, in der grössesten Unordnung in Ewigkeit auf einem Papier durcheinander riebe, iemals die genaue Abbildung dieser Gegend heraus kommen würde. Und blieben uns nicht allezeit die Fragen übrig, woher sind diese Materien entstanden, und woher stamt ihre Bewegung? Nein! so etwas törigtes kan man nicht glauben! Ja aber kan dis alles nicht eine ewige, eine unvermeidliche Notwendigkeit gemacht haben? Und was ist denn diese Notwendigkeit? Ist sie etwas würkliches, ein vor sich bestehendes Wesen? oder ein Wort ohne Begrif, ein Nichts, das nirgend ist, und der Vernunft wiederspricht? Das erste kan man nicht beiahen, und das lezte ist verlachenswert. Einer blossen Einbildung, einem Worte ohne Verstand, einem Undinge den Ursprung der schönsten der bewundernswürdigsten Dinge zu zu schreiben heist gerade so sprechen, als wenn die Vernunft in lezten Zügen läge, und der gröste Grad der Raserei ihr den unvermeidlichsten Tod drohete. In Warheit Fräulein! Hier sehe ich mich gezwungen, zu bekennen, daß ein weit grösseres Wesen, als alles was wir gedenken können, diese herliche Welt gebauet habe. Ich schliesse, daß dieses Wesen mit

unserer

unserer Seele die gröste Aenlichkeit haben, aber unendlich grösser seyn müsse. Ist es nicht andem, daß dasienige unvergleichliche Wesen, welches diese Dinge unter so schönen Gestalten hervorgebracht hat, sie notwendig vorher schon so erkant haben müsse, ehe es ihnen die Würklichkeit schenken konte? So wie die Hervorbringung derselben ein Beweis einer unendlichen Macht ist, so ist diese Erkentnis solcher Dinge, die noch nicht würklich waren, ein Beweis eines unendlichen, und daß ich so rede selbständigen Verstandes. Denn alle unsere Erkentnis, Fräulein! entspringt von würklichen Dingen, und diese verschaffen uns nach und nach einen Vorrat von Begriffen und Bildern durch deren verschiedene Verbindung und Bestimmung wir allererst auf das mögliche kommen können, doch meines Erachtens nur so weit die Gelegenheit und die Begriffe, die wir vom würklichen entlehnen, es zu lassen. Ein Verstand aber, der das mögliche erkant, ohne daß irgend etwas, als er selbst, würklich war, mus schlechterdings ein unendlicher und selbständiger seyn. Und könte einem solchen Wesen die Alwissenheit fehlen? Ganz gewis müsten wir den Verstand dieses Urhebers für diese Welt zu klein annemen, wenn wir ihm die Erkentnis aller Dinge absprechen wolten. Die Anzal der Dinge in der Welt ist schon unbegreiflich und unaussprechlich, und doch können wir nicht behaupten, daß nicht noch viele andere ausser ihnen möglich wären, und warum sind die andern nicht zur Würklichkeit gekommen und gerade diese? Entweder es ist gar kein Grund davon da, oder er

liegt in der Erkentnis des Wesens, dessen freien Wal diese ihre Würklichkeit zu verdanken haben. Und sol diese Wal stat finden, so mus man notwendig die Erkentnis alles möglichen zum voraus sezen. = = = Bis hieher Mein Herr! habe ich Ihnen ganz leicht folgen können, allein ich bin begierig zu wissen, wie Sie durch eben so leichte Schlüsse und zwar aus der Welt die übrigen Eigenschaften Gottes herleiten wollen; mir deucht daß dis weit schwerer sei, und sonderlich was das Vorherwissen Gottes der wilkürlichen Begebenheiten, und seine Gerechtigkeit anbetrift. Ich habe öfters mit unserm Prediger darüber gesprochen, aber keine volle und leichtbegreifliche Antwort erhalten können. = = = Geben Sie sich zufrieden, schöne Julianchen! ich wil mich bemühen, auch hierin Ihren Befehlen ein Gnügen zu leisten. Erlauben Sie mir aber die Ordnung meiner Reden so zu machen, wie sie am geschiktesten ist, und wie uns diese anmutige Gegend Gelegenheit dazu verschaffet. Ich wil von dem Vorherwissen Gottes anfangen, und meine Frage auf einen ganz besondern Fal einrichten, wo zu wir uns selbst schiken. Hat Gott wol, ehe er die Welt geschaffen, vorhergesehen, daß wir an diesem vortreflichen Tage uns hieher begeben, seine Werke erwägen, und hat er gewust, was wir besonders reden würden? = = = Nun das ist gut Mein Herr! wenn Sie mir diese Frage gut auflösen können, so wil ich Sie für meinen Meister erkennen. = = = = Das wird ein besonderes Glük für mich seyn, und beinahe belebt mich schon eine warscheinliche Hofnung,

nung, diesen Ruhm zu erlangen. Ich gestehe Ihnen gerne ein, daß man bei dieser Sache allerhand Schwierigkeiten zu machen pflege, aber ich bedinge mir aus, daß Sie mir einige Säze einräumen, die Sie nicht wol werden leugnen, und doch ein höchstes Wesen annemen können. Sie sind diese: Ist es nicht andem, daß die Verbindung aller Teile der Welt, oder aller Dinge in derselben von Gott, und zwar von seiner Wal abhange? Gestehen Sie nicht, daß die Verknüpfung der Räder in einer Uhr von der Wal des Künstlers abhange? Deuten Sie aber diese Vergleichung nicht weiter aus, als ich Ihnen gleich die Anwendung zeigen werde. So wenig man sagen kan, daß der Künstler nicht vorher gewust habe, wie sich ein iedes Rad seiner Natur und Ordnung nach bewegen werde, eben so wenig kan man von dieser grossen Maschiene, der Welt, behaupten, daß sie ihr unendlicher Werkmeister nur gleichsam aufs Gerate wol zusammen gesezt habe, ohne vorher zu bedenken, und zu wissen, wie ein ieder Teil derselben seiner Natur, Kräften und Ordnung nach handeln werde. Gibt man dis zu, so kan ich ia auch schliessen, daß er uns, die wir Teile der Welt sind, an den Ort, in die Ordnung und Verbindung der Dinge gesezt habe, die wir würklich einnemen. Und hat er dis ohne einer Erkentnis unserer wilkürlichen Handlungen thun können? Warum sind wir nicht von andern Eltern geboren, warum haben wir nicht ein Jarhundert eher oder später unser Leben überkommen? Und noch viel andere Fragen könte ich bei dieser Gelegenheit auf-

werffen. Die Erfarung hat uns gelehret, daß unser Thun und Lassen meistens von der Verbindung und dem Einflusse anderer Dinge, die um und neben uns sind, abhange, und es ist doch schlechterdings nötig zu sagen, daß Gott alle diese Stüke mit einander verbunden, und wenn dis geschehen, sie auch notwendig vorher gewust habe. Denn nimmermehr werden wir alle dergleichen Fragen beantworten, und einen bestimmenden Grund davon finden können, wenn wir nicht eine Wal Gottes, und eine gewisse Erkentnis, die zur Bestimmung der Wal erfordert wird, vorausezen. Ich wil nur bei unsern ganz besondern Falle stehen bleiben, und dis anmerken, daß doch eine iede von unsern wilkürlichen Handlungen ihren Grund habe, warum wir sie unternemen. Nun lassen Sie uns einmal zurük gehen, zu fragen, wodurch wir bewogen worden, diesen Spaziergang hieher zu thun, und Sie finden gleich, daß es zu allernächst darin gegründet war, daß Sie die Gütigkeit hatten, mich zu dieser Betrachtung aufzufordern. Wer Ihren schönen Charakter kent Fräulein! der würde es haben gewis vorhersagen können, daß Sie mich unter den damaligen Umständen aufgefordert haben würden. Wer aber die Denkungs und Lebensart eines ieden aus der Geselschaft gleichsam vom ersten Ursprunge an genau gekant hätte, und gewust, daß wir unter dergleichen Umständen zusammen kommen würden, der würde im Stande gewesen seyn, vorher zu bestimmen, daß wir so reden, und so beschliessen würden. Nun hoffe ich doch ganz gewis, daß Sie mir

ein=

einräumen werden, nach menschlicher Art zu reden, daß Gott eine iede menschliche Seele nach ihrer Natur und ihren Kräften recht eigentlich kennen müsse, daß er also auch im Stande gewesen, sich alle mögliche Fälle bei ihren Handlungen, und sonderlich, was ihre Erkentnis anbetrift, vorzustellen; daß er ferner die Umstände, und Verbindung eines iedes Menschen mit andern Dingen in der Welt so vielfach und möglichst verschieden sie nur immer seyn mögen, sich zum voraus habe entwerffen können, und daß er beschliessen gekont habe, eine Verbindung und Reihe dieser möglichen Handlungen zur Würklichkeit kommen zu lassen. Von den Bestimmungen der Erkentnis kan man allezeit den sichern Schlus auf die Bestimmung des Willens machen, und nach dieser richten sich die freien Handlungen. Wer nun den Charakter eines Menschen, und seinen Grund, und die äussern Umstände und Verbindungen in iedem Falle auf das genaueste und sicherste weis, der weis alle Bestimmungen der Erkentnis, und kan folglich sicher wissen, was dieses oder ienes freie Wesen in einem ieden besondern Falle thun oder lassen werde. Alles dis nun wird man Gott schlechterdings nicht absprechen können, und man darf also behaupten, daß Gott von Ewigkeit her sich uns ganz gewis als so handelnd, wie es izt geschicht, habe vorstellen können, wenn wir unter diesen Umständen würklich werden solten. Er beschlos nach den besten Gründen uns unter diesen Umständen die Würklichkeit zu schenken, und müste er also nicht gewis wissen, wie wir in iedem Augen-

blike handeln werden? Und dis darum, weil er alle Ursachen und Bestimmungen weis, die von andern Dingen uns in iedem Augenblike betreffen werden. Der Abend nähert sich, schönes Fräulein! und ich habe Ihnen noch von den andern Eigenschaften Gottes zu sagen, sonst wolte ich es durch mehrere und vieleicht klärere Exempel erläutern. Nur dis einzige wil ich noch anmerken, daß wir einen überaus grossen Unterschied unter unsern und einem unendlichen Verstande machen müssen, und daß diesem eine unmittelbare, uns aber nur eine mittelbare Erkentnis möglich sei. = = = Ich bin zufrieden Mein Herr! und einige Einwürfe, die ich etwa noch habe, wil ich bis auf eine andere Zeit versparen. = = = Sehr wol! und nunmehro wil ich in meinen Betrachtungen weiter gehen. Ich behaupte, daß man aus den Werken Gottes den unwiederleglichen Schlus machen könne, daß er alles nach vortreflichen Absichten hervorgebracht habe. Niemals betrachte ich die Einrichtung und die Schönheit der Geschöpfe ohne daß in mir eine heilige Verwunderung entstehe. Oefters frage ich mich selbst, warum hat doch Gott alle diese Dinge auf die Art hervorgebracht, und warum hat er sie nicht anders gemacht? Ich wil nur bei leicht in die Augen fallenden Werken stehen bleiben. Warum hat Gott gerade in diese Gegend einen so vortreflichen Wald gesezet? Hätten nicht an eben der Stelle Blumen, oder ein Teich, oder Kornfelder stehen können? Oder warum sind anstat dieser Arten der Bäume nicht andere gesezet worden? Ist es nicht an dem, würden

die

die hiesigen Einwoner nicht auf gewisse Art unglüklich gewesen seyn? Wie gros ist der Strich Landes nicht, der aus diesem Walde mit Brennholz, und Materien zum Bauen versorgt wird? Und bedenken Sie nur die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche uns entstehen würden, wenn dieser Wald fehlete? Ich schweige hiervon, weil Sie es selbst deutlich genug einsehen. Aber bemerken Sie die Absicht des Schöpfers nicht? Er wuste, daß sich hieher Menschen begeben würden, und es geschahe nach seinem Willen, daß dieser Teil der Welt von vernünftigen Geschöpfen bewont werden solte, und richtete er nicht eben darum alle Notwendigkeiten so ein, die zu dieser Absicht hinreichend sind? Wäre es dem Schöpfer nicht ein leichtes gewesen, diese Wiese mit einer roten, oder himmelblauen Farbe zu bekleiden? Allein, warum that er es nicht? Würden Menschen und Tiere im Stande gewesen seyn, diese brennenden Farben zu ertragen? Würde uns das Anschauen dieser Wiese eben so reizend, eben so belustigend vorkommen können? Ganz gewis nicht! Die Welt würde nicht so schön in die Augen fallen, wenn sie eine andere Farbe hätte. Wir würden gewis nicht hieher gekommen seyn, den Schöpfer zu bewundern, wenn diese Gegend mit einer feuerreichen Röte pralete, wir fänden nichts schönes daran, oder unsere Augen müsten eine ganz andere Zubereitung haben; allein wie unzälich vieles verlören wir nicht auf dieser Seite, das uns teils zur Notwendigkeit, teils zum Vergnügen dienet. Sehen Sie wie viel vortrefliche Absichten hier nicht auf einmal zusammen

men kommen, und die wir bei genauerer Ueberlegung doch warhaftig als die besten unter den uns bekanten möglichen erkennen müssen. Was hat den grossen Baumeister der Welt bewogen, diesen Bach gegen über, an dem wir uns so sehr ergözet haben, hieher zu sezen? O! sehen Sie Fräulein! iene Tiere, iene Hirsche und Rehe, die bei dieser külern Abendluft aus dem Walde herauskommen, werden uns seine vornemste Absicht lehren. Sehen Sie nur diese frohe Schaar, die mit einem muntern Schritte zum Bache eilet, empfängt aus der liebreichen Hand ihres Schöpfers seinen erquikenden Abendtrunk. O! sehen Sie, wie sie uns mit einem freudigen und zufriedenen Gesichte einen Dank gegen ihren Erhalter herüber lächeln. Sie stillen ihren Durst aus diesem klaren Gewässer, und wie munter und wie gestärkt gehen sie nicht ihren schattigten Wonungen wieder zu? O! Herr des Himmels und der Erde höreſt du nicht diesen aufrichtigen Dank, den dir deine glüklichen Geschöpfe durch einen freudigen Laut zuruffen? Ja ganz gewis! Dein Herz wird sich erfreuen. Aber o! Schöpfer noch heute, und in Ewigkeit wollen wir dir ein Lob und Danklied singen = = = Ja das thue ich gewis, sprach Julianchen. = = = Dis wenige Fräulein! wird Sie gewis überzeugen müssen, daß Gott nichts ohne die besten Absichten gethan habe. Sie werden zugleich erkennen, daß er unzälich verschiedene Absichten ungemein wol mit einander zu vereinigen wisse, daß nicht das geringste in der so weiten Welt ohne Nuzen sei, und daß er nichts überflüssiges

hervor-

hervorgebracht habe. Alles dieses werden Sie vortreflich einsehen lernen, wenn sie ein Land gegen das andere genau vergleichen, und wenn Sie bemerken wollen, daß so zu reden kein Halm und kein Stengel in einer andern Gegend wachse, als wo er sich am besten hinschikt, und daß eine iede Art lebendiger Geschöpfe gerade den Wonplaz angewiesen erhalten habe, der der schönste und beste nach seiner Natur und Notdurft ist. Werden Sie sich entbrechen, dieses grosse Wesen, dessen Einsicht eine so unbegreiflich richtige Ordnung gemacht, ein unendlich weises Wesen zu nennen? Ich werde von Tage zu Tage mehr überzeugt, daß eben dasselbe, was ein Beweis der Weisheit des Herrn der Welt ist, auch zugleich seine unendliche Gütigkeit auf das klärste bezeuge. Heissen wir nicht denienigen gütig, der andern Wolthaten erweist, und der andern Wesen ausser sich, ohne daß sie es verdienen können, einen Genus einer anziehenden Glükseeligkeit schenket? Was werden wir nun von demienigen Wesen sagen müssen, das unzälige Arten von Geschöpfen darum hervorgebracht, damit sie eine vergnügende Glükseeligkeit geniessen mögten? Denken Sie nur an diese Tiere, die wir vor Augen sehen, sie empfinden, und ein Vergnügen ist ihnen nichts unbekanntes. Konte man es ihnen nicht an ihrem Gesichte, und an ihren Gebehrden anmerken, daß sie voller süssen Empfindungen waren. Und o! wie angenem, wie erquikend ist nicht ein Trunk küles Wassers bei einem empfindbaren Durste! Alles was lebt ist einer Glükseeligkeit fähig, und diese be-

ruht

ruht auf dem Genusse angenemer Güter. Zeigen Sie mir einmal das Geschöpf, dem es an Gütern zu seinem Vergnügen fehlete. Ein iedes Tier findet in der Welt, wo es sich aufhält, seine Speise und seinen Trank, und zweiffeln sie nicht, daß nicht einem ieden Tiere auch seine übrigen Sinne ein Vergnügen verschaffen solten. Die offene Welt schliest lauter Geschöpfe ein, die durch muntere Handlungen ihre süssen Empfindungen verraten, und ich bin eben so gewis, daß auch die verborgensten Hölen in der Erde, und die Tieffen des Meeres zufriedene, und glükseelige Einwoner beherbergen. Nur den Menschen werden Sie nennen können, der nicht zufrieden, nicht glükseelig ist. Allein dem sei wie ihm wolle, dis ist kein Beweis gegen die Güte meines Schöpfers. Wer besizt mehr ware Güter als der Mensch? Wer besizt mehr Fähigkeit, sie zu geniessen, als der Mensch? Und wer kan sich seine eigne Glükseeligkeit, eine Glükseeligkeit, die für alle andere Geschöpfe der Erde viel zu hoch ist, sicherer bauen, als der Mensch? Schande, und Straffe genug für ihn, wenn er es nicht thut. Er verdient es nicht, beklagt zu werden, und ihm gehört nicht weniger der Titel eines Toren, oder eines Faulen, als dem, der in eine unerschöpfliche Schazkammer gefüret wird, in der Absicht, daß er sich reich machen sol, wenn er nur zugreiffen, und mit Behutsamkeit wälen wil, was das kostbarste und nüzlichste ist, der aber sich mitten unter diese Schäze hinsezt, und mit Kleinigkeiten spielet, oder bedauret, daß seine Behältnisse in seiner Wonung zu klein

sind,

sind, oder wol gar darüber trozig ist, daß der Herr dieser Schäze ihm nicht das beste ohne sein Zuthun in sein Haus tragen läst, und daß andere eben so zugreiffen dürffen als er. Ganz gewis Fräulein! eine kleine Aufmerksamkeit auf die Welt verstattet uns gar nicht zu zweiffeln, daß kein einziges lebendiges Geschöpf anzutreffen sei, das nicht so reichen Stof zu seiner Glükseeligkeit besässe, oder doch aus der Welt nemen könte, als sie seine Natur nur immer erfordert. Wie freigebig, wie milde mus nicht die weise Hand Gottes eine unbeschreibliche Anzal von Gütern ausgeteilet haben, und was meinten Sie, wäre der grosse Schöpfer der Welt wol nicht unendlich gütig? Weiter Fräulein! unser Gott ist ein unendlich weises Wesen, und dabei unendlich gütig, und beide Eigenschaften haben ihn bewogen freihandelnde Wesen hervorzubringen. Wir Menschen sind diese sichtbaren Geschöpfe, denen eine Freiheit zukomt. Und solten wir wol nicht glauben, daß er auch schlechterdings wollen müsse, daß unsere Handlungen mit dem Zweke, wozu wir erschaffen worden, überstimmeten? Stellen Sie sich nur einen Regenten vor, der gewisse Bedienten dazu annimt, daß sie etwas in seinem Staate ausrichten sollen, und werden wir nicht als vernünftige Personen gestehen müssen, daß der Fürst nur diejenigen Handlungen wollen, und gut heissen werde, welche mit dem Zweke, wozu er iene Bedienten angenommen, übereinkommen, daß er aber alle Handlungen derselben hassen und verabscheuen werde, welche mit diesem Zweke streiten? Es wiederlegt uns die ganze

Welt,

Welt, wenn wir sagen wolten, daß der Schöpfer nicht eine algemeine Absicht bei derselben, und sonderlich bei Erschaffung der Menschen gehabt habe. Was ist leichter zu glauben, als daß wir Unterthanen des Herrn der Welt wären, und was wäre also natürlicher, als zugleich zu glauben, daß wir ein Gesez von ihm empfangen hätten, welches unsere freien Handlungen bestimmete. Dis finden wir in dem Zweke unserer Schöpfung, und dieser Zwek verbindet uns, die Eigenschaften Gottes zu offenbaren, oder Spiegel der Gotheit zu seyn, und in dieser Erfüllung unsere Glükseeligkeit zu bewürken. Kan es fehlen, daß nicht Gott und wir nur das gut heissen, was mit diesem Zweke harmoniret, und böse, was demselben wiederspricht? Den Zwek hat Gott gewolt, und mus er also auch nicht alles das wollen, was warhaftig gut ist, und folglich alles das verabscheuen, was böse ist? Zweiffeln Sie daher noch, daß Gott ein unendlich heiliges Wesen sei? Nun Fräulein! wil ich von der grossen Eigenschaft Gottes, der Gerechtigkeit, reden, welche Ihnen so viel Schwierigkeiten zu machen scheint. Ich habe die gegründetste Hofnung, Ihnen volle Gnüge zu thun, wenn wir uns nur erst über ein Paar Fragen vereiniget haben. Die erste: wollen Sie mir die Erklärung zugeben, die die gewönlichste von dem Worte Gerechtigkeit ist? = = = Ich sehe, daß Sie scharf mit mir verfaren wollen, und desto besser vermute ich die Auflösung. Ja! ich bin darin einig, daß man die gewönlichste Bedeutung dieses Wortes anneme. = = = Nun gut! erklären Sie sich weiter.

weiter. Wollen Sie nicht den Begrif der Gerechtigkeit des höchsten Wesens haben, in so weit sie auf die Welt, und die Menschen einen Einflus hat, ich wil sagen, in so fern Gott nach den besten Begriffen als ein gerechter Fürst und Beherscher der Welt und der Menschen angesehen werden kan? = = = Volkommen, Sie haben mein wares Verlangen getroffen, und das ist eben die Sache, die ich nach meinen Begriffen für so schwierig halte, und darauf man mir nicht volständig genug hat antworten können. = = = Ich wil mein Glük versuchen, und denken Sie nur zu allererst daran, wenn eher man einem Richter oder einem Fürsten den Beinamen des Gerechten gibt. Ist es nicht andem, er verdient ihn, wenn er alles in seiner Republik entweder nach den einmal schon vorhandenen guten Gesezen, oder doch nach neuen vorteilhaften, oder nach dem Naturgeseze oder Rechte ohne alle Ausname einrichtet. Wir müssen einen Fürsten gegen seinen Staat gerecht nennen, wenn er ohne Ansehen der Person die Geseze handhabet, und den Zwek einer Republik auf alle Art zu erreichen suchet. Er ist im höchstem Grade gerecht, wenn man keine einzige That von ihm aufweisen kan, die nicht mit den einmal angenommenen unverbesserlichen Gesezen übereinstimte. Ich mus Ihnen nur sagen Fräulein! daß dis der einzige ware Begrif ist, den man sich von der Gerechtigkeit Gottes machen kan, und daß mir alle andere viel zu gezwungen, und geklügelt, ia nicht selten sehr unsicher zu seyn scheinen. Alles wird sich demnach in diese zwo Fragen auf-

lösen: ob Gott auch gewisse Geseze habe, wonach er handele? und ob denn würklich seine Handlungen mit diesen Gesezen harmoniren? Die erste Frage werde ich Ihnen aus einigen algemeinen Grundsäzen, und die andere aus der Betrachtung der Welt beantworten. = = = Nun wenn Sie das können, so wil ich mich zufrieden geben. = = = Es scheint zwar so, als wenn Gott über alle Geseze erhaben wäre, und beinahe deucht es uns, als wenn Geseze zu erkennen, und doch das allerhöchste Wesen zu seyn, dessen Herschaft alles, was nur ein Daseyn hat, unterworfen ist, ein paar wiedersprechende Begriffe wären. Allein dieser Wiederspruch verschwindet auf einmal, wenn man nur das Vorurteil faren läst, daß allemal nur der Befehl eines Höhern ein Gesez genent werden dürfte. Eine iede Richtschnur freier Handlungen, der man zu folgen verbunden ist, verdient mit allem Rechte den Namen eines Gesezes. Und wenn das richtig ist, so sollen Sie bald aufhören zu zweifeln, ob Gott ein Gesez erkenne, oder nicht. Allerdings das erste. Denn Sie geben mir ia zu, daß Gott einen ganz algemeinen Endzwek bey Erschaffung der Welt gehabt habe, wonach er also auch die kleinste Verbindung in dieser Welt einrichten, und die geringste Handlung beurteilen mus. Weil Gott wil, daß alles, was er erschaffen, diesem Endzweke übereinstimmig werden sol, so ist eben dieser Zwek die Richtschnur, nach welcher alles in der Welt geprüfet werden mus, so wol in Ansehung der Welt, als in Absicht Gottes. Alle Handlungen, welche diese höchste Wesen in

Anse-

Ansehung der Welt vornimt, mus er schlechterdings nach dieser Richtschnur beurteilen. Und dazu findet dieser Urquel der Volkommenheit eine verbindende Notwendigkeit in sich selbst. Ich lege Ihnen den unverwerflichen Schlusſaz vor: Gott könte nicht Gott, das ist, das volkommenste Wesen seyn, wenn er nicht den Zwek der Schöpfung der Welt zur Richtschnur seines ganzen Betragens gegen den geringsten Teil der Welt erkennen wolte; und ist dieser Grund der Verbindlichkeit nicht stark genug? Denn so notwendig Gott Gott ist, so notwendig ist die Beobachtung dieser Richtschnur, und zweifeln Sie also noch, daß Gott in Ansehung des Betragens gegen die Welt ein unveränderliches Gesez erkennen müsse? Dieser Zwek ist die Offenbarung aller seiner Eigenschaften, die er notwendig besizt, und diese bewogen ihn vermöge ihrer Beschaffenheit, eine Welt zu machen, in welcher sie offenbar werden konten. Hieraus werden Sie teils die Richtigkeit meines verbindenden Schlusſazes, den ich Ihnen vorgetragen, einsehen, teils werden Sie einen sichern Aufschlus der Gründe zur Beurteilung der Gerechtigkeit Gottes gegen die Welt erhalten. Wie wenn ich Sie nun auf die tägliche Erfarung verwiese, welche Sie nach diesen Merkmalen der Gerechtigkeit prüfen mögten, und werden Sie nicht gestehen müssen, daß die allersichtbarsten Spuren der Gerechtigkeit des Beherschers der Welt darin angetroffen werden? Ist nicht eine iede Verbindung der Welt, ein ieder Zusammenhang derselben reich an Zeichen, wodurch alle Eigenschaften Gottes

in der schönsten Harmonie sich sichtbar machen? Der Lebenslauf eines ieden Menschen wird eine redliche Vernunft satsam von der Gerechtigkeit Gottes überzeugen, und die Schiksale der Völker fassen die einleuchtendsten Beweise davon in sich. Nur was die Belonung der Tugend, und die Bestraffung des Lasters anbetrift, darin scheint unsere Vernunft sich nicht volkommen finden zu können. Allein ich wil Ihnen nur ein paar Grundsäze an die Hand geben, so werden sie sich von dieser Seite leicht beruhigen. Weil die Gerechtigkeit eine Fertigkeit ist dem höchsten Geseze, welches in der Offenbarung der Eigenschaften Gottes auf gleichgrosse Art bestehet, überal gemäs zu handeln, so ist sie auch zugleich eine der unbegreiflichsten Eigenschaften, ich wil sagen, von deren Wegen wir nur in den meisten Fällen eine warscheinliche Erkentnis haben können. Weil das Gesez Gottes die Offenbarung aller seiner Eigenschaften erheischet, so haben wir bei Beurteilung seiner Gerechtigkeit auf die Harmonie aller götlichen Volkommenheiten bei einer ieden Begebenheit zu sehen. Dis nun zum voraus gesezt, so werde ich die höchste Gerechtigkeit unseres Schöpfers in Ansehung der Tugend und des Lasters auf eine ihm anständige Weise verteidigen können. Mehrenteils stost man sich daran, daß der Schöpfer nicht gleich auf der Stelle straffet, und mit einer ieden tugendhaften Handlung so gleich eine sichtbare Belonung verknüpfet. Allein das ist mir eben ein Beweis seiner Gerechtigkeit. Vermöge derselben mus er alle Eigenschaften auf eine gleichgrosse

grosse Art der Welt zur Bewunderung darlegen, und nie wird es meines Erachtens angehen können, daß er seine Heiligkeit offenbare ohne die Weisheit und Gütigkeit mit ihr in die beste Harmonie zu sezen. Allein die Weisheit mus allemal die bequemste Zeit erwälen, und ich halte Gott in der That nicht für gerecht, wenn er sich nicht auch mitten im Straffen als ein gütiges Wesen beweiset. Dis lehrt mich aber die Erfarung, und eben daher komt es, daß bisweilen die Straffen aufgeschoben werden. Denienigen halte ich in der That für einen vorsezlich Blinden, der behaupten wil, daß die Tugend hier in diesem Leben nicht wenigstens einigermassen belonet werde, aber man thut dem höchsten Beherscher gros Unrecht an, wenn er alle die Handlungen belonen sol, welche der grösseste Hauffe der Menschen für tugendhaft hält. Sie sind es nicht. Sind aber würklich schöne Handlungen vorgenommen worden, so haben wir ganz gewis eine Spur der Gerechtigkeit Gottes darin zu suchen, wenn er sie nicht gleich auf der Stelle belonet. Die Weisheit erwartet die beste Zeit, wo Teils die Heiligkeit Gottes und seine Gütigkeit sich am sichtbarsten bei der Belonung zu Tage legen kan, und diese Zeit komt gewis und die Tugend verliert nichts dabei; denn ihre Belonungen sind alsdenn am grössesten. Versichert Fräulein! Beurteilt man die Gerechtigkeit Gottes nach diesen Grundsäzen, so finden wir allezeit mehr zu bewundern, als zu tadeln. = = = Sie haben Recht Mein Herr! und wie sehr wünschte ich nicht, daß wir noch Materien von der Art

hätten, unser Gespräch fortzusezen, so lange uns noch der Abend und die Geselschaft erlauben, ergözende Reden zu füren. Wissen Sie nichts mehr? = = = O! Ja! schönes Fräulein! noch eins habe ich zu sagen. = = = = Und was ist denn das? = = = Ja raten Sie einmal! Eine Sache, eine Eigenschaft Gottes, welche man bald gut, bald schlecht vertei-diget, bald gar leugnet. = = = O! nun sagen Sie doch, welche? = = = Es ist die Algegenwart Got-tes. = = = O! schön! von der bin ich sehr begierig, Ihre Gedanken zu wissen; denn Sie haben mich schon ganz auf Ihre Seite gezogen, ohnerachtet ich wol merke, daß sie von meinen alten Lehrern abge-hen. = = = Denken Sie nur daran Fräulein! daß wir hier in dieser schönen Gegend Gott gesucht haben, und daß wir gar wol sagen können, er sei uns ge-genwärtig gewesen. Wir haben ihn gleichsam ge-sehen, weil wir alle seine Eigenschaften so genau er-kennen konten. Aber Sie werden mir doch hoffent-lich wol einräumen, daß er, recht deutlich zu reden, nicht persönlich gegenwärtig sei. Hören Sie nur, was man gemeiniglich vor Würkungen aus der Al-gegenwart herleitet, so werden Sie bald finden, worin sie eigentlich zu sezen sei. Man spricht, weil Gott gegenwärtig ist, so höret, und siehet er alles, er bewaret uns, und ist stets um und neben uns. Nun räumen Sie einmal alles unvolkommene, und menschliche von diesen Begriffen weg, alles das was uns Gott unter körperlichen Bildern vorstellet, so werden Sie mir zu erst eingestehen müssen, daß Gott nicht auf eine persönliche Art, ich wil sagen,

so wie wir etwa mit allem, was an uns substantiel ist, in einem Orte uns aufhalten. Denn solte das seyn, so müsten wir uns Gott allerdings etwa als eine gedenkende Luft, oder als ein Feuer, oder sonst als etwas unermeslich grosses und ausgedehntes vorstellen, das uns allenthalben umgäbe, und das uns bei unsern Bewegungen ausweiche oder uns ganz, und ein iedes Ding in der Welt durchdränge. Allein das dürfen wir doch nicht. Und was würde also die Redensart: Gott ist um und neben uns, bedeuten müssen? Entweder wir können sagen, daß diese Redensart unter die recht menschlichen, das ist, die nur höchst dunkle und verworrene Begriffe, oder wol gar keine ausdrüken, gehöre, oder wenn wir ia eine Bedeutung damit verbinden wollen, so könte es diese seyn, alle Dinge, die um und neben uns sind, bestehen durch die Kraft Gottes, die durch ihren Einflus ihnen und uns selbst die Würklichkeit giebet, und erhält. Weil das Hören und Sehen bei uns Menschen nicht anders als vermittelst einer persönlichen Gegenwart geschehen kan, so scheint es eben daher geflossen zu seyn, daß man Gott eine Gegenwart zu geeignet, weil er alle Dinge weis. Ich lasse der Redensart ihren volkommenen Wert, wenn man sie nur so versteht, daß Gott alle unsere Neigungen und Handlungen eben so gewis wisse, als wenn er gleichsam persönlich zugegen wäre, und alles hörete oder sähe. Sie werden also wol begreiffen, Fräulein! daß die Algegenwart Gottes unter einem der Gotheit anständigen Begriffe keine besondere Eigenschaft sei, sondern daß man auf eine

figürliche Art Gott algegenwärtig nennen kan, weil er eine würkende Almacht, und eine Alwissenheit besizet. Der Name selbst hat durch seinen Gebrauch bei Menschen eine Bedeutung bekommen, welche uns leicht verleiten kan, uns falsche Begriffe von Gott zu machen. = = = Ihre Erklärung scheint mir ganz gut und begreiflich zu seyn; aber auf die Art müste man ia doch sagen, daß Gott einen besondern Ort habe, wo er sich um Ihre Reden zu gebrauchen persönlich aufhielte. Und wo ist denn der, und wie ist er beschaffen? = = = Das sind Fragen Fräulein! die ich Ihnen nicht beantworten kan. Freilich hat meiner Meinung nach die Gotheit ihren Ort, oder ihre besondere Residenz. Ob sie aber in der Welt sei, oder ausser der Welt, oder was man sich von dem Himmel, worin nach der gemeinen Meinung das höchste Wesen tronen sol, für einen Begrif zu machen habe, das weis ich nicht, und wenn sich ia noch etwas, um nur gleichsam unserer Wisbegierde eine kleine Schmeichelei zu machen, vermuten liesse, so wil ich Ihnen vieleicht zu einer andern Zeit meine Gedanken davon eröfnen. Izt bin ich fertig, und nun danke ich Ihnen für Ihre Gedult, mich anzuhören. Lassen Sie uns nur immer zur Gesellschaft gehen. Wir thaten es, und ein ieder war begierig, die Erzälung unseres Gesprächs zu hören. Ich mus Ihnen gestehen Mamsel! daß das Fräulein diese Erzälung weit schöner, als ich machte, und die ganze Gesellschaft war zufrieden, und wünschte mir zu einer so artigen Schülerin Glük. Ganz gewis! ich that mir recht was

darauf zu gute. Und hatte ich nicht die gröste Ursach dazu?

Da haben Sie nun die erwartete Geschichte, und wenn Sie sich vieleicht schönere Sachen zu lesen vorgestelt haben, als Sie würklich empfangen, so schreiben Sie es nur ganz sicher dieser Ursach zu, daß Sie unser Gespräch gelesen, nicht aber selbst gehöret haben. Am allerbesten würde es Ihnen doch scheinen, wenn Sie selbst die Hauptperson wären, und darf ich bitten, so machen Sie einmal den Versuch, und lassen Sie mich hinkommen; denn wollen wir auch spazieren gehen; denn werde ich Ihnen mündlich in ihrem eignen Garten eben so rürende Schilderungen machen, und zugleich werde ich Ihnen mit den lebhaftesten Versicherungen, und muntersten Mienen sagen, daß ich iederzeit sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Achtzehender Brief.

Mein Herr!

Lange Briefe sind einer Beantwortung am würdigsten, und ich mus Ihnen dennoch Dank dafür sagen, so ungeduldig ich auch war, ehe ich Ihren lezten Brief empfieng. Allein ich begreiffe wol, daß Sie gerade so viel Zeit dazu nötig gehabt haben.

Fräulein Julianchen hat mich recht entzüket, und ich wolte es Ihnen sehr verdenken, Mein Herr! wenn Sie am Ende Ihres Spazierganges sich nicht eine süsse Belonung für Ihren Unterricht ausgebeten hätten. Nicht an dem, Sie habens doch gethan? Ich wolte darauf wetten, daß in funfzig Jaren kein Paar so unschuldig sich wieder küssen werden. Amalgen wird noch immer mehr in ihrem Entschlusse gestärkt, einem Moralisten die Hand zu geben, wenn er ihr versprechen wil, bisweilen einen solchen Spaziergang mit ihr zu thun. Kommen Sie, so bald Sie Zeit haben, zu mir, und ich wil mich unterdessen üben, eben so empfindlich zu werden, als Julianchen. Nur der Unterscheid würde bei mir seyn, daß ich eine Frage über die andere aufwerffen würde, die Sie mir ganz eigentlich beantworten müsten. Ich könte mich kaum enthalten, Ihnen izt einige vorzulegen, wenn ich nicht daran gedächte, daß wir nur von Pflichten mit einander reden wolten. Wo ich nicht irre, so habe ich Sie neulich gebeten, mir vom Unglauben und Aberglauben einige Anmerkungen zu übersenden. Sie werden es doch thun? Es schikt sich doch zu unserer Materie? Und wenn das ist, so mögte ich gerne wissen, wie man doch immer dahin verfallen könte, keinen Gott zu glauben. Mir scheint es gar zu hart zu seyn. Der Ursprung des Aberglaubens ist mir schon weit begreiflicher; aber charakterisiren Sie mir doch einige Arten desselben, und zwar solche, die nicht gar zu plump sind. Mir deucht immer, dis Wort werde öfters nur zum Schreken gebraucht,

braucht, und bei manchen Gelegenheiten verträte es eben die Stelle, die in andern Fällen das Wort Ketzer vertreten mus. Sie müssen mir den Aberglauben recht deutlich kennen lehren. Gefält es Ihnen so entscheiden Sie mir doch die Frage: ob der Aberglauben oder der Unglauben eher Verzeihung verdiene? und ob denienigen der Unglaube zur Last gelegt werden könne, denen er von Jugend auf eingeflösset worden? Die Mittel, ihn zu vermeiden, werden Sie hoffentlich nicht übergehen. Noch eins! Solte es wol nicht einige Arten vom Aberglauben geben, die schlechterdings nicht auszurotten sind, und andere, die würklich zum Glük der Welt gereichten, und die man also nicht aus der Welt zu verbannen suchen müsse, wenn man klug seyn wil? Wie gefallen Ihnen meine Fragen? Ganz troken dürfen Sie nicht darüber hingehen, und ich warte in der That mit einiger Ungeduld auf ihre Auflösung. Sie thun sich etwas darauf zu gute, daß Julianchen so lehrbegierig gewesen ist. Ich glaube nicht weniger Anspruch auf ienes Lob machen zu dürfen; denn ich bin auch Ihre Schülerin, und

Ihre

ergebenste Freundin.

Neun-

* *

Neunzehender Brief.

Ramsel!

Glauben Sie gewis, daß ich nicht weniger stolz darauf bin, daß Sie sich meine Schülerin zu nennen belieben, und in der That, wenn ich daran gedenke, so freue ich mich ungemein über mein Glük. Allein wissen Sie auch wol, daß ich nunmehro zugleich Anspruch auf das Recht, von Ihnen eine süsse Belonung meines Unterrichts zu fordern, ganz kühnlich machen werde, wie Sie es mir bei Julianchen eingeräumt haben? Ich werde einen ieden Brief für einen Spaziergang anrechnen, und Sie werden doch vermutlich nicht so karg seyn, und sich beschweren, daß ich zu viel ansezte? So bald ich die Ehre haben werde, bei Ihnen zu seyn, so werde ich anfangen zu manen, und unterdessen wil ich fleissig arbeiten, damit meine Rechnung hübsch gros werde. O! wie schön wird es seyn, wenn wir uns vergleichen, daß alle Tage Zaltag sei! Ist der Eigennuz irgend zu entschuldigen, so ist er es gewis in diesem Falle.

Sie wollen eine muntere Ausfürung vom Unglauben und Aberglauben haben, und ich wil mich bemühen, Ihnen damit zu dienen. Zuerst werde ich Ihnen das Lächerliche des Unglaubens schildern, und alsdenn versuchen, ob ich Ihre Frage von den Gründen und dem Ursprunge der Atheisterei beant-

worten

worten kan. Ich werde doch vermutlich Ihre Meinung getroffen haben, wenn ich den Unglauben in der Ueberredung seze, daß kein Gott existire? Wir, die wir einen Gott glauben, nehmen ein unendlich verständiges Wesen an, das von Ewigkeit her gewesen ist, und das alles, was eine eigne Würklichkeit hat, gemacht habe. Wir betrachten es als den Werkmeister dieser Welt, die wir auch schon bei einer kleinen und flüchtigen Betrachtung als so vortreflich, und schön finden, daß unsere Seele einen ungemeinen Zug empfindet, ein Wesen zu glauben, das die Gütigkeit selbst seyn, und nebst der allergrösten Liebe zur Schönheit auch ein Vermögen besizen müsse, Dinge zur Würklichkeit zu bringen, deren Wesen einzusehen, wir viel zu schwach sind. Wir nehmen einen unendlichen Künstler an, weil es uns gar zu ungereimt vorkomt, die grössesten Kunststüke aus einem blinden Ohngefehr entstehen zu lassen. Allein vieleicht schliessen wir unrecht? Es kan ia ganz besondere Menschen geben, die weit tiefere Einsichten haben, als alle ihre Mitbrüder, und das sind eben die starken Geister, die Atheisten. Ja ganz besondere Menschen, die kaum den Namen der Menschen mehr verdienen! sie sind beinahe über die Menschheit weg, denn sie glauben alles das, was eine menschliche Vernunft in Ewigkeit nicht glauben kan. Aber was sollen wir thun, Mamsel! sollen wir sie bewundern, oder verachten? Das erste wird uns ungemein sauer ankommen, denn noch nie hat man etwas ungereimtes bewundert. Lassen Sie sie uns also nur immer verachten, sie verdienen

es

es alzuwol. Sie achten ia uns die wir einen Gott glauben, ihrer Hochachtung nicht wert, und was verbände uns nach ihren eignen Meinungen, sie hochzuschäzen? Doch nein! wir wollen sie bewundern, aber aus einem andern Gesichtspunkte. Wir wollen sie bewundern, daß sie selbst so blind sind, daß sie nicht bemerken können, wie sie sich gerade dadurch so ungemein erniedrigen, wodurch sie sich doch am meisten zu erheben glauben. Hören Sie doch, die erhabnen Geister verachten uns, wenn wir von dem Daseyn eines Kunststüks auf das Daseyn seines Künstlers schliessen, oder von dem Daseyn des allerkünstlichsten Gebäudes der Welt auf ihren Schöpfer. Sie sagen entweder, es ist alles von ohngefehr entstanden, oder es ist von Ewigkeit her so gewesen, oder eine unvermeidliche Notwendigkeit hat es hervorgebracht. Wenn diese Starken eine Stadt sehen, warum schliessen sie denn mit aller Welt, daß sie erbauet sei? Wenn sie in ein vortreflich aufgepuztes Zimmer kommen, so müssen sie doch notwendig glauben, daß ein Mensch, ein verständiges Wesen diese schöne Ordnung gemacht habe. Was bewegt sie denn diesen Schlus als unumstöslich anzunemen? Wo bleibt denn ihr so mächtiges Ohngefehr? Wo ist es denn hingekommen? Warum entsteht denn izt gar nichts mehr aus demselben? Was verhindert es denn? Lassen Sie uns doch wünschen Mamsel! daß ein Pallast von Ohngefehr entstehe, worin die grossen Geister residiren können, die den Schlus zu begreiffen nicht im Stande sind, daß wenn eine iede kleinste Ordnung, die wilkürlich

ist,

ist, ein verständiges Wesen zum Urheber haben müsse, auch noch weit mehr die allergröste, und eine unbegreifliche eines solchen Urhebers bedürfe. Nicht von Ohngefehr entsteht mir der Gedanke, daß man diesen Pallast die Residenz der Toren nennen müste. Ist die Welt von Ewigkeit her gewesen, so mus man es entweder nur von ihren ersten Bestandteilen behaupten, oder aber auch zugleich von ihrer ganzen Ordnung. Auf beide Arten mus man doch zu lezt auf ein Ohngefehr hinauskommen. Sind nur ihre Bestandteile von Ewigkeit, so wird man zugeben müssen, daß ein ieder einzelner Teil, der der kleinste eines Körpers, und unserer Erde ist, schon von Ewigkeit ohne Verbindung mit den übrigen da gewesen sei. Allein warum hat er sich denn mit andern verbunden? und warum hat er sich denn nach der grösten Schönheit mit den andern vereiniget? Ist kein verständiges Wesen da, das diese Dinge geordnet hat, so bleibt warlich nur das Ohngefehr übrig. Unsere Seelen müssen also auch schon von Ewigkeit da gewesen seyn, und wo haben sie sich denn so lange aufgehalten? Was für ein fatales Ohngefehr hat sie denn so spät in einen Leib gebracht, und warum haben sie denn nicht eher denken lernen? Haben Sie aber von Ewigkeit her gedacht, so müssen wir sagen, entweder daß sie von Ewigkeit her alle mit einander auf eine gleiche Art entsezlich faul gewesen, daß sie sich in einer so undenklich langen Zeit keine Erfarung und keine Fertigkeit zu denken erworben, oder daß alle Seelen würklich mit einer sehr grossen Fertigkeit geboren werden. Das lezte

wieder-

wiederspricht der Erfarung, und das erste ist nur solchen Geistern glaublich, die ihre eignen Ungereimtheiten nicht einsehen können, und das abgeschmakteste zu glauben gros genug sind. Sol die Welt in ihrer ganzen Ordnung ewig seyn, so bleibt doch noch dieselbe Frage übrig, woher ist denn ihre Ordnung? Von einem Ohngefehr, oder von einer innern Notwendigkeit, oder von einem verständigen Wesen? Viele Dinge sind doch in der Welt nicht ewig; denn viele gehen unter und es entstehen neue. Ich gebe ganz gerne zu, daß dieser Abwechselung ohnerachtet dennoch immer eine Welt bleibe, aber doch nicht dieselbe Ordnung, und woher komt es denn, daß in der ihrem Wesen nach ewigen Welt, so viele Dinge untergehen, und entstehen, wenn kein vernünftiges Wesen ist? Geschicht es nicht durch ein blosses Ohngefehr? Unsere Seelen müssen doch wenigstens auch nach dieser Meinung ewig seyn, und warum ist es Ihnen denn nicht eher eingefallen, einen solchen Leib zu bewonen, und in demselben zu denken? Ist das auch von Ohngefehr geschehen, so geschichts auch gewis durch einen blinden Zufal, daß sie offenbare Warheiten nicht einsehen können, und daß sie von Ohngefehr sich einbilden grosse Geister zu seyn, da sie doch nicht von ohngefehr das gröste Mitleiden verdienen. Diejenigen Helden unter diesen Geistern, welche alles einer unvermeidlichen Notwendigkeit zuschreiben, bitte ich in meiner Einfalt, mir und der Welt doch nur auf irgend eine Weise eine kleine verständliche Erklärung dieser Notwendigkeit zu geben, und woher

sie

sie entspringe. Diese Bitte ist ihrem Charakter allerdings anständig; denn sie schwingen sich über unsere Begriffe, und wie leicht mus es ihnen nicht seyn, das, was sie für so gewis annemen, auch zu erklären, oder aber wir behalten das Recht zu glauben, daß ihre Notwendigkeit ein Unding sei, das gar keinen Begrif habe. Ja, und daran wird es wol gelegen seyn. Ich bin freilich gegen sie wie nichts zu rechnen, aber wenn doch alles notwendig ist, so denke ich auch notwendig, daß sie notwendig tol sind, daß sie einem Undinge den Ursprung der grösten Dinge zuschreiben, und das mus notwendig wahr seyn. Ich denke notwendig, daß ich mir die Welt auch notwendig so vorstellen müsse, als sie würklich notwendig ist, und daß man sich also gar keine andere Verbindung ihrer Teile als möglich müste gedenken können, als sie würklich hat, und daß eine Welt unter dem Begriffe einer andern Ordnung und andrer Teile schlechterdings undenkbar seyn müsse. Allein sie ist mir doch sehr leicht denkbar, und bald solte ich schliessen, ich hätte nicht sehr Ursach mich zu erniedrigen; denn meine Seele scheint in dem Falle weit grösser zu seyn, als die ihrige. Was meinen Sie Mamsel! solten wir diese Praler wol nicht verachten? Wir wollen sie immer notwendig ungereimt denken lassen.

Wollen Sie wol glauben, Mamsel! daß diese starken Geister sich ordentlich beschimpfen? Ist es nicht von ie her schimpflich gehalten worden, seine Abkunft nicht anzeigen zu können? Und eben solche Findlings, solche verächtliche Personen sind die

Atheisten, die starken Geister. Von ohngefehr entstanden zu seyn, heist gar einen unehrlichen Ursprung haben; und einer Notwendigkeit, einem Undinge sein Wesen verdanken wollen, heist warhaftig schlecht für seine Ehre gesorgt zu haben. Wir, wir haben alle Ursach, uns einen grossen Vorzug für ienen anzumassen, weil wir gewis wissen, daß wir von dem höchsten Könige abstammen. Wollen sich die Atheisten mit einem Daseyn von Ewigkeit schüzen, so wird es ihnen nicht mehr helfen, als solchen, die ihren Adel zu beweisen, nur blos erzälen wolten, daß ihre Vorfaren schon im Hunnenkriege gedienet hätten. Denn so wenig man dieser blossen Erzälung glauben würde, eben so wenig wird man den Atheisten blos auf ihr Vorgeben, ohne Beweis, ihre Ewigkeit zu gestehen. Ueberdem sind diese so grossen Geister ungemein töricht. Sie bemühen sich gegen den Glauben der ganzen Welt zu streiten, und welche fruchtlose Bemühung ist dis nicht! Wenigstens, was alle Welt glaubt, das hat eine grosse Warscheinlichkeit, wenn es nicht durch offenbare Gründe als ungereimt dargestelt wird. Ist es nicht an dem? man thut am sichersten, wenn man das auch als wahr annimmt, was die ganze Welt für wahr hält, zumal, wenn man gar keine Gründe für das Gegenteil hat? Und so gehts gerade den Atheisten. O! wie werden diese armseligen einmal in der Ewigkeit, oder nach dem abschiede von dieser Welt zittern; wie werden sie sich schämen müssen, wenn es zu ihrem Unglüke dennoch wahr seyn solte, daß ein Gott wäre! und es ist gewis wahr. So

recht

recht mus ihnen bei ihrer Meinung selbst nicht zu Mute seyn; Denn man wil bemerkt haben, daß sie auf ihren Todbetten beständig seufzen, und erschreklich angst seyn sollen. Mit einem Worte, Mamsel! es sind eben solche Poltrons, als die, die mit kühner Faust ganze Länder verheeren, und Armeen allein schlagen wollen; so bald ihnen aber nur ein mutiger Jüngling hart drohet, schon zu zittern anfangen.

Wolten Sie noch wol Barmherzigkeit mit den Atheisten haben? Beschimpfen sie nicht die Menschheit? Wollen sie uns nicht einen Ursprung rauben, aus dem für uns die grösseste Ehre erwächst? Ich würde mich warhaftig schämen, ein Mensch zu seyn, wenn ich so zu reden, auf so nichtswürdige Art ein Mensch geworden seyn solte. Könte ich mich endlich doch überwinden, dis zu verschmerzen, so würde ich mich auch nicht scheuen, alles vorzunemen, wenn es auch noch so törigt, und ungereimt wäre. Denn was kan ein Mensch noch ferner für Ehre haben, wenn er selbst eine Geburt eines Undings ist? Vernünftige schämen sich darum, etwas unartiges zu begehen, weil sie sich ihres so rümlichen Ursprunges unwürdig machen, und Laster sind darum nur Laster, weil sie den Absichten und dem Adel eines Abdrukes, eines Geschöpfes des höchsten Wesens zuwieder und unanständig sind. Fallen diese Betrachtungen weg, so ist es mit allen Gesezen, mit aller Ehre, mit aller Tugend eine blosse Einbildung; und wenn man nur andere nicht beleidiget, damit sie uns nicht straf-

fen können, so darf man schlechterdings thun, was man wil. So schöne Leute sind die Atheisten!

Sie fragen nicht unbillig Mamsel! woher es wol komme, daß man auf eine so ungereimte Meinung verfallen kan? Allein Sie werden mir auch nicht unbillig verzeihen, wenn ich Ihnen keine gewisse Antwort auf Ihre Frage zu geben im Stande bin. Warscheinlich kan ich Ihnen wol freilich den Ursprung anzeigen; denn ich glaube, daß nicht bei allen die Atheisterei auf einerlei Art geboren werde. Es scheint bei dieser Meinung eben so ergangen zu seyn, als bei allen Kezereien, die nur immer entstanden sind. Fehler des Verstandes und Willens auf beiden Seiten, so wol derienigen, die eine ungereimte Meinung aufgebracht haben, oder ihr folgen, als auch derienigen, die die Warheit beständig verfochten, sind die unglüklichen Quellen dazu. Von alten Atheisten wil ich gar nicht reden; denn wenn ich in den Zeiten des Aristoteles, oder wo noch alles Heidenthum war, gelebt hätte, so wäre ich selbst nichts anders, als ein Atheist geworden. Hier fürte das Lächerliche der Abgötterei, und die herzlich elende Gestalt der Wissenschaften ganz natürlich zur Atheisterei. Denn man kante selbst die Welt nicht, worin man lebte, und tausend andere Ursachen verhinderten auch so zu reden den besten Weisen sich einen richtigen Begrif von Gott zu machen. Sokrates, und Plato glauben ein höchstes Wesen; allein die allerwenigsten Geister waren im Stande so gut zu denken, als diese dachten. In den folgenden Zeiten verleitete die Weltweisheit des Aristoteles

teles viele zur Atheisterei, und es ist wahr, wenn man sich vorgesezt hat, diesem Lehrer der Welt in seiner Denkungsart nach zu eilen, und es verbindet sich nur ein klein bisgen Bosheit mit dieser Absicht, so ist es bald gethan, ein Atheist zu werden. Ob Spinoza würklich boshaft gewesen, und ob ihn seine Bosheit zur Liebe der Philosophie des grossen Cartesius angefeuret, oder ob er durch die fabelhaften Lehren der Rabbinen, die er zu erst gehöret, oder aus andern Ursachen zu seinem Irtume sei verfüret worden, wird wol niemand ausmachen können. Aeusserlich verriet er gewis keine Bosheit. Es sind ihm nur wenige gefolget, und warum weis ich nicht. Ein Teil unserer heutigen Atheisten wird es freilich wol aus Bosheit. Allein von allen glaube ich es doch nicht. Vieleicht sind folgende warscheinliche Ursachen nicht ganz und gar unzureichend, Ihre Frage Mamsel! zu lösen. Man wird nicht selten die Bemerkung machen können, daß es häufig genug Menschen gäbe, welche nur gar zu geneigt sind, die Existenz solcher Dinge zu leugnen, davon sie sich kein rechtes sichtbares Bild entwerffen können; und es deucht mir immer, daß die Unmöglichkeit, sich so ein Bild von Gott zu machen, vieles dazu beitrage, daß man desto geneigter werde, lieber ein solches Wesen gar nicht zu glauben, als einen Gott anzunemen, von dem man sich keinen rechten Begrif bilden kan. Man sieht es als ein undenkbares Ding an, dem man die grössesten Würkungen zuschreibt, und eine noch unbegreiflichere Ursach nach dieser Art von einer schon unbe-

greiflichen Würkung anzunemen, scheint Geistern, die von Natur schwach sind, aber sich doch stark glauben, etwas zu hart zu seyn. Sezen Sie dazu, daß die Lehre unserer Vernunft, die Welt sei aus Nichts hervorgebracht, wenn man die Begriffe nicht volständig entwikeln kan, vielen Geistern ganz unglaublich zu seyn scheine. Lassen Sie uns nun einmal einem so zubereiteten Atheisten folgen. Er flieht zu den Schriften der grösten Weltweisen, die ihm das Daseyn Gottes ausser Streit sezen sollen, und ihm werden nichts, als die abgezogensten Gründe und Beweise vorgelegt: Beweise, welche bisweilen entweder selbst falsch, oder doch so dunkel, und verwikelt sind, daß sie kein anderer, als ein Erzmetaphysiker verstehen kan, und die durch ihre gar zu grosse Kosten, welche der Verstand auf ihre Einsicht verwenden mus, die Ueberzeugung desselben verhindern. Glauben Sie sicher Mamsel! daß es uns ganz natürlich sei, auf das äusserste an einer wichtig angegebnen Sache zu zweifeln, für die man entweder schlechte Beweise antrift, oder die man so dunkel, und verwikelt zu beweisen pflegt, daß man nicht ohne Grund mutmassen zu können scheint, daß diese Verwikelung mit Fleis geschehen sei, weil es mit der Sache selbst nicht gar zu sicher stehe. Fügen Sie endlich noch dis hinzu, daß ein solcher Geist warneme, wie selbst andere grosse Seelenfeinde Gottes sind, und daß sie eben so scheinbar scharfsinnige und verwikelte und noch dazu wizige Beweise für ihre Meinung aufbauen können, und den Titel starker Geister sich anmassen, so wird warlich

nur

nur ein kleiner Anfal von Ehrgeiz erfordert, um ein völliger Atheist zu werden. Allein Mamsel! wenn dis wahr ist, gäben unsere Weltweisen wol nicht selbst auf einige Weise Anlas zur Atheisterei? Und könten sie es nicht vermeiden, wenn sie sich nur entschliessen wolten, das gar zu tiefsinnige, trokene, und unerträglich verwikelte aus ihren Beweisen und Schriften weg zu lassen? Geben Sie sich nur zufrieden; Wolf ist tod, und der allergrösseste Teil der neuern Weltweisen bemühen sich bei den allerwichtigsten Sachen am deutlichsten zu beweisen, und angenem gründlich zu schreiben. Hin und wieder entwirft man wol noch notwendige Vernunftwarheiten mit einer unerträglichen Dunkelheit und Trokenheit, und in ungepuzter Schreibart; allein der Himmel wird wol helfen, daß diese ungeratenen Kinder unter den Büchern bald von der Erde abgefordert werden. O! daß doch alle, wie Reimarus, bewiesen! = = = Aber wie? was machen Sie? So leicht solte der Unglaube entstehen können? Wenn das ist, so wunderts mich sehr, daß nur noch so wenig Atheisten in der Welt sind. = = = Vieleicht mehr, als Sie denken Mamsel! allein alle verraten ihre Gesinnungen so öffentlich nicht, und diese sind noch die klügsten. Glauben Sie indessen nicht, daß die angegebene Art der Möglichkeit die einzige, noch so gar leicht sei. Sie sezt allemal einen Geist zum voraus, der eine ziemlich feurige Wisbegierde, aber eben nicht gar zu grosse Gedult, die Wissenschaften durchzudenken, und nur eine mittelmässige Schärfe des Verstandes besizt. Die meisten Menschen

schäzen sich glüklich genug, ohne alle weitere Unbequemlichkeit des Nachforschens nur das glauben zu können, was andere zu ihrem Nuzen an ihrer Stat ausgedacht haben. Und die werden gewis keine Atheisten; eben so wenig als diejenigen, welche eine tiefe Einsicht in die ware Philosophie haben.

Hier mus ich abbrechen Mamsel! denn sonst würde mein Brief gar zu lang. Ich weis nicht, wie es zugehet, daß meine Feder gerade am gesprächigsten ist, wenn ich Briefe an Sie aufseze. Bald solte ich mir einbilden, daß Sie so etwas heimliches wüsten, um zu beleben

Dero

ergebensten Freund.

Zwanzigster Brief.

Mamsel!

Sezen Sie sich nur recht zu rechte auf ihren schönen Canape; denn ich mus es zum voraus sagen, daß mein Brief wieder ziemlich lang seyn wird. Und eben deswegen werde ich auch keine lange Vorrede machen. Izt werde ich den Aberglauben vor mein moralisches Gericht ziehen.

Ein Atheist glaubt zu wenig, und ein abergläubischer zu viel. Sie haben volkommen Recht Mamsel! daß das Wort Aberglaube eben so oft gemis-

braucht werde, als das Wort Kezer. Es ist auch ein gar zu schönes Wort, als das damit zu benennen, was man nicht gern glauben, und zugleich verächtlich machen wil. Ich werde mich also bemühen, Ihnen die ware Bedeutung anzuzeigen. Alle Meinungen und Handlungen, die sich auf eine unrichtige Erkentnis von Gott und den Wegen der Vorsehung gründen, heisse ich Aberglauben. Es sind gewis einmal festgesezte und unverbesserliche Regeln, nach welchen die Vorsehung ihre Erhaltung, Mitwürkung, und Regierung der Dinge in der Welt ausübet, vorhanden; und diese Regeln gründen sich einem grossen Teile nach auf die Natur, und die Verbindung der Dinge in der Welt. Was diesen Regeln wiederspricht, und Handlungen von Gott erfordert, die ihnen zuwieder sind, das alles ist gewis Aberglauben. Ich wil Ihnen einen rechten Ausbund von einer abergläubischen Person schildern. Lucilie ist ein schlapherziges Mütterchen beinahe von sechzig Jaren, und sie ist von Jugend auf ziemlich zum Aberglauben angewönet worden. Schade um sie, sie hat sonst ein ganz gutes Herz, und sie würde auch in der That noch izt viel munterer seyn, wenn sie die abergläubischen Vorstellungen und Prophezeiungen nicht so sehr abgemattet hätten. Es geht kein Morgen vorbei, daß sie nicht zu erzälen weis, was sie für schrekliche Träume gehabt habe. Löwen und Drachen sind ihr erschienen, oder sie hat mit ihrem seeligen Mann im Traume wieder Hochzeit gehabt, oder es kamen ihr andere Freyers vor. Bald hat sie einen Korb vol

Eier geschenkt bekommen, und auf einmal läst sie ihn auf die Erde fallen. Welch Unglük! Bald zälet sie ihre schönen alten Thaler, und ein grosser schwarzer Hund stört sie daran, und dergleichen Mordgeschichte mehr! Kaum ist sie mit diesen Erzälungen fertig, so sucht sie ihr Traumbuch, um die Bedeutungen ihrer Träume zu wissen. Und da gehts denn nun an ein seufzen! Sie wird ganz gewis bald sterben, oder bestolen werden, und andere schrekliche Begebenheiten befürchten müssen. Allein alles dis sagte ihr Traumbuch schon vor dreissig Jaren, und sie hat doch noch nicht sterben wollen. Das heisse ich eine harte Natur! Sie hat noch nicht ausgelesen, und auf einmal fangen ihr die Ohren zu klingen an, und mehrenteils ist es das linke Ohr. (Denn sie hat einen Flus daran.) Die bösen Leute! sprechen sie doch schon übels von einem, so bald man kaum aufgestanden ist. Ja, ia, da werde ich verlästert, es mag nun auch seyn, wo es wil. Nun fält etwas im Hause. Das ist ganz gewis das Leichenbret. Bei ihrem seeligen Manne fiel auch eins! Es kan auch nicht anders seyn; sie wird nun bald sterben; denn die vergangene Nacht schutterten die Fenster ein paar mal recht heftig, und ihre Hand wurde auf einmal von etwas eiskaltem berüret. (Sie schläft aber in einer kalten Kammer.) Als ihr kleines Söhngen starb, so wars ordentlich so, als wenn drei Tonkugeln, womit das Kind zu spielen pflegte, von dem Bette desselben auf die Erde fielen. Sind das nicht merkliche Ahndungen? Wegen aller dieser Betrachtungen hat Lucilie

cilie noch nicht zu ihrem Gebetbuche kommen kön-
nen. Alle Morgen lieſt ſie 5 Gebeter; denn es mus
eine ungerade Zal ſeyn, und heute lieſt ſie 7; denn
das iſt eine heilige Zal; und eben ſo viel Gebet-
bücher hat ſie auch; denn wenn auch das Gebet des
einen Autors nicht helfen wil, ſo kan es wol ſeyn,
daß er nicht gerade unter dem Planeten geboren wor-
den, der den Tag regieret, und bei einem oder zween
wird es denn doch wol eintreffen; die helfen nun
gewis. Sie liegt allezeit bei ihrem Gebete auf den
Knien, hebt bisweilen die Augen ſchielend gen Him-
mel, und ſeufzt nach dem Takte dazwiſchen. Dieſe
Ceremonien beobachtet ſie ſehr genau, und ſie glaubt
feſt, daß ein groſſes bei ihrer Erhörung von dieſen
Gebräuchen abhange. Wird Gott nicht auch von
ihr, wie von Ahab, ſagen: ſieheſt du, wie ſehr ſie
ſich vor mir büket? Kaum hat ſie zum lezten Male
geſeufzet, ſo geht ſie zu ihrem Kalender, ich glaube
zu dem 1000 oder 2000 Järigen, um zu ſehen, ob es
ein guter oder böſer Tag ſei. Findet ſie das lezte,
ſo liehe ſie keinen Taler Geld aus, und wenn man
ſich auch dadurch vom Tode loskauffen könte. Denn
zu Wolthaten mit ſchweren Zinſen mus ein recht
guter Tag ſeyn. Nichts bedauret ſie mehr, als daß
ſie unter der Regierung des Planeten Venus gebo-
ren iſt, denn bis in ihr funzigſtes Jar hat ſie für
die Freyer keinen Frieden haben können. Sie war
reich, und ihr Gewiſſen mag ihr vieleicht eine man-
che Schwachheitsſünde aufrüken, die ſie begangen
hat, wenn ein guter Tag war. Ihr Gemal, den
ſie nur 6 Jar gehabt, war unter dem Einfluſſe des

Jupiters-

Jupiters geboren, und folglich ein Bisgen herschsüchtig. Aber das beste war, daß sie ihn bald zu Tode beten konte. Da mus es einmal ein recht guter Tag gewesen seyn! Nicht andem, Mamsel! Es geht sehr natürlich zu, daß im Christmonate, und gegen Neuiahr heftige Winde sind, und Lucilie hält sie ganz unstreitig für Vorboten der Teurung, Pestilenz, und Kriegesgeschrei. Ja, ia, noch vor zwei Jaren wehete der Wind auch so heftig im Zwölften, und wie seufzete sie nicht; denn Türken und Muskowiter solten kommen. Donnert oder blizt es heftig, so bildet sie sich ein, daß unser Herr Gott recht eifrig, und böse sei, und der erste Betler, den sie ansichtig wird, bekomt gewis einen Pfennig. Nun ist unser Herr Gott schon wieder gut, zumal da sie noch ein Gebet in schweren Ungewitter gelesen hat. Sie haben doch wol von der Walpurgis Nacht gehört Mamsel! da reiten die Hexen zu Tanze. Glauben Sie ia nicht, daß Lucilie auch mit ritte; nein! bei leibe nicht! eben zween Tage vorher malt sie an alle ihre Türen Kreuzer, und legt Besen kreuzweise davor. Das hilft für alle Hexen, und ehe sie das nicht gethan, kan sie keine Nacht ruhig schlafen. Schlagen Sie ia ein Kreuz vor sich, Mamsel! die Hexen sind böse Leute! Beständig trägt Lucilie ein Amulethgen an einem verborgenen Orte bei sich; das dient für allem Uebel, und gewis wenn sie das nicht hätte, so würde der schwarze Bösewicht schon längst ihre blanken Thaler geholet haben, oder sie selbst längst behext worden seyn. Auf Hausmittel in schweren Krankheiten versteht sie sich ungemein wol,

wol, und sie besizt ganz geheime sympathetische Kunststüke zu kuriren. Sie läst Kräuter zu gewissen Tagen, da ein bestimter Planet regieret, bei Mondschein zwischen zwölfen und eins des Nachts samlen; aber ganz stilschweigend; spricht nachher heimlich gewisse Worte, bereitet ihre Medikamente, und ganz heimlich mit gewissen Zeichen und Worten mus dem Kranken diese Medicin beigebracht werden. Bisweilen mus man auch rüklings gewisse Zeichen machen, und Pülverchen einnemen. In diesen Sachen liegt nunmehro ein ganz besonderer Seegen. So lebt Lucilie immerfort, und wenns Gotts wille ist, vieleicht noch ziemlich lange. Die gute Frau! Glük genug, daß noch ein guter Tag kommen wird, da ihre schönen Thaler aus dem Gefängnisse erlöset werden werden. Solte der auch wol in ihrem Kalender stehen?

Was haben Sie gedacht, Mamsel! da Sie diesen Charakter gelesen haben? Ist es nicht der gemeine Aberglaube in seiner ganzen Grösse? Glauben Sie ia nicht, daß diese Arten vom Aberglauben nur etwa allein im niedrigen und Mittelstande angetroffen würden; o! nein, man trift nicht selten auch vorneme Lucilien an, und die, die ich geschildert, ist auch nicht geringe, denn sie ist reich. Die schöne Sylvia erschrikt nicht wenig, wenn ihr Porcellain zu klingen anfängt, und neulich, da sie ihren Ring entzwei brach, wie traurig ward sie nicht! Ich wil einmal prophezeien Mamsel! es war gerade der Ring, den Sylvia empfing, als sie in den Orden der erwachsenen Schönen trat. Denken Sie nur

an

an mich! daß er entzwei gebrochen, bedeutet gewis, daß Sylvia bald einen Trauring empfangen werde; und daß ihr Porcellän geklungen, versichert mich, daß sie bald Glükwünschungsvisiten anzunemen habe. Wenn man die Vorbedeutungen nur auf eine scherzende Art annäme, so hätte ich nichts dagegen zu erinnern, und so wünschte ich, daß Sie Mamsel! viele angemerkt haben mögten, damit ich auch einige Erklärungen, die mir vorteilhaft wären, darüber machen könte. So aber, wenn man sie als ernsthafte Zeichen betrachtet, wodurch uns die Vorsehung unsere Schiksaale zum voraus verkündigen wolle, so glaube ich sie durchaus nicht, und erkläre sie für lächerlichen Aberglauben. Denn sie stimmen nicht mit den weisen Regeln der Vorsehung überein. Ich wil nicht einmal anfüren, daß die Erfarung sie wiederlege, sondern nur bemerken, daß man sie selbst nicht als Warnungen ansiehet, sich für ein Unglük zu hüten; vielmehr nur als Zeichen, daß uns ein Unglük betreffen, gewis betreffen werde. Sie sind also von dieser Seite ganz und gar unnüz, und etwas unnüzes zu thun, sondere ich schlechterdings von dem Verfaren der weisesten Vorsehung ab. Sie erfüllen vorher schon das Gemüt mit den traurigsten Vorstellungen, und mit der ängstlichen Sorge, was es doch für ein Unglük seyn werde, das auf uns warte. Dis komt die meiste Zeit gar nicht, und solte uns die Vorsehung doch mit Vorbedeutungen quälen, die ärger wären, als ein Unglük selbst, so müste man gewis behaupten, daß sie Lust an der Traurigkeit und der Angst der

Men-

Menschen fände, und so ein Gedanke ist der Vorsehung nach allen Seiten schimpflich. Komt ia selten einmal ein Unglük, so kan man doch keine einzige Verbindung zwischen diesem und der Vorbedeutung finden, und gesezt auch das, so folgte doch, daß die Vorsicht uns das Unglük auf eine doppelte Art schwer machen wolte. Denn es schien ihr an der Empfindung des Unglüks selbst nicht genug zu seyn, sondern sie wolle uns noch durch eine Vorherbedeutung eines unvermeidlichen Uebels quälen. So wenig man glauben darf, daß die gütigste Vorsicht, so zu reden, gerne ein Unglük über uns verhänge, es sei denn eine offenbare Straffe des Lasters, noch vielweniger wird man ihr eine Neigung, es noch schwerer zu machen, als es würklich ist, beilegen dürfen, ohne sie zu lästern. Mit einem Worte! Vorbedeutungen sind Aberglauben. Ahndungen verdienen in den allermeisten Fällen auch keinen andern Namen, und so lange sie ungewisse und dunkle und zweifelhafte Zeichen sind, kurz! wenn sie nicht klare Warnungen abgeben, gegen ein Unglük, das wir vermeiden können und solten, so sind sie Aberglauben. Es kan kein einziger Grund aus den Eigenschaften Gottes und den Regeln der Vorsehung entdekt werden, um welches willen man bewogen werden könte, dergleichen Ahndungen anzunemen. Unserer Seele eine Kraft, das künftige vorherzusehen, zuzuschreiben, ohne daß ihr vorher Merkmale und Ursachen bekant wären, aus denen sie warscheinlich auf die Würkung zu schliessen veranlast würde, wiederspricht der Erfarung, und den richtigsten

tigsten Grundsäzen von der Natur dieses Wesens. Und so müste in der That die Kraft der Seele beschaffen seyn, wenn man die Ahndungen aus ihr begreiffen solte. Könte ich mich entschliessen, die vorherbestimte Harmonie als wahr anzunemen, so solte es mir vieleicht nicht schwer werden, dieser Kraft der Seele mit scheinbaren Schlüssen auf eine Zeitlang die Würklichkeit zu verschaffen. Allein Mamsel! ich bin zu gewissenhaft, als daß ich Ihnen Meinungen vorlegen solte, die ich selbst als falsch erkennete, und die nur darum warscheinlich wären, weil ich sie in einem blendenden Kleide und Puze dargestelt hätte. Auf eine solche Kraft machen Sie sich also gar keine Rechnung. Indessen leugne ich nicht, daß es nicht bisweilen Ahndungen gegeben habe; aber noch alle, die ich mich nicht unterstehe zu leugnen, sind offenbare Warnungen gewesen, und man ist dadurch allemal in Stand gesezt, einem Unglüke zu entgehen, das uns nach dem Lauffe der Natur gewis betroffen haben würde, aber uns doch nach der Absicht der Vorsehung nicht betreffen solte. In diesem Falle bewundere ich die Güte und Weisheit Gottes, und entdeke hierin einen Grund zu solchen Ahndungen. Denn nach der besten Verbindung der Dinge, die zusammen seyn solten, muste Gott dis Unglük zulassen, aber es wiedersprach doch zugleich seinen Absichten, daß es der Person, die er dafür warnete, betreffen solte, und alsdenn verdient die Vorsicht allerdings gelobt zu werden, wenn sie es so veranstaltete, daß der Mensch zu seinem Vortheil gewarnet wurde. Allein wie überaus selten

sind

sind diese Fälle nicht? Fragen Sie mich ia nicht um die Ursach dieser Ahndungen. Ich weis sie würklich nicht recht. Wäre es aus der Vernunft volkommen erweislich, daß es solche Geister gäbe, welche die Offenbarung Engel nent, so wolte ich bald damit fertig werden, Ihnen zu zeigen, daß es den Regeln der Vorsicht gar nicht wiederspräche, sich dieser Geschöpfe zu ihren besondern Absichten, und vornemlich zu solchen(welche durch die Verbindung der Körper, und Menschen nicht gar zu wohl erreicht werden können, zu bedienen. Wäre ich gleich nicht volkommen im Stande, Ihnen zu zeigen, weder wie diese Geister es machten, wenn sie Ahndungen hervorbrächten, noch warum sie in den allerseltensten Fällen redeten; ich will sagen, durch eine wörtliche Warnung das Uebel abwendeten, sondern warum sie sich meistens so dunkler Warnungen, als Herzensangst, oder andere Zeichen bedieneten; so würde ich mich nur darauf beruffen dürfen, daß die folgende Zeit vieleicht diese Dinge näher eröfnen würde. Die Warheit zu gestehen Mamsel! ich finde bei dieser Meinung noch zu viel Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kan, und die mich zurük halten, ihr beizupflichten. Lassen Sie uns lieber bekennen, daß wir es nicht wissen; denn es gibt ia ohnedem noch viele Dinge von der Art, die wir nicht einsehen können. Träume, Mamsel! verdienen unsere Aufmerksamkeit eben so wenig. Es sind nur gar zu natürliche Begebenheiten bei uns, und sie können ganz gewis eher nichts bedeuten, als bis man annimt, entweder daß Gott unmittelbar im

Traume in uns würke, oder daß es ein Engel oder ein Teufel thue. Allein keines von beiden werde ich iemals glauben. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es in den alten Zeiten Träume gegeben habe, welche in der That vieles bedeutet haben, und zum Teil göttlich gewesen sind. Allein merken Sie nur immer an, daß sie so wol ganz ausserordentlichen Personen geschehen, als auch ganz besonders wichtige Begebenheiten betroffen haben. Wer wird sich aber in den itzigen Zeiten rümen können, daß er eine ausserordentliche Person sei, und daß ausserordentliche Begebenheiten über ihn bestimt wären; Begebenheiten, welche das zeitliche oder ewige Wol ganzer Völkerschaften angingen? Ich würde gewis dergleichen Toren entsezlich auslachen. Und das thäten Sie doch auch Mamsel! der Mangel der Aufmerksamkeit, und die Unwissenheit, wie ein Traum in uns zu entstehen pflege, und woraus er zusammen gesezt sei, sind die trüben Quellen, aus welchen der lächerliche Aberglaube in Ansehung der Träume herflossen ist. Ich habe hundert mal so wol an mir selbst, als andern die Probe gemacht, daß man die Entstehung der merkwürdigsten Träume auf die allernatürlichste Art erklären könne. Alle mal ist der Traum aus solchen Bildern zusammengesezt gewesen, die wir nicht gar zu lange vorher recht lebhaft in unserer Seele teils einzeln, teils mit andern verbunden, empfunden haben; sie haben aus Begebenheiten bestanden, daran wir wachend ofte lebhaft gedacht haben, aber sie sind anders verknüpft gewesen. Wollen wir nun der Erfarung glauben, die wir von

dem

dem Vermögen unserer Seele haben, so halte ich alle Träume für sehr natürlich, und bedeutungslos. So lange die Seele im Körper wonet, so hat sie ihre allermeisten Vorstellungen durch Hülfe ihres Körpers erhalten, und sie besizt ein Vermögen, vorhergehabte Bilder wieder hervorzubringen. Im Schlaffe sind die Werkzeuge, wodurch sie wachend empfindet, auf eine gewisse Art unbrauchbar, und die Seele empfindet nichts. Sezen Sie aber, daß einen schlaffenden Körper etwas berüre, das sonst bei uns eine Empfindung gemacht haben würde, so wird, weil der Leib doch im Schlaffe lebt, würklich eine Empfindung entstehen, die aber schwächer ist, als sonst, weil die innern Werkzeuge noch nicht recht wieder in Stand gesezt werden. Der Mensch wird nicht aufwachen. Diese schwache Empfindung wird gewis aenliche Empfindungen und Bilder zugleich erweken, und es geht ganz natürlich zu, daß eine solche Verwirrung der Bilder entstehe, als man gemeiniglich im Traume antrifft. Dis alles läst sich ziemlich ordentlich aus der Verbindung der Seele mit dem Leibe begreiffen, ob ich gleich nicht so verwegen bin, Ihnen eine volständige Erklärung des Ursprungs der Träume, bei der nichts geheimnisvolles und dunkles mehr übrig bliebe, vorzulegen. So weit man bisher die Geseze der menschlichen Seele kent; so bleibt es gewis, daß nur ein einziger Fal glaublich sei, da die Träume vieleicht etwas bedeuten, und das ist dieser: wenn der Traum so lebhaft gewesen, daß man sich aller kleinen Umstände beim Aufwachen sehr klar erinnern kan, und daß man bei

dieser Erinnerung finde, man habe ehedem weder einzeln noch in Verbindung die besondern Stüke, woraus der Traum bestand, empfunden, oder wachend daran gedacht, oder davon gesprochen. Ohne die genaueste Aufmerksamkeit wird man sich auch hierinn leicht irren können, und es ist am besten zu glauben, daß die Träume gar nichts bedeuten; denn ich erfordere noch dazu, daß man auch bei dem lezten Falle von dem Nuzen des Traumes überzeugt werden könne; ich will sagen, daß er uns eine wichtige Begebenheit der Zukunft abbilde, und uns auf die Mittel füre, diese Begebenheit, wenn sie glüklich ist, zu bewürken, oder wenn sie traurig ist zu vermeiden. Ausser dieser Einschränkung scheinet mir ein Traum auch von der Art keinen Grund der Bedeutung zu haben. Ich wünschte Mamsel! daß es Ihnen einmal träumen mögte, daß ich zu Ihnen gekommen wäre, und meine Moral mündlich erkläret hätte, und ich wolte darauf schwören, daß dieser Traum eine Bedeutung haben würde.

Ich habe noch gar zu viel Stüke zu beantworten, und ich weis kaum, wie ich damit fertig werden werde, oder mein Brief wird eine ausserordentliche Länge erhalten. Doch eins fält mir ein, ich werde mich einer ungemeinen Kürze bedienen. Sind Sie damit zufrieden, Mamsel! Ich verspreche Ihnen, daß ich das meiste davon nach und nach wieder einbringen wil. Von der bestimten Anzal der Gebete und Ceremonien wil ich in den nächsten Briefen reden. Und was den Einflus der Sterne betrift, so mus ich Ihnen nur im Vertrauen sagen, daß er unter

ter allen der lächerlichste sei. Denken Sie nur einmal, einige so dunkle Kugeln, wie unsere Erde ist, die in einer entsezlichen Weite von uns entfernet sind, sollen dazu etwas beitragen, daß unsere Seelen, die mit der Materie nicht das geringste gemein haben, entweder gut oder böse beschaffen sind, oder daß uns diese oder iene Schiksale, die doch lediglich von dem Willen der Vorsehung abhangen, ihrentwegen betreffen sollen. Es ist gar auf keine Weise ein anderer Einflus der Planeten auf unsere Erde zu erdenken, als daß sie einige schwache Sonnenstralen auf uns zurüke werfen. Vergleicht man diese Meinung des Einflusses mit der Weisheit der Vorsehung, und der Freiheit unserer Seelen, so mus man gewis gestehen, daß gerade nichts abgeschmakteres habe erdacht werden können. Und im Ernst Namsel! man kan diesen Einfluß der Sterne nicht glauben, es sei denn daß man heimlich den unsinnigen Saz, daß die Planeten Götter wären, zum voraus sezt. Die Namen, die man ihnen gegeben, sind Namen der alten heidnischen Götter, und alle Würkungen, die man den Sternen zuschreibt, schrieben die Alten ihren Göttern zu. Ich wil keinesweges daraus die Folge ziehen, daß man deswegen angefangen habe, die Planeten für würkliche Götter zu halten, allein es scheint mir doch nicht gar zu unglaublich, daß man durch diese Namen verleitet worden sei, den Planeten eben solche Würkungen zuzuschreiben, als in den fabelhaften Zeiten die gleichbenamten Götter auszurichten vermögend seyn solten, zumal wenn man die Unwissenheit ihrer Natur und

die Absicht, den gemeinen Man zu betrügen, damit verbinden darf. Von der Seite also hat dieser Einflus die offenbarsten Merkmale der Erdichtung. Vieleicht ist es Ihnen nicht unangenem Mamsel! bei dieser Gelegenheit, eine kleine Beschreibung des Weltbaues zu lesen; aber das bedinge ich mir aus, daß Sie mir dismal alles auf mein ehrliches Gesicht zuglauben; denn zu beweisen fehlt Zeit und Raum. Bilden sie sich acht Kugeln ein, unter denen sieben ganz dunkel sind, und die grösseste Aenlichkeit mit unserer Erde haben. Sie haben Meere, Berge, Thäler, und sie sind mit allem dem versehen, was ein Wonplaz für vernünftige Wesen haben mus. Es ist nicht möglich, daß diese dunklen Kugeln, und die auf ihnen befindlichen Geschöpfe Licht erhalten können, es sey denn, daß sie mit einer andern Kugel, die ein würkliches Feuer ist, und folglich ihrer Natur nach die Quelle der Wärme und des Lichts seyn kan, auf eine gewisse Art verbunden wären. Diese brennende Kugel ist die Sonne die wir sehen, ihre Würkungen empfinden, und ihren Ursprung bewundern. Durch die feuerreichen Ausflüsse oder Stralen dieses grossen Weltkörpers wird alles belebt, alles in Wachstum und Munterkeit erhalten. Stellen Sie sich die Himmelsluft, darin alle diese Kugeln schwimmen, als ein ungemein subtiles Wasser vor, dem die allergrösseste Durchsichtigkeit zukomme, und denn haben wir alles, um diese Kugeln in ihre gehörigen Pläze zu sezen; Die Sonne verdient es, und die Vernunft hat ihr schon längst diesen Rang zu erkant, daß sie sich in dem Mittel-

punkte

punkte dieser Planetenwelt befinde. Denn sie ist der allergrösseste Körper. Man schäzt sie viel über eine Million mal grösser, als unsere Erde. Diese grosse Feuerkugel hat nur die einzige Bewegung um sich selbst. In einer Weite von sieben Millionen Meilen scheinet die erste dunkle Kugel, und die heist man den Merkur. In 87 Tagen läuft er um die Sonne, und so lang ist auch sein Jahr. O! denken Sie einmal, wie gros und unerträglich uns nicht die Hize seye! er ist 17 mal kleiner, als unsere Erde. 14 Millionen Meilen von der Sonne geht der zweete Planet in einem Kreise alle 224 Tage herum. Er heist Venus, und ist beinahe dreimal so gros, als unsere Erde. Denn folgt unsere Kugel in einer Weite von 20 Millionen Meilen, und wir laufen alle 365 Tage um unsere Sonne herum. Ausser dem drehet sich unser Erdball alle 24 Stunden noch um sich selbst. Dann folgt der Mond, der seine Laufbahn in einer Weite von ohngefehr 52000 Meilen um unsere Erde herum hat, und mit ihr zugleich sich um die Sonne bewegt. Er ist meist 14 mal kleiner, als unsere Kugel. In einem Abstande von 30 Millionen Meilen bewegt sich der Mars um die Sonne bei nahe in zwei Jaren. In einer fünfmal grössern Weite, als wir, geht Jupiter, der tausendmal grösser ist, als unsere Erde, in beinahe 12 Jaren um die Sonne. Ihn begleiten 4 Monden, und ist es nicht andem, daß sie ihm des Nachts ungemein schöne Schauspiele machen müssen? Saturn ist der lezte. Er steht 10 mal weiter von der Sonne, als wir, und endet seinen Lauf erst in 30 Jaren.

O! das mus ein verdrüslich Leben seyn, denn die Jare daselbst sind dreissigmal so lang als die unsrigen; er kan die Sonne nur hundertmal kleiner sehen als wir, indessen aber hat er doch 5 Monden, und einen breiten Ring, die ihm vieleicht Licht genug verschaffen. Ueber alle diese Planeten sind die Firsterne, das lauter Sonnen sind, und vermutlich auch bewonte Planeten erleuchten. Nun lassen sie uns einmal annemen, daß diese Kugeln in einer so entsezlichen Weite einen Einflus auf uns haben sollen, zumal da sie selbst dunkle Körper sind, und denn fragen Sie die geschiktsten Lügner, die doch nichts unwarscheinliches vorbringen dürfen, ob irgend eine Art zu erdenken sei, wie die Planeten auf unsere Körper einen Einflus haben können. Alle unsere Schiksaale hängen von den freien Handlungen der Menschen ab, die mit uns einen weit nähern Zusammenhang haben müssen, und ich getraue mich nicht einmal zu behaupten, daß der Grostürk zu meinen Schiksaalen etwas beitragen könne. Wir selbst sind durch unsere eigne Thaten, in so fern sie mit den Handlungen anderer in Verhältnis stehen, und so weit sie die Vorsicht in der ganzen Verknüpfung durchschauet, zugelassen, und ihre Verbindung beschlossen hat. Die Ursachen davon in allem Ernst Mamsel! wir beleidigen die Regeln der Vorsehung, und kennen unser Verhältnis gegen die grossen Eigenschaften unsers Gottes, deren Spiegel wir seyn sollen, viel zu wenig, wenn wir einen lächerlichen Einflus der Sterne glauben wollen. Der Unterscheid der guten oder bösen Tage gründet sich teils

auf

auf den Einflus der Sterne, teils auf andere kindische Meinungen. Und was heist denn nun ein böser, oder ein guter Tag? Entweder in dem uns alle unsere Vornemungen mislingen, oder in dem uns allerhand wiedrige Schikſaale wiederfaren werden. Das bestimt nun der gute Man, der den 1000 Järigen Kalender schreibt. Und woher weis er es denn nun? O! sehen Sie nur das lächerliche! Vieleicht weil ein paar Sterne in einer gewissen Stellung und Lage gegen einander stehen? die gehen uns nichts an, und diese Lage und Stellung gegen einander ist eben so notwendig, als daß unser Erdstrich sich zu gewissen Zeiten der Sonne nähern, und zu andern von ihr abweichen mus. Hindert dis bei gewissen Handlungen, daß sie glüklich oder unglüklich sind, und die Sonne würkt doch gewis auf unsern Erdboden tausendmal mehr, als alle Sternen zusammen genommen? Ein Tag entsteht durch das Umdrehen der Erde um sich selbst, und so wie sie es gestern gemacht hat, macht sie es heute auch. Die Sonne allein ist es, welche den Tag erleuchtet, und die übrigen Sterne können in keinem Stüke etwas verändern. Die Erfarung wiederlegt diese Meinung alle Tage. Denn sie lehret uns, daß die wichtigsten Unternemungen an bösen Tagen am glüklichsten ausgefürt werden können, wenn uns nur unsere Klugheit nicht verläst. Und o! wie elend müsten nicht diejenigen dran seyn, die keinen solchen Kalender haben! denn ehe sie sichs versehen, so werden ihre besten Absichten mislingen, weil es ein böser Tag war. Eher geht es nicht an, einen Tag

vorher als gut oder böse zu bestimmen, ehe man nicht den besondern Zusammenhang eines ieden Menschen auf das allereigentlichste kent, und davon ist ein Kalendermacher gerade am weitesten entfernt; denn der gehört auf unserer Erde nicht eigentlich zu Hause. Das behaupte ich aber allezeit, daß wenn iemand seine Unternemungen ohne Ueberlegung und Klugheit anfängt, ein ieder Tag für ihn ungemein böse sei. Wenn ich einmal heirathe, so wil ich einen recht bösen Tag im Kalender aussuchen, und wenn ich ein Frauenzimmer von Ihrem Charakter Mamsel! erhalte, so lache ich alle Kalendermacher aus, und werde mit der grössesten Freimütigkeit behaupten, daß es der beste Tag in meinem Leben sei. Jenen Propheten aber werde ich an dem besten Tage ihres Almanachs eine böse Frau wünschen.

Man kan mehr, als eine Ursach angeben, warum im Christmonate hestige Winde wehen, und meine Regel bei solchen Begebenheiten, die durch den Mechanismus der Ursachen in der Welt auf gewisse Art notwendig erfolgen müssen, ist diese: sie haben keine andere Bedeutungen, als die ihre natürliche Würkungen in der Körperwelt sind. Winde im Christmonate bedeuten nichts mehr, als daß die Schorsteine, welche nicht feste stehen, in Gefar sind, herunter geworfen zu werden, und daß alle Stuben, auf welche diese Winde stossen können, schwerer erwärmet werden, als sonst. Allein mit Krieg und dergleichen Dingen haben sie gar keine Verbindung. Gesezt daß der Grossultan in sei-

nem

nem Cabinette einen Krieg gegen die Christen beschlossen habe, und wie ist es irgend zu begreiffen, daß deswegen bei uns Wind entstehe? Es scheint spashaft zu seyn, daß dieser Monarch gerade im December Krieg beschliessen müsse. Und warum entsteht denn kein Wind, wenn andere Potentaten Kriege im Sinne haben? Wiederlegt uns nicht auch hier die Erfarung? Ich gebe zu, daß ein Wind entstehe, wenn in dem Cabinette eines Fürsten Krieg beschlossen wird, allein der schleicht nur sehr heimlich durch, und geht nur in die Cabinetter benachbarter Prinzen. Wollen Unterthanen diesen Wind auch gemerkt haben, so haben sie unstreitig unrecht. Denn ihre Nachrichten davon sind nur Wind, das ist, eine unruhig bewegte Staatsklugheit. Mit den Hexen werde ich auch sehr bald fertig werden. Ich glaube keine. Die Reiterei nach dem Bloksberge ist schon längst als ein abgeschmaktes Märgen verworfen worden, und der Teufel ist izt so dum nicht mehr, daß er sich von alten Frauens vexiren liesse. Alle diese Histörchen kommen noch aus den finstern Zeiten her, wo man sich einen Gewin damit machte, Hexengeschichte auszusprengen, und wo die Religion keine vernünftige Einsichten, sondern nur Ceremonien hatte. In Warheit, der Satan mus gar keinen guten Geschmak haben, daß er sich nur in rote Augen zu verlieben pflegt. Mit einem Worte! Hexereien sind Fabelwerk, und alle Umstände aller Histörchen sind viel zu lächerlich, als daß sie ein vernünftiger glauben könte. Solten wol sympathetische Kuren, so wie sie Lucilie vornimt,

viel=

vielweniger als Hexerei seyn? Denken Sie nur, daß diese Dinge ihre ganze Kraft von gewissen heimlich gesprochenen und unverständlichen Worten bekommen sollen. Daß diese guten Würkungen von dem Satan hervorgebracht werden solten, wird man doch schwerlich behaupten können; von dem Einflusse der Sterne können sie auch nicht herrüren, und also müste das höchste Wesen selbst durch Wunder mit diesen Dingen mitwürken. Nun schwöre ich allemal sicher darauf, so weit man die weisen Regeln der Vorsehung kent, daß Gott auch durch das eifrigste Gebet nicht bewogen werden werde, ein Wunder zu thun; denn es wiederspricht seiner Weisheit. Und unverständliche Worte solten die Almacht ohne Wiederstand zwingen können, Wunderkräfte mit Dingen zu verbinden, die ihrer Natur nach nichts auszurichten vermögen, und zwar allemal, wenn unverständige Menschen es haben wollen? Schade, daß man nicht mehrere so kräftige Worte erfinden kan, um sich auch in andern Vorfällen damit zu helfen. Eher wolte ich noch ungereimtere Dinge glauben, wenn sie nur nicht den Absichten der Vorsehung wiedersprächen.

Zweifeln Sie noch Mamsel! daß diese Dinge Aberglauben wären? Es sind freilich nicht alle Arten desselben, und wenn eher würde ich fertig werden, alle zu erzälen? Sie werden wenigstens bei diesen Fällen Gelegenheit nemen können, andere Dinge zu beurteilen, ob sie Aberglauben sind, oder nicht. Wissen Sie also, daß alle Begebenheiten, die aus den natürlichen Ursachen der Körper und

Geister

Geister erklärt werden können, und auf gewisse Art notwendig erfolgen, Aberglauben sind, wenn man ihnen entweder wichtige Bedeutungen beilegen, oder Folgen zuschreiben wil, welche nicht anders als aus einer unmittelbaren Mitwürkung der Vorsicht gegen ihre Regeln, oder aus unbekanten Kräften der Geister herrüren können. Und welches wären also bessere Mittel, den Aberglauben zu erkennen, als eine Bemühung um die Einsicht in die Regeln der Vorsicht, und die Kräfte der Natur? Gibt es gute Gelegenheiten in der Fortsezung unseres Briefwechsels, so werde ich mir eine Sünde daraus machen, Anmerkungen vorbei zu lassen, welche beide Stüke erläutern können. Nun komme ich zu Ihren aufgeworfenen Fragen Mamsel! sie haben mir allerdings gefallen; aber ich bedaure nur, daß ich sie vieleicht nicht so beantworten kan, als Sie es gewünscht haben mögten. Doch will ich mein Glük versuchen. Haben Sie vieleicht schon von der Streitfrage gehört: ob der Unglauben oder Aberglauben eine grössere Sünde sei? Sie wird auf eins mit der Ihrigen hinaus kommen. Bayle und einige andere hielten den Aberglauben sträflicher als die Atheisterei, allein ich mus Ihnen nur die Warheit sagen, Sie namen einen Gesichtspunkt an, der der rechte nicht war, und vieleicht hatten sie darunter einige besondere Absichten, die nicht ein ieder erraten solte. Allein man schien sie sehr bald zu entdeken. Lassen Sie uns von diesen unreinen Absichten entfernen, und da ich das Glük habe, moralische Briefe an Sie zu schreiben, so werden Sie mir

auch

auch vergönnen, gegenwärtige Frage nach meinem Hauptgrundgeseze der Sittenlehre zu entscheiden. Wir sollen Spiegel der Gotheit seyn, und es ist vollkommen gewis, daß wir die Gotheit so rein und so klar darstellen sollen, als es uns möglich ist. Jenes Grundgesez aber wird auf einmal aufgehoben, so bald man die Atheisterei sezt, und was wäre leichter, als zu urteilen, daß der Unglaube unserem Hauptgebote im allerhöchsten Grade zuwieder wäre. Nun sezen Sie den Aberglauben, und ich vergleiche ihn mit solchen Spiegeln, welche ihr Vorbild nur etwas verändert darstellen, die Volkommenheiten viel zu schwach ausdruken, und ich weis nicht, durch was für Fehler in den Dingen, welche dem Spiegel die gehörige Form geben, das Urbild unter einem weniger schönen Gesichtspunkte abbilden. Diese Spiegel sind freilich ungemein tadelhaft, aber sie bleiben doch Spiegel, und vernünftige bedauren nur die Fehler des Spiegels, aber sie werden doch durch sie zugleich veranlast, in Gedanken sich eine volkommenere Schilderung des Urbildes zu machen. Der Unglaube verdunkelt alle Züge der Gotheit, der Aberglaube hingegen entwirft in sich ein ganz sichtbares Bild der Gotheit, aber es ist unvolkommen, und viele Züge sind falsch. Der Unglaube unterdrükt alle Erkentnis Gottes; der Aberglaube hingen fürt uns würklich zur Erkentnis des höchsten Wesens, aber seine Mittel sind unrichtig, und er verhindert schärfere Augen nicht die Gotheit in bessern Glanze anzuschauen, und die Fehler zu entdeken, die ihn begleiten. Nun urteilen Sie, welches

ist

ist sträflicher, die Gotheit gar in keinem einzigen Merkmale auszudruken, oder in der würklichen Abbildung nur Fehler zu haben, die doch scharfe Augen leicht bemerken, und verbessern können. Ich mache mir die schmeichelnde Hofnung, daß es Ihnen ohne Schwierigkeit einfallen werde, den Unglauben ungleich sträflicher, als den Aberglauben, zu halten. Sezen Sie dis noch dazu, daß den Unglauben mehrenteils Bosheit, den Aberglauben aber nur Schwachheit begleite, und so hat es gewis noch weniger Schwierigkeiten zu behaupten, daß der leztere weit eher, als der erstere Verzeihung verdiene.

Fragen Sie mich ferner, ob der Aberglaube denienigen zur Last gelegt werden könne, die von Kindheit auf dazu angefüret werden, so weis ich kaum, was ich Ihnen antworten sol. Die Fälle müssen gar zu genau unterschieden werden. Ich glaube nicht, daß der Aberglaube etwas wilkürliches bei Kindern vor dem vollen Gebrauche ihres Verstandes sei, und es ist unserer Natur nur gar zu gemäs, daß das, was uns in der Kindheit eingeprägt worden, am allerfestesten Wurzel schlage. Bis so weit also, da ein Mensch noch keine andere Meinungen zu wissen bekommen, auch keine Gründe erfaren, aus welchen er iene ihm zuerst eingeflöste abergläubische Meinungen, und die daher entspringenden Handlungen, als Aberglauben hätte einsehen lernen können, bis so weit, sage ich, kan ihm die weiseste Gerechtigkeit nichts zur Last legen. Sezen Sie ferner, daß ein solcher Mensch teils von Natur einen blöden Verstand erhalten, teils keine Gelegenheit

heit gehabt, von seinem Aberglauben überzeugt zu werden, so behaupte ich abermals, daß er ihm nicht zur Straffe zugerechnet werden könne. Sezen Sie noch weiter, daß ein Mensch in vollem Alter würklich von seinem Aberglauben überfürt worden, und er bemühe sich auch, ihn abzuschaffen, allein die lebhaften Ideen und Eindrüke in der Jugend verhindern ihn, alles auszurotten, und bei allen Gelegenheiten ohne Aberglauben zu seyn, so scheint es mir für die Gütigkeit und die damit verknüpfte weise Gerechtigkeit zu hart zu seyn, solchen Personen das zurükgebliebene abergläubische zuzurechnen. Mein Hauptgrundsaz zu allem dem, was zugerechnet werden sol, ist dieser: Nur das, was mir nach allen meinen Umständen möglich, freiwillig zu thun, und was ich nach erkanten Regeln schuldig zu thun gewesen, kan mir zugerechnet werden Ich erfordere also zur Zurechnung folgende Stüke: die Handlung, die mir zugerechnet werden kan, mus nach allen meinen Kräften möglich gewesen seyn; sie mus zugleich in meinem Wilkür gestanden haben, so daß ich sie so wol habe lassen, als thun, als anders thun können; ich mus sie nach leicht zu erkennenden Gesezen als meine Schuldigkeit haben einsehen können, und die Bewegungsgründe der entgegengesezten Wal müssen in sich schwächer, als die Motiven zur richtigen Wal seyn. Habe ich alles gethan, was ich nach allen Kräften habe thun können, und zu thun nach meiner Ueberzeugung schuldig gewesen, und ich irre doch in der Wal der Handlung, so glaube ich keine Zurechnung.

Nach

Nach meinem Urteil sind die Mittel, den Aberglauben auszurotten, die Einsicht in die Wege der Vorsehung und in die Natur der Dinge. Die erstere kan man ohne eine deutliche und richtige Erkentnis des Schöpfers nicht haben. Ist es nun möglich, daß beide Arten der Erkentnis auf eine hinlängliche Manier überal unter den Menschen ausgebreitet werden, so werden Sie mir auch leicht einräumen, daß der Aberglaube überal ausgerottet werden könne. Allein das erste scheint ziemlich zweifelhaft zu seyn. Die Art, wie die meisten Kinder der Menschen erzogen werden, der Mangel der Gelegenheit, daß der gröste Teil der Menschen etwas von Wissenschaften erfare, und viele andere Einrichtungen des gemeinen Lebens sind würklich unseelige Hindernisse genug, daß weder die Mittel zur Ausrottung des Aberglaubens algemein nüzen, noch dieser selbst von Grund aus ausgeätet werde. Indessen blühet noch immer eine angeneme Hofnung, daß doch wenigstens zu unsern Zeiten bei einem grossen Teile Europens der Aberglauben im Mittelstande, und bei Höhern allerdings seine Herschaft verlieren werde. Denn Gelehrte sind ihm feind, Gelehrte, die sich eine Ehre daraus machen, in einem angenemen und überzeugenden Vortrage der Welt ihre Erkentnis mitzuteilen. Es wird Vernünftige genug geben, die ihnen folgen, und die sogar im Umgange sich bemühen werden, zu seiner Ausrottung etwas beizutragen. Nemen Sie Mamsel! eine solche Stelle unter Ihren schönen Gespielinnen auf sich, und o! wie vortreflich wird es Ih-

nen zulassen! Wenn der Aberglaube von einem Frauenzimmer, das Wiz und Tugend besizet, bestritten wird, so wil ich sicher prophezeihen, daß er ganz schamrot von der Erde fliehen müsse. O! Mamsel! verschaffen Sie sich diesen Triumph! Noch habe ich eine einzige Frage zu beantworten: ob es wol Arten von Aberglauben gäbe, die der Welt zum Glük gereichten, und die man also nicht abschaffen müsse? Bald hätte ich Lust auf diese Frage nichts zu sagen; denn Sie eröfnen mir damit ein Feld von Anmerkungen, in dem ich mich leicht verlieren könte. Das gebe ich Ihnen zu, daß viele Dinge und Meinungen von Geistern, die zu weit ausschweifen, für Aberglauben gehalten werden, und die doch zum Glük der Welt gereichen. Aber mir deucht immer, daß iene Dinge nach meiner Erklärung nicht mehr Aberglauben sind. Darf ich Ihre Frage so verstehen, ob es wol Meinungen oder Handlungen gäbe, die nach ihren Gründen und unter ihren Umständen betrachtet, Aberglauben sind, aber zufälliger Weise Nuzen schaffen? so beantworte ich sie mit Ja! Die Meinung, die überal unter dem gemeinen Manne herscht, daß der Herr der Welt böse sei, wenn es scharf donnert und blizet, ist gewis Aberglauben, aber sie gibt doch zufälliger Weise Anlas, daß um die Zeit allerhand gute Regungen in den Gemütern entstehen, deren Nuzen sich oft ziemlich weit ausbreitet. So ist es ein Aberglaube, der auch nicht selten ist, daß man desto erhörlicher bete, wenn man kniend die Hände gen Himmel hebt. Allein auch diese Stellung kan zufälli-

fälliger Weise die Andacht vergrössern, und ich halte nicht dafür, daß man sie eben abzuschaffen suchen müsse. Aber auch hierin thut man kein Unrecht, wenn man den Menschen den Wahn zu benemen bemühet ist, daß gerade von dieser Stellung die Erhörung des Gebets abhange. Ich enthalte mich mehrere Beispiele anzufüren, teils um nicht unversehens mich zu weit auszudehnen, teils um nicht über die Grenzen der vernünftigen Moral verwegene Schritte zu thun.

Und nunmehro bin ich im Begrif, meinen Brief zu schliessen, wenn ich Ihnen noch entdekt habe, daß ich darin ein Bisgen abergläubisch sei, ob Ihnen auch meine Ausfürung vom Aberglauben gefallen werde. Ich habe so einige Vorbedeutungen gehabt, woraus ich mutmasse, daß Sie nicht ganz unzufrieden damit seyn mögten. Ganz genau werde ich die Zeit ausrechnen, wenn eher Sie diesen Brief lesen werden, und empfinde ich denn ein sanftsäuselndes Ohrenklingen, so werde ich gewis glauben, Sie dächten mit Zufriedenheit an

Dero

ergebenster Freund.

Ein und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Ganz sicher sind meine Ahndungen eingetroffen; denn ich empfinde einen sanften Trieb, meine Moral fortzusezen. Ich stelle mir so recht lebhaft vor, wie Sie herum gedacht haben werden, ein Urbild zu dem Charakter der Lucilie zu finden. Allein ich freue mich auch, daß Sie es gewis in einer einzigen Person nicht gefunden haben werden. Und das ist recht! gesezmässige Schilderungen der Moralisten müssen auf einzelne Personen nicht passen. Haben Sie wieder Lust, einen eben so langen Brief zu lesen, als die vorhergehenden gewesen sind? Nein in Warheit! sie waren zu lang.

Ich habe Ihnen bei Gelegenheit des Spazierganges mit Fräulein Julianchen gezeiget, wie so viel rürendes die Betrachtung der Werke des grossen Schöpfers habe, und ich seze izt noch das dazu, daß man keine Gelegenheit vorbei lassen müsse, diese so reizende Pflicht zu versäumen. Wenn Sie in Ihren schönen Garten herum gehen, Mamsel! und wenn Ihnen die so wol geordneten Blumen durch ihre bunte Pracht den besten Schauplaz darstellen, und durch ihre wolriechenden Ausdämpfungen eine unschuldige Wollust verursachen, o! so denken Sie an den gemeinschaftlichen Schöpfer. Ich bin gut

dafür,

dafür, es wird Ihnen keine hohe Eigenschaft desselben verborgen bleiben. Sie werden eine Kunst zu bewundern finden, die alle menschliche Künste übertrift; es werden Regungen in Ihnen entstehen, die Ihnen eine ware, und vielen tausend Menschen unbekante Glükseeligkeit fülen lassen werden. Denn werden Sie lebhaft die Warheit empfinden, daß wir zur reinsten Glükseeligkeit erschaffen sind, weil wir erschaffen sind, so oft, als möglich, den Schöpfer in seinen Werken anzuschauen. Zweifeln Sie nicht, daß es Ihnen niemals an Gelegenheit fehlen werde, diese Pflicht auszuüben. Solten Sie wol nicht öfters ein halbes Stündgen übrig haben, sich an den artigen Gebehrden Ihres schönen Dompäbgens zu ergözen? Betrachten Sie ihn nur recht in seiner Unschuld, in seiner Zufriedenheit, und in seiner so reizenden Munterkeit. Denken Sie an seinen Schöpfer zurük; erwägen Sie die wenigen Schikfale dieses Tiergens, und was für eine Menge von einnemenden Betrachtungen werden Ihnen nicht dabei einfallen. Seelige Stunden, in denen man an den Schöpfer gedenkt! Sie belonen sich selbst sehr reichlich; denn man kan nicht das kleinste Werk desselben nachdenkend anschauen, ohne unvermerkt auf grössere zu kommen, und ohne sich eine Vorstellung von diesem grossen Wesen zu machen, die unsere Seele in volles Erstaunen sezt, und sie ganz durchdringt.

Diese Pflicht ist eine der allerleichtesten; denn der Stof und die Gelegenheit dazu ist so zu reden unendlich, und sie enthält würklich den Grund von

allen den grossen Pflichten, die ich Ihnen in dem folgenden noch anzeigen werde. Verliert man erst den grossen Schöpfer aus den Augen, so wird es uns kaum einfallen, an den Zwek unserer Schöpfung zu gedenken, und hat man erst das Unglük gehabt, diesen zu vergessen, so bleiben uns auch alle die so kräftigen Rürungen unseres Herzens unbekant, die nach meiner Einsicht schlechterdings erfordert werden, unsere natürlichen Schuldigkeiten mit Lust und unweigerlich zu erfüllen. Unsere Seele wird ganz gewis ein unerschöpflicher Quel von den besten Gedanken, wenn nur erst die Bewunderung, und eine lebendige Einsicht in die grossen Eigenschaften Gottes sie durchdrungen hat, und es geht nur gar zu natürlich zu, daß alle Pflichten uns ungemein leicht zu beobachten werden. Allein von keiner Seite wird uns das Bild des Schöpfers rürender, als von der Seite des Wolthäters. Hier thun wir gewis weit mehr, als daß wir ihn nur bewundern. Wir müssen ihn auf das zärtlichste lieben. Ist wol ein Augenblik in unserm Leben mögelich, da wir nicht Wolthaten von Gott empfangen müßten? Unser ganzes Seyn und Wesen ist ein Geschenk desienigen, dessen Güte unendlich ist. Was bewog denn diesen Urquel der ganzen Welt, Menschen zu machen? Warum lies er uns nicht in unserm Nichts, darin wir von Ewigkeit waren? Ist es nicht ein freier Entschlus, den eine unendliche Gütigkeit erwekte, damit sie sich sichtbar erweisen mögte? Wir wurden, und eben diese Gütigkeit bestimte nach unverbesserlichen Regeln der Weisheit

eine

eine Glükseeligkeit für uns. Mit dem ersten Punkte unseres Daseyns fieng sie auch schon an, die dazu erforderlichen Güter an uns auszuteilen. Wir haben keine Ursach, uns unserer natürlichen Schönheit zu schämen. Vielmehr ergözt uns ein ieder Gedanke von ihr auf eine entzükende Art. Nie denke ich ohne die zufriedenste Beruhigung daran, daß ich ein Mensch bin, und mir fehlt es nie an einer lebhaftesten Freude, wenn ich mein eigen Wesen, meine Kräfte, uud die Handlungen und Werke mustere, wozu ich aufgelegt bin. Das Bild eines Menschen, und der Menschheit an mir selbst sezt mich in eine so sanfte Bewunderung, und in ein so fülbares Vergnügen, daß ich keine grössere Schönheit und Ehre, als ein Mensch zu seyn, mir wünschen zu können mehr vermögend bleibe. Wir wuchsen heran, und ein ieder Augenblik brachte neue Wohlthaten mit. Sollen wir Spiegel der Gotheit seyn, sollen wir seine Eigenschaften erkennen, so behaupte ich schlechterdings, wir könten nicht erschaffen seyn, wenn wir nicht verbunden wären, uns der häuffigen Wolthaten unseres Schöpfers so zu reden in allen Augenbliken zu erinnern, und sie so oft zur Bewunderung zurük zu ruffen, als nur immer geschehen kan. Und o! angeneme Pflicht Mamsel! o! reizende Beschäftigung! Unser Leben wird uns noch eins so lieb seyn, wenn wir zugleich die Gutthaten uns wieder vorstellen, die uns damals, als wir sie empfingen, so sanft in der Empfindung waren. Wir finden sie mit iedem Augenblike vermehret, und endlich werden wir uns in einer Menge von

süssen Vorstellungen verirren, die Regungen erpreſſen werden, die die ächten der Glükſeeligkeit ſind. Die Erinnerung unſerer Tage in dieſer Abſicht wird uns Begebenheiten ſchildern, die uns durch und durch bewegen, und es müſte unſer Herz ſeine ganze Natur verändert haben, wenn es nicht mit den heftigſten Schlägen ſeinem Schöpfer entgegen frohloken wolte. O! groſſes Weſen! ich empfinde unausſprechliche Züge zu Dir, wenn ich die Wolthaten durchſchaue, die in ganzen Strömen von deiner Höhe herab auf mich hergefloſſen ſind! Herr du kennest mein Herz! ich verliere mich in meinen Empfindungen! deine Wolthaten ſind zu gros; und ich bin zu klein deine Gröſſe zu faſſen; aber das weis ich, ich bin glükſeelig, ſo glükſeelig als ich wünſchen kan, wenn ich an dich groſſen Wohlthäter gedenke.

Meine Schilderung Ramſel! von dieſen Empfindungen iſt nur Schattenwerk gegen ſie ſelbſt, und ſo etwas mus man ſchlechterdings ſelbſt erfaren, wenn man recht davon urteilen wil. Machen Sie einmal eine Probe, und wie werde ich mich freuen, wenn Sie mir aus ihrer eignen Erfarung Recht geben werden, daß aus einer eifrigen und ernſtlichen Betrachtung der Werke und Wolthaten des Schöpfers ein Zuſtand der Seele in uns entſtehe, der ich weis nicht wie angenem, und aus recht zärtlichen Begierden zuſammen geſezt iſt, die insgeſamt auf eine nähere Vereinigung mit Gott abzielen. Dieſen Zuſtand der Seele heiſſe ich die Liebe gegen Gott. Alle dieſe Begierden ſind ſanft,

und

und ergözend, und ächte Teile der Glükseeligkeit. Eine folgt der andern, und unsere Seele wird in der That, wenn sie diesen Zustand öfters erwekt, unerschöpflich an solchen Begierden, und das darum, weil das Bild des Schöpfers, und seine reizenden Eigenschaften ihr immer schöner, und begerungswürdiger werden, ie länger sie sie betrachtet. Ich druke gewis mit dem Worte Vereinigung ungemein vieles aus. Mehr als man beschreiben kan. Sie schliest ein Verlangen ein, beständig angeneme Gedanken und Vorstellungen von Gott zu haben, und eine Fertigkeit bei allen Gelegenheiten das Bild des maiestätischen Schöpfers in sich hervor zu bringen. Je emsiger die Seele an Gott gedenkt, desto näher scheint sie ihm zu seyn, und ihn gleichsam als gegenwärtig zu empfinden. Sie bemerkt in diesen Betrachtungen, daß sie selbst der Gotheit gefalle, und sie begert alles, was diesen Gefallen der Gotheit vermehren kan. Alle Handlungen des Schöpfers gegen sie, und gegen die Welt stellen sich ihr als die allerschönsten dar; der Wille Gottes wird ihr Wille, die Endzweke Gottes ihre Endzweke, und die lebhafteste Freude durchdringt sie, da sie sich geschikt siehet, die Eigenschaften Gottes nachzuamen, und Handlungen zu thun, welche der Gotheit angenem sind. Sie betrachtet und findet eine Aenlichkeit zwischen der Gotheit und sich, und ein lebhaftes Verlangen, diese Aenlichkeit zu vermehren, entspringt in ihr auf die allernatürlichste Art. Sie liebt in ihrem eignen Wesen die Gotheit, und diese Liebe legt sich durch die schönsten Handlungen, und durch die

allerwilligste Beobachtung der Pflichten, die aus dem Zweke der Schopfung fliessen, zu Tage.

Wäre es wol nicht der Mühe wert, Mamsel! diesen reizenden Zustand, diese zärtliche Liebe gegen das liebenswürdigste Wesen in uns zu erweken? Es ist unsere Schuldigkeit. Ja sie ist es! Es ist unsere angenemste Schuldigkeit. Der Schöpfer liebte uns, da er uns erschuf; er hört nicht auf, uns zu lieben; denn er überhäuft uns mit Wolthaten, die ihren Quel nur allein in iener Liebe finden, die wir zu erwiedern nur viel zu klein sind. Sollen wir Spiegel der Gotheit seyn, und sind wir zu diesem Zwecke erschaffen, o! so sind wir auch ganz gewis dazu aus dem Nichts hervorgezogen, daß wir die Liebe des Schöpfers gegen uns ausdrüken, das ist, daß wir ihn wieder lieben sollen. Sehen Sie die allerschönste Harmonie unserer Pflichten mit dem Zweke, wozu wir hervorgebracht worden; und o! daß ich Ihr Herz, Mamsel! sehen könte, so würde ich gewis die lebhafteste Empfindung der Schuldigkeit, eine erhabene Liebe gegen den ewigen Wolthäter in sich zu erweken, in ihm erbliken. Sehen Sie, daß es ewig unzertrennliche Dinge sind: ein Spiegel der Gotheit, und das glükseeligste Geschöpf zu seyn. Und dürfen wir uns beklagen, daß unsere Moral, und unser Beherscher zu schwere Pflichten von uns fordere? O! dis zu thun, wäre die allergrösseste Unbilligkeit. Hat nicht der Schöpfer eine ungemein rürende Schönheit in die Welt gelegt, die nur bei einer kleinen Bemühung des Anschauens von unserer Seite unsere Seele gewis in Bewegung se-

zen,

zen, und sie zur Betrachtung ihres allerschönsten Ursprungs hinleiten mus? Hat er uns nicht Kräfte eingehauchet, die sich nur äussern dürfen, um für unsere Pflichten würksam zu seyn? Erwekt dieses liebreichste Wesen nicht ieden Augenblik durch fülbare Wolthaten unsere Kräfte? Und wäre es zu kühn, zu behaupten, daß der Schöpfer gleichsam selbst durch seinen seeligen Einflus unsere Pflichten erfüllen wolle? Nur wir, wir unbedächtlichen sind zu aufmerksam, diesen Einflus in uns zu fülen, und durch den Misbrauch unserer Kräfte, uns unsere Pflichten zu schwer zu machen. Und wäre dis nicht unverantwortlich? Untersuchen Sie ihr Herz, Mamsel! es ist redlich genug, mir beizustimmen, und gestehen Sie nur, es sei zur Liebe gegen den Schöpfer gemacht. Und räumen Sie mir dis ein, so mus es von gleicher Begierde klopfen, mit der grössesten Willigkeit noch alle die andern Pflichten anzunemen, die ich Ihnen nächstens anzuzeigen, die Ehre haben werde. Vereinigen sich zwei Herzen leicht, die eine gleiche tugendhafte Neigung durchdringet, so wird Ihnen auch die Hochachtung nicht misfallen, die gegen Sie heget

Dero

ergebenster Freund.

Zwei

Zwei und zwanzigster Brief.

Mansel!

Noch ist es mir die grösseste Freude, meine Moral fortzusezen, und warum solte es Ihnen nicht auch eine Lust seyn, dergleichen Briefe zu lesen? Kan wol etwas angenemers erfunden werden, als seine Pflichten zu wissen, die eben so viel Wege zur Glükseeligkeit sind? Ich glaubte Sie würklich zu beleidigen, wenn mir nur der Gedanke einfiele, daß Sie vieleicht anderer Meinung seyn könten. Es heist gewis die menschliche Seele quälen, und ihr eine ungegründete Furcht einiagen, ihr Pflichten aufzubürden, davor sie entweder selbst erschreken mus, oder deren Bewegungsgründe, und die Art der Beobachtung ihr viel zu schwer sind. Unter diese Gattung der Moralisten gehöre ich gewis nicht. Ich habe Ihnen noch viele Pflichten gegen das höchste Wesen vorzulegen, aber ich schmeichele mir noch immer mit der Hofnung, daß Sie selbst gestehen werden, es müsse eine Lust seyn, diese Obliegenheiten zu beobachten. Eben bin ich im Begrif, ein Kleeblat von Pflichten gegen unsern Wolthäter aus der Liebe, die wir gegen ihn in uns zu erregen schuldig sind, auf eine sehr natürliche Weise zu entwikeln.

Ich neme einen zärtlichen Liebhaber Gottes an, einen Geist, dessen allerbestes Vergnügen es ist, sich

seinem Herrn auf alle Art gefällig zu machen. Erschauet die Eigenschaften seines Schöpfers an, und ihr seeliger Einflus auf sein Gemüt hat den Willen Gottes mit dem seinigen verknüpfet, und ihm eine freiwillige Bemühung gegen die Endzweke Gottes eingeflösset. Seine Ueberzeugung, daß das höchste Wesen nur allein an diesen Endzweken ein Gefallen haben könne, ist die gröste bei ihm, und wünscht er seinem grösten Wolthäter gefällig zu seyn, so ist es unmöglich, daß keine Sorgsamkeit, und keine vorsichtige Bemühung in ihm hervorquellen solte, alles das auf die äusserste Art zu vermeiden, was ihn in den Augen Gottes misfällig machen, und gegen die besten Endzweke desselben seyn könte. Die Liebe seines Schöpfers gegen ihn ist ihm der Quel seiner grössesten und liebsten Glükseeligkeit, und sein Bestreben, Gott wieder zu lieben, ist das zärtlichste und sorgsamste. Kan es fehlen, daß aus dieser Ueberzeugung nicht eine Furchtsamkeit, und eine ungemein wachsame Besorgung entspringe, durch Handlungen, welche dem geliebten Schöpfer misfällig wären, seine Zuneigung zu verlieren, und mit diesen sein grösstes Glük zu verscherzen? Erkent man nicht in diesen Würkungen die ware Menschheit, und wäre es also nicht sehr natürlich, daß mit der Liebe gegen Gott eine zarte Behutsamkeit, nichts gegen die Endzweke und den Willen Gottes vorzunemen, aus Besorgung die Liebe des geliebten Schöpfers zu verlieren, verbunden sei? Diese lobenswürdige Behutsamkeit nenne ich im eigentlichsten Verstande die Furcht Gottes, und könte man also

Gott

Gott lieben, ohne ihn zu fürchten? Diese Furcht Gottes ist das sichtbarste Kennzeichen einer lodernden Liebe, und sie ist allemal desto grösser, ie grösser die Liebe ist. Wir sind klare Spiegel der Gotheit, wenn man aus uns und unsern Bemühungen die Neigungen, und den Willen der Gotheit erkennen kan, und wären wir also nicht in der That Spiegel unsers Schöpfers, wenn wir Gott fürchteten? Könten wir also erschaffen seyn, ohne eine Verbindlichkeit zu haben, die Liebe gegen unsern unendlichen Wolthäter so weit zu erheben, daß sie eine so zärtliche Furcht gegen ihn erzeuge? Nimmer mehr! Nie kan man sich einen so sorgfältigen Menschen, wie ihn die Furcht Gottes erfordert, vorstellen, ohne den unvermeidlichsten Schlus zu machen, daß das Bild von Gott seine Seele auf die äusserste Art gerürt haben müsse, und die Zufriedenheit und das innerliche Vergnügen, welches man einer solchen Person in sorgfältiger Erfüllung ihrer Pflichten, so zu reden, an Augen ansehen kan, läst uns nicht zweifeln, das Bild der Gotheit müsse den allerschönsten Reiz haben, und durch seine Schönheit ihre Anschauer auf die angenemste Art einnemen. Man wird tausend Wünsche in sich fülen, dis Bild des Schöpfers auch zu betrachten, und es wird ein eifriges Verlangen aufkeimen, die Gotheit kennen zu lernen, und sich um ihre Bekantschaft zu bemühen. O! seelige Wünsche! die ihr unmittelbar zur Glükseeligkeit hinfüret. Auf die Art erbauet der, der Gott fürchtet, auf eine lebendige Weise, und durch sein Beispiel. Denn seine Sorgfältigkeit hat auch

im

im äussern so viel schönes, daß sie würklich den wildesten Seelen gefallen mus. O! lassen Sie uns Gott fürchten Namsel! und wir sind reizende Spiegel der Gotheit.

Zwo Fragen sind es, die ich bei dieser Gelegenheit entscheiden mus. Die erste: darf mit der Furcht gegen Gott eine Aengstlichkeit und Unruhe des Gemüts verbunden seyn? Es gibt in der That gewisse Leute, die ungemein redliche Herzen besizen, und bei denen sich eine gewisse Aengstlichkeit zu finden scheinet, wenn sie auch so zu reden noch so gut mit ihrem Schöpfer stehen. Ich weis kaum, was ich von diesen Leuten denken sol, und es deucht mir immer, daß eine Schwachheit ihrer Natur, und einiges Versehen in der Kindheit bei ihnen sich äussere. Vieleicht ist ihre Furcht gegen Gott mehr eine Würkung der Besorgnis vor Straffen, und einer daher entspringenden Zweifelhaftigkeit, ob die vorkommende Handlung Gott gefällig, oder misfällig sei, als eine Würkung der zufriedenen Liebe. Ich betrübe mich allezeit darüber, wenn man iungen Seelen, die die Natur empfindlich und zärtlich gebildet, gleich mit den ersten Vorstellungen von Gott fürchterliche Bilder und Ideen von seiner Strafgerechtigkeit einflösset. Es ist nur gar zu gefärlich, und eine blosse Unbedächtlichkeit in diesem Falle, die iungen Geister desto sicherer zu der Beobachtung der Pflichten anzufüren, thut den unersezlichen Schaden, daß diese Seelen nur gar zu früh eine sklavische Furcht gegen Gott einsaugen, und zu einer aufrichtigen Liebe ganz ungeschikt gemacht werden.

Sie

Sie stellen sich durch Hülfe ihrer eignen Einbildungskraft das liebreichste Wesen gleichsam als einen Barbaren und Tyrannen vor, dessen blosser Eigensin und Herschsucht von ihnen Pflichten erfordere, und der den Augenblik in Zorn gerate, und sich rüste, mit den fürchterlichsten Straffen auf sie los zu werfen, so bald sie nur das geringste in der Beobachtung ihrer Schuldigkeiten verfähen. Diese der Gotheit sehr unanständigen, und unserer Glükseeligkeit feindlichen Ideen erstiken ganz natürlich alle Liebe gegen Gott, und erzeugen eine solche Aengstlichkeit, die wir bisweilen an den redlichsten Herzen entdeken. Weit gefehlt aber, daß sie sich bei einer Furcht Gottes, die aus einer dringenden Liebe entspringt, finden solte. Die Liebe kent keine Qual; sie ist immer heiter und zufrieden, und das höchste Wesen komt ihr als der beste Vater vor, der mit unvermeidlichen Schwachheiten und Fehlern eine schonende Geduld habe. Wie ist es da möglich, daß eine Aengstlichkeit entstehe? Allein solte es bei dieser waren Furcht dennoch nicht erlaubt seyn, auch einige Rüksicht auf die Straffen zu haben? Warum das nicht? Aber doch so eine Rüksicht, die selbst aus der Liebe entspringt. Es geht auf die Art zu, Mamsel! Ein warhaftiger Liebhaber erkent alle grossen und notwendigen Eigenschaften der Gotheit, und er sieht ihr genauestes Verhältnis ein. Kan es ihm daher verborgen bleiben, daß Gott eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit besize, und daß er also böse Handlungen straffen müsse? Allein mus nicht ein Liebhaber Gottes zugleich rürend überzeugt seyn,

daß

daß es der ewigen Gütigkeit so recht nahe gehe, wenn sie straffen mus; Geschöpfe mit Uebeln belegen, die sie zur ungestörtesten Freude hervorgebracht. Dis weis ein Liebhaber Gottes, und er weis zugleich, daß die Gerechtigkeit auch ihn straffen müste, und zwar ungerne. Dürfte man also wol nicht nur einen kleinen Grad der Liebe annemen, um zugleich eine Behutsamkeit zuzugeben, nichts dem Geliebten misfälliges zu thun, blos um zu verhüten, daß der Schöpfer so zu reden nicht das Misvergnügen empfinden müsse, zu Straffen zu greiffen? Eine zärtliche Liebe thut alles, damit ihr Geliebter nicht die geringste Ursach habe misvergnügt zu seyn, und eben diese Straffen kommen ihr desto unerträglicher vor, weil sie der geliebten Gütigkeit und Gerechtigkeit selbst nahe gehen. Von dieser Seite ist die Furcht Gottes gewis ungemein glänzend; aber ich behaupte zugleich, daß es ihr nicht schlechterdings zuwieder sei, neben ienen reinen Bewegungsgründen auch auf die Empfindung der Straffen zu sehen. Es ist uns nur gar zu natürlich, das zu verabscheuen, was Uebel nach sich ziehet, die wir vorher erkennen können. Straffen stören unsere Glükseeligkeit, das Vergnügen, das wir aus dem Anschauen der Gotheit schöpfen. Ein Liebhaber des Schöpfers weis, daß er in der grösten Glükseeligkeit seinem geliebten Herrn am allermeisten gefalle, und er mus notwendig die Straffen teils an sich, teils weil sie das Gefallen der Gotheit vermindern, verabscheuen. Man kan auch Straffen fürchten, wenn man noch so zärtlich liebet.

Dis ist die erste Pflicht, die unmittelbar aus der Liebe gegen Gott hervorquilt. O! folgen Sie mir, Mamsel! in den Betrachtungen eines rechtschaffenen Liebhabers der allergrössesten Schönheit. Einem solchen Menschen ist es die grösseste Lust an die vielen Wolthaten des Schöpfers zu gedenken, und es bedarf nur wenig Zeit, diese gemustert zu haben, um schon eine so grosse Menge derselben in Vorstellungen in seiner Seele anzutreffen, daß sie gleichsam nicht mehr Plaz in derselben finden können. Die Seele fliest gleichsam über von ihren Vorstellungen und Empfindungen, und mit ihnen vereinigen sich gewisse Regungen, die man nicht beschreiben kan, die aber unser Herz viel zu enge machen, iene reizenden Empfindungen in sich allein zu verbergen. Sie zwingen die Seele, ihre Erkentnis der Wolthaten dem Wolthäter vor Augen zu legen, und ihm ihr empfindlichstes Gerürtseyn zu wissen zu thun. Diese Regungen, dieser Zustand des Herzens ist die ware Dankbarkeit, und aus ihr fliest die ungemein beruhigende Begierde, bei nahe der ganzen Welt die Wolthaten zu erzälen. Diese Erzälung nenne ich die Dankfagung. Beide sind so genau mit einander verschwistert, daß sie gar nicht ohne einander seyn können, und ich behaupte schlechterdings, daß man keine ware Dankbarkeit füle, wenn nicht die Begierde, unsere Regungen zu erkennen zu geben, zu gleich erwekt wird. Unsere Seele wird so zu sagen leichter, und die sanfteste Zufriedenheit mit sich selbst verbreitet sich über sie. Wir sind warhaftig glükseelig, Mamsel! wenn ein glükliches Gerürtseyn

von

von Dankbarkeit von uns eine frohe Danksagung auspresset. Aber sind wir nicht auch zugleich glänzende Spiegel der Gotheit? Kan nicht ein ieder die unbegreifliche Gütigkeit Gottes an uns erkennen, deren Grösse es allein gewesen ist, welche so rürende Regungen in uns erzeugt hat? Sind wir dazu erschaffen, die grossen Eigenschaften des Schöpfers an uns sichtbar zu machen, so schliesse ich mit der grössesten Gewisheit, daß wir nicht erschaffen seyn könten, wenn es nicht unsere Pflicht wäre, die Liebe gegen das höchste Wesen so weit zu erheben, daß sie eine fromme Dankbarkeit in unserm Herzen gebäre, und durch diese eine frohe Danksagung hervortreibe, welche uns zu schönen Spiegeln der Gotheit machet. Neulich hörte ich meinen Freund Damon diese Pflicht erfüllen, und ich mus gestehen, daß ich auf das äusserste bewegt wurde. Ich wolte ihn besuchen, und um seine Freude desto gröser zu machen, schlich ich mich mit der grössesten Behutsamkeit bis an sein Wohnzimmer. Eben da ich es eröfnen wolte, hörte ich darinnen sprechen. Ich vermutete Gesellschaft, und wolte mich schon anschiken, zurük zu gehen, als ich einen Ausruf von Damon vernam, der mich aufmerksam machte. Herr der Welt, wie danke ich dir, rief er mit einem Tone, der einen ungemeinen Ernst des Herzens ausdrukte. Izt nahete ich mich wieder, und hörete folgende Worte: Herr wie danke ich dir? viel zu klein bin ich, nur den tausendsten Teil deiner Wolthaten zu fassen. Verdiente ich sie auch? Bin ich auch wert daß du mich so sehr liebest? Mein Herz sagt nein,

und ich empfinde die ganze Warheit dieses Ausspruchs. Doch ich bin dein Geschöpf, und deine Liebe zieht mich ganz zu dir. Lasse dich herab, Herr! Güte des Himmels senke dich in mein Herz, es schlägt dir frohlokend entgegen; nim mich zum Opfer, mich ganz mit allem dem, was ich durch deine Grosmut habe. Kein Tropfen Blut rolle weiter, oder er zeuge von deiner Güte gegen mich, und mein Herz thue keinen Schlag mehr, oder er sei ein Zeichen deiner grossen Eigenschaften. O! daß doch eine iede von meinen kleinsten Handlungen dich preisen, und deine Gnade verkündigen mögte. Schöpfer! deine Güte hat mich durchdrungen, mein Herz ist zu klein zu meinen Empfindungen, und eine süsse Erstaunung verhindert mich, mich auszudruken. O! lächele mir dein Wolgefallen zu, anbetungswürdigster Schöpfer! las mich an deiner Freundlichkeit sehen, du erkenneteſt alle die hüpfenden Regungen, die ich nicht auszudruken vermag. Gott! mein Herz gehöret dir, du hast ihm durch unaussprechliche Wolthaten eine Kraft, einen überwiegenden Schwung mit geteilet, sich zu dir zu erheben. Prüfe es, es ist aufrichtig, aber zu schwach, sich auszudrüken. = = = Ja! es ist aufrichtig! sprach ich, indem ich hinein trat, und Damon in eine heilige Entzükung geraten zu seyn schien; Ich bin gerürt Freund! und ich preise mit dir die Güte des Schöpfers. Damon blieb vergnügt, und unsere Seelen vereinigten sich immer genauer. Ich hätte mehr, als ein Barbar seyn müssen, wenn mein Herz nicht durch die Grösse des Schöpfers, die Damon nur unvolkommen aus-

drukte,

drukte, auf das zärtlichste erweicht worden wäre. Damon war mir ein Spiegel der Gotheit, der weniger einnam, als bezauberte. Wie würde Ihnen zu Mute gewesen seyn, Mamsel! wenn Sie den Damon auf die Art mit der grössesten Redlichkeit hätten danksagen hören. Seine ganze Seele muste vol, ganz vol von den anziehendsten Empfindungen seyn; denn Niemand war um ihn, und er vermutete auch niemand. Blos die Menge der lebhaften Regungen, die nicht mehr in seiner Seele Raum hatten, trieben ihn an, iene Worte auszusprechen; und o! Schade! daß keine Sprache so volkommen ist, den Zustand unseres Herzens nach allen seinen Teilen und Bewegungen auszudrüken, und so viele Worte man in dieser Verfassung ausspräche, eben so viel Pfeile würden auf das Herz des undankbaren abgeschossen werden, die es verwundeten; aber eben so viel erquikende Balsamtropfen würden sie der Seele tugendhafter Liebhaber Gottes seyn. Können Sie unempfindlich bleiben, Mamsel! und spüren Sie nicht schon die dringendste Geneigtheit, die Danksagung als Ihre Pflicht anzunemen?

Bis so weit mus Ihnen ohne allen Zweifel das Bild eines ächten Liebhabers Gottes ungemein reizend vorgekommen seyn, und Sie werden es gewis nicht weniger schön halten, wenn ich Ihnen noch die dritte Pflicht, welche unmittelbar mit der Liebe Gottes verbunden ist, vorstellen werde. Ist es nicht weltbekant, daß uns die Liebe zu Lobrednern des Geliebten mache? Zweifeln Sie nicht daran Mamsel! Natur und Erfarung bestätigen iene Warheit.

Wird ein Freund von den Volkommenheiten seines Freundes schweigen? Oder wird er nicht bei allen Gelegenheiten beredt genug seyn, sie andern anzupreisen, und sie ihnen unter dem besten Gesichtspunkte sichtbar zu machen? Das Bild seines Geliebten ist ihm gar zu schön, und er schäzt es volkommen wert, daß es von allen bewundert und erhoben werde. Dieser Gedanke ist viel zu rürend, als daß er seine Zunge nicht überaus beredt machen solte, die Vorzüge seines Freundes überal in Ruf zu bringen, und sein Vergnügen an denselben erhält den entzükendsten Zuwachs, wenn er bemerken kan, daß andere eben so vorteilhaft urteilen, als er. Das lehrt uns die Erfarung und unsere Natur. Und eben so denkt ein ächter Liebhaber Gottes. Sein Schöpfer ist sein bester Freund, und seine Eigenschaften sind die grösten, die nur gedacht werden können; denn sie sind unendlich. Sie haben die stärkste Kraft auf sein Gemüt, und gleich vom Anfange würkten sie die Ueberzeugung, daß sie für die ganze Welt gehöreten, und daß alles darum erschaffen sei, damit sie in einem unendlichen Glanze bekant würden. Die Liebe ist auf das äusserste sorgfältig, sich ihrem Geliebten gefällig zu machen, und kan es daher fehlen, daß sie sich nicht bemühen solte, die überaus vortreflichen Eigenschaften ihres unendlichen Freundes, und seine unaussprechlichen Verdienste um die Welt, überal auszubreiten, und mit dem grössesten Eifer zu erzälen? Sein Mund wird ganz gewis überfliessen von lauter entzükenden Schilderungen, daß der Schöpfer der Welt das schönste, volkommenste und

liebens-

liebenswürdigste Wesen sei. Er wird mit der beredtesten Zunge, die seine Empfindungen treiben, die grossen Werke der Almacht, Weisheit, und Güte rümen; er wird sie zur Bewunderung darstellen; er wird die ganze Welt zur Betrachtung, und zum Preise des Schöpfers auffordern; er wird seinen besten Freund, den Herrn der Welt loben, und er wird seine Pflicht erfüllen. So wird er ein lebendiger Spiegel der Gotheit; denn unsere Vernunft hat uns gelehret, daß, wenn es Handlungen gäbe, die ganz unmittelbar darauf abzieleten, daß Gott in der Welt erkant, und bekant würde, man vorzüglich schuldig sei, sie als ein Spiegel der Gotheit vorzunemen. Lassen Sie uns den Herren loben; denn wir sind dazu erschaffen!

Aber wie Mamsel! ist es mit einem heimlichen Lobe genug? mit einem Lobe, das der Schöpfer nur allein höret? Ich werde Ja sagen, wenn uns die Gelegenheit fehlet, ihn öffentlich zu preisen. Allein zeigt sich eine gute und bequeme Gelegenheit, auch öffentlich in das Lob des Schöpfers auszubrechen, so halte ich es schlechterdings unsere Schuldigkeit zu seyn, es zu thun. Denn alsdenn sind wir Spiegel der Gotheit, die von vielen zugleich gesehen werden, und erfülten wir alsdenn nicht unsere Pflicht auf eine weit sichtbarere, und einleuchtendere Art? Eine öffentliche Erzälung der Wolthaten, und der damit vereinigten Eigenschaften Gottes ist gleichsam eine öffentliche Genugthuung, welche wir der Gotheit leisten, und eine Handlung, welche uns öffentlich unseres hohen Ursprunges würdig macht. Die Klug-

heit aber mus uns die Fälle lehren, in denen wir dieses thun dürfen. Und ich behaupte, daß man auch zur Unzeit loben könne. Doris ist eine Betschwester, eine verstelte Heilige, welche bei iedem Besuche ihrer Freundinnen, und in den lustigsten Gesellschaften allezeit Predigten halten, und wenn sie sich sat gelästert, den Herrn der Welt auf eine abergläubische Art loben wil. Nicht selten veranlast sie zu muntere Personen, sich ihr auf eine lächerliche, und bisweilen unverantwortliche Weise entgegen zu sezen. Thut sie recht, oder unrecht? Allerdings das leztere; sie wird pedantisch, und auf eine bedaurungs würdige Art gezwungen in ihrem Lobe. Ich tadele sie, und sie verdient es; denn sie ärgert mehr mit ihrem Lobe, als daß sie erbauet. Sie gibt zu Spöttereien, und Sünden Anlas, welche gewis unterblieben wären, wenn sie nicht unbedächtlich mit einem erzwungenen Lobe heraus bräche. Die Liebe ist in diesem Stüke viel zu zärtlich, und sie wartet der guten Zeit, wo ihr Lob eindringen kan, am wenigsten aber geschikt ist, Handlungen hervor zu loken, welche dem Schöpfer misfällig sind. Sind Sie aber Mamsel! unter ihren schöner: Gespielinnen, die eben so tugendhaft, als Sie sind, und zeigt sich eine gute Gelegenheit in Ihrem Gespräche, o! so reden Sie ia von dem Lobe Gottes. Er ist Ihnen gewis gegenwärtig; und das Lob, welches von schönen Seelen, und von schönen Lippen ausgesprochen wird, rürt gewis noch eins so stark, und dringt noch eins so tief in die Herzen. Können Sie durch ein wol angebrachtes Lob der Gotheit schöne Herzen

Gott

Gott gewinnen, o! so haben Sie doppelte Verdienste.

Merken Sie Mamsel! daß die Klugheit unserm ganzen Leben erst die rechte Zierde geben mus, und daß keine Handlung so gut, so schön sei, die nicht ein Mangel der Klugheit verstellen, und tadelhaft machen könte. Darin zeigt sich erst die Tugend, die Schönheit unserer Seelen, in ihrer ganzen Grösse, wenn alle Umstände, und alle Beschaffenheiten der Zeiten und Personen mit unsern pflichtmässigen Handlungen auf das angenemste harmoniren. Denn amen wir den Schöpfer im sichtbarsten Grade nach, dessen unendliche Weisheit doch allemal, die geschikteste Zeit zu erwarten sich gefallen läst. Denn sind wir reine Spiegel der Gotheit, in denen ihr Bild mit himlischen Glanze funkelt, und denn sind wir Abdrüke eines Wesens, das sich nicht schämen darf, uns unsern Ursprung gegeben zu haben. So leuchtet die Tugend im reizendem Bilde.

O! mögte ich Sie doch einmal in diesem angenemen Geschäfte sehen; es würde Ihnen auf eine unvergleichliche Art zu lassen, und Sie würden mit unwiederstehlicher Macht entzüken

Ihren

ergebensten Freund.

Drei und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Wie? Sie schreiben mir nicht einmal, und Sie haben doch schon wieder eine Briefe empfangen? Beinahe ahndet es mir, daß Ihr zärtliches Herz noch zu vol von Empfindungen gegen Ihren gütigen Schöpfer sei, als daß es geschikt wäre, Briefe zu schreiben. Aber versuchen Sie es einmal, in diesem Zustande einen Brief aufzusezen, und entdeken Sie mir Ihre Empfindungen. O! wollen Sie es thun? Ich sage Ihnen schon zum voraus Dank dafür; denn gewis in meinem Leben werde ich keinen schönern Brief gelesen haben. Ich werde alsdenn das Glük haben, die Welt aus dem Munde und an dem Beispiele des schönsten Frauenzimmers zu überzeugen, daß es das seeligste Vergnügen sei, von seinen Verbindlichkeiten überfüret zu seyn, und lauter sanfte Züge zu fülen, diese Verbindlichkeiten in Ausübung zu bringen. Ich werde mich bemühen, Mamsel! Ihre Empfindungen nicht schwächer werden zu lassen, und eben bin ich im Begrif, Ihnen eine Pflicht zu schildern, in deren Beobachtung man unmöglich kaltsinnig seyn kan, weil sie uns zur waren Glükseeligkeit füret.

Eine lebhafte Erkenntnis und Ueberzeugung von den hohen Eigenschaften Gottes und ihrem ungemein tröstlichen Verhältnisse gegen die Welt, und

die

die Schikſaale aller Menſchen wird denienigen bewunderungs würdigen Zuſtand hervorbringen, den ich Ihnen izt an dem Beiſpiele der liebens werten Belinde ſchildern werde. Finden Sie ihren Charakter reizend, ſo denken Sie doch noch immer dabei, daß er an ſich ſelbſt noch ungleich beſſer ſei, als ich ihn entwerfen kan. Belinde iſt von vornemen Eltern geboren, und nach den beſten Regeln der Sittenlehre von früher Jugend auf erzogen worden. In dem zarteſten Alter, in der beſten Zeit, ordnete man ihre Triebe und Fähigkeiten, und lehrete die Vernunft ſehr frühzeitig herſchen. Man bildete ihre Seele eben ſo ſchön, als die Natur ihren Körper gebildet hatte. Kaum war ſie vermögend ſich von unkörperlichen Dingen Begriffe zu machen, ſo fürte man ſie dazu an, überal den Schöpfer zu erbliken, und man prägte in ihre zarte Seele ein unvergleichlich reizendes Bild der Gotheit, das ſie gar bald auf das zärtlichſte liebgewan. Schon als eine kleine Schöne von acht Jaren wuſte ſie auf das einnemendſte von Gott zu reden, und wenn man ſie ihrer Tugend und Schönheit wegen lobte, ſo antwortete ſie: ich thue nichts mehr, als was eine liebe Tochter ihres Schöpfers thun mus, und ſolte ich ihm nicht volkommen zu Gefallen leben, da er mich alle Augenblike ſo reichlich beſchenkt? Sie war beſtändig munter, und wenn ihre Eltern ihr die Gröſſe der Liebe des Schöpfers ſchilderten, o! ſo war ſie ungemein aufmerkſam, ihr Herzgen ſchlug vor einer Freude, und endlich brach ſie gerürt aus: o! Mama! ich wil alle mein Lebtage Gott lieben, und

mir

mir alles gefallen lassen, was er über mich beschlos-
sen hat. Das that auch dieser kleine Engel, Mam-
sel! ohnerachtet er viel wiedrige Schicksaale erfaren
muste. Eben war Belinde zwölf Jar alt gewor-
den, als die unergründlichen Absichten der Vorse-
hung ihr ihren lieben Vater entrissen. Er war ein
warhaftig vernünftiger Man, und noch auf seinem
Todbette stärkte er den schönen Geist der Belinde.
Es ist nur gar zu menschlich, daß bei dergleichen
Fällen die ganze Seele in Bewegung gerät, und
freilich schien Belinde beinahe zaghaft zu werden.
Allein die zu rüren gewonten Reden ihres sterben-
den Vaters stärkten sie wieder. Er wuste die Liebe
gegen Gott anzufeuren, und die seeligen Eindrüke
derselben zurük zu ruffen. Sie näherte sich seinem
Bette, küste seine Hand, und sprach mit gebroche-
nen Worten: Adieu lieber Papa! wil Sie denn
der liebe Gott bey sich haben, und sol ich Sie nicht
mehr sehen, so wil ich mich zufrieden geben. Im
Himmel sehen wir uns doch wieder, und ich wil
mich allezeit als ihre liebe Tochter, wenn Sie auch
nicht mehr da sind, auffüren. Ich wil immer an
Sie gedenken, und Sie gedenken doch auch an mich?
Ich glaube es gewis, wie Sie mir gesagt haben,
daß der liebe Gott nunmehro mein Vater seyn
wird. Ich will ihm eben so gehorchen, als Ihnen,
und gerne alles thun, und leiden, was er haben wil.
Adieu lieber Papa! denken Sie = = = Hier kam die
Natur zurük, und man muste sie von den Händen
ihres Vaters, die sie benezte, losmachen, und entfer-
nen. Nachher gab sie sich bald zufrieden, und wenn

das

das Gespräch hierauf kam, so pflegte sie zu sagen: mein Papa ist glüklicher als wir; der liebe Gott hat gewolt, daß er näher um ihn seyn solte, und er vertrit unterdessen seine Stelle an mir. Dis sagte sie mit der zuversichtlichsten Miene. Belindens Mutter hatte nur sehr nothdürftig zu leben übrig behalten, und tausend Wünsche musten dieserwegen Belinden versagt werden. Allein darüber ward sie nicht böse, und sie lies sich den Augenblik beruhigen, wenn man ihr nur sagte, daß wenn es ihr gut wäre, der liebe Gott, ihr gütiger Vater, schon so viel Kosten bescheeret haben würde, daß sie es bekommen könte; izt aber, da das nicht wäre, so müste sie glauben, daß es ihr nicht zuträglich sei. Sie wuchs zu aller Verwunderung heran, und wenn man sie zu bedauren schien, daß sie es andern von ihrem Stande nicht gleich thun könte, so war sie unter vernünftigen Bekandten so gleich mit der Antwort fertig, (denn sonst schwieg sie, ohne gerürt zu werden:) Mein Vater ist der allerreichste Gott, und gefiele es ihm, daß ich so seyn solte, wie andere, so wäre es ihm eine Kleinigkeit, mich reicher zu machen, als alle andere. Ich fordere nichts mit Ungestüm von ihm; denn was zu meiner Glükseeligkeit dient, das weis er am besten, und das gibt er nur auch recht gerne. Gefalle ich ihm nur, so fehlt mir gewis nichts. Man tadelt mich nicht, denn ich habe vor mich nichts, aber man tadelt den Schöpfer, von dem ich alles habe, und ich glaube nimmer mehr, daß man daran recht thue. Nie hörte man aus ihrem reinen Munde die Klagen ausgehen: Warum hat mich Gott

nicht

nicht in einem geringern Stande geboren werden lassen, wenn er mich in einem höhern nicht gehörig erhalten kan? Warum hat er mir meinen Vater genommen, durch dessen Vorschub ich volkommen vermögend gewesen, alles zu bestreiten. Nein! was ihr von der Vorsicht geschahe, das nam sie mit der grössesten Gelassenheit und Zufriedenheit an. Sie liebte ihren Schöpfer, und das Bild seiner Gotheit hatte sich so tief in ihre schöne Seele gedrukt, daß sie vollkommen überzeugt war, daß das, was ihr wiederfüre, nach dem schönsten Plane ihres Lebens ihr nicht anders wiederfaren könte. Tausend Wünsche mislungen ihr, und sie schämte sich so zu reden, daß sie ihr aufgestiegen, weil sie sahe, daß sie die Vorsicht nicht billigte. Sie unterwarf ihren Willen dem Willen des Schöpfers und Regierers der Welt; sie murrete nicht; sie beneidete niemand, und sie konte es mit der grössesten Gelassenheit ansehen, daß tausend Andere tausend Vorzüge vor sie hatten, ohne daß sie es werth zu seyn schienen. Einem ieden gönte sie sein Glük; denn sie betrachtete alle als Kinder eines Vaters, der alle gleich liebte, aber wegen der Verschiedenheit ihrer Umstände, und der Absichten, die er an ihnen erreichen wolte, die Güter nach verschiedenen Grössen austeilen müste. So lebte Belinde ungestört beglükt bis in ihr zwanzigstes Jar, da sie die Vorsicht stark genug achtete, ohne allen Beistand und Hülfe die Tugend reizend funkeln zu lassen. Sie nam ihr ihren besten Beistand und ihren erquikendsten Trost, ihre liebe Mutter. Diese starb als eine grosmütige Heldin, und

ihre

ihre Tochter trükte ihr eben so grosmütig die so lieben Augen zu. Hier war die höchste Probe ihrer Standhaftigkeit, aber bei ihr auch der höchste Grad der Tugend ihrer schönen Seele. Ich bin zu schwach, den Abschied dieser beiden Personen lebhaft zu schildern, und ich wil lieber schweigen. Tränen flossen von beiden Seiten, und diese zurük zu halten, hiesse der Menschheit die äusserste Gewalt anzuthun, und sie bis zur Barbarei zu erniedrigen. Allein mit diesen Tränen, die Opfer der Natur waren, verbanden sich keine ausschweiffenden Leidenschaften, und keine Raserei der Affekte. Man kan allerdings zärtliche Tränen vergiessen, ohne durch unordentliche Affekte zerrüttet zu werden. O! arme Belinde, die von allen Freunden verlassen zu seyn schien, aber die doch eine liebe Tochter der Vorsicht war. Ein grosmütiger Onkle nam sie zu sich, durch ihre Gelassenheit und Ergebenheit ihres Willens in den Willen der Vorsicht gerürt, und ihre Umstände schienen auf einmal besser zu werden. Nie hörte man sie sich beschweren; im Glük dankte sie dem Schöpfer, und im Unglük ward sie nicht niedergeschlagen und kleinmütig. Die Vorsicht sorgt für mich, sprach sie, die Vorsicht, die ich, und die mich liebet, die mein Bestes weis, die mir auch das Beste gönt, aber deren Wege ich nicht zu erforschen vermag. Ich bin ihr Geschöpf, das blos von ihrer Gütigkeit lebet, und das nimmer mehr das, was ich besitze, zu fordern das geringste Recht hat. Sie kan mich erheben, und mich auf das äusserste erniedrigen, aber sie thut nur das, was sie gegen sich selbst am

besten

besten verantworten kan. Und hierbei verliere ich gewis nichts. Nein! warhaftig, die zufriedene Belinde verliert nichts. Ein Onkle, den ein entfernter Welttheil ihr unbekant machte, hatte durch die Fügung der Vorsicht ihr Unglük, und ihre Tugend erfaren, und er war grosmütig genug, ein Werkzeug zur Belonung der Standhaftigkeit Belindens zu seyn. Sein halbes Vermögen, das ungemein ansehnlich war, schikte er ihr auf die unvermuteste Art. Belinde ward gerürt, äusserst gerürt, sie dankte der Vorsicht mit klopfenden Herzen, und eilte dieses Geschenk ihrem Vetter, der sie bisher versorgte, zu überbringen. Dis gehört Ihrer Grosmut, Onkle! die mich aufnam, da ich nichts hatte, und da mich die Vorsicht reich gemacht, so kan ich es schlechterdings nicht seyn, ohne daß sie es auch werden. Ich bin unverändert, allezeit dem Willen der Vorsicht, und ihren Befehlen folgsam, und damit zufrieden. Nemen sie es an, die Vorsicht hat mir die Freude machen wollen, ihnen mein Herz, und mein Gut anzubieten. Ich thue es, antwortete er, aber nur in der Absicht, ihnen meine Tochter! gefällig zu seyn. Nun erzeigen sie mir auch den Gehorsam, und nemen sie dis Geld, und noch etwas weniges dazu, das ihnen schon lange zugedacht war, von meinen Händen als ein Geschenk an. Das erfordert ihre Pflicht gegen mich. Belinde stuzte, oder vielmehr sie erstarte, sie seufzte, fiel auf die Knie, und sprach, Gott, den ich von Kindheit auf als meinen Vater verehret, du bist unbegreiflich; Unglük hat mich nicht beugen können, denn

das

das war mir noch alles begreiflich, aber das Glük beugt mich; denn es ist mir unbegreiflich. Vater! liebst du deine Tochter, so stärke mich, dis Glük zu ertragen, und belone die Grosmut meines Onkels. Wir verdienen es nicht, rief dieser gerürt, wir thaten nichts mehr, als was die Vorsicht von uns wolte. Diese hat für sie gesamlet, und es hat längst ihnen gehöret, aber izt ist nur erst der Zalungstermin gewesen. Belinde lieben sie noch ferner die Vorsicht, und sie müssen durchaus glüklich werden. Ohne Zweifel ward sie es. Kaum durchflog diese Nachricht das Land, als ieder urteilete, Belinde verdiene es, aber diese veränderte sich in nichts. Nicht lange nachher bewarb sich Floridon um sie: und beinahe hätte er sie erhalten. Belinde liebte ihn; allein die Vorsicht sorgte besser für sie. Floridon starb plözlich, und nach seinem Tode offenbarte es sich, daß Belinde unglüklich geworden wäre, da sie am glüklichsten zu werden schien. Floridon starb lasterhaft, und in den äussersten Schulden. Allein izt besizt Lysidor, der edle, vorneme, und erhabne Lysidor, ihr rechtschaffenes Herz, und beide sind ächte Lieblinge der Vorsehung.

Wenn Ihnen Mamsel! Belinde gefallen hat, so denken sie daran, daß es allein daher komt, weil sie eine so reizende Pflicht beobachtete. Es ist die Beruhigung in der Vorsehung Gottes, eine Pflicht, die uns der Zwek der Schöpfung offenbar auflegt, weil wir Spiegel der Gotheit seyn sollen. Wenn Sie die vornemsten Züge in dem Bilde der Belinde bemerkt haben, so werden Sie zugleich wissen, daß die

ganze Schönheit dieses Charakters darin besteht, daß Belinde mit allen Fürungen der Vorsicht sehr wol zufrieden war, ihre Fügungen billigte, nie murrete, sondern alle ihre Schiksale mit der grössesten Gelassenheit annam, weil sie von Gott bestimt waren. Und dis ist der ware Begrif dieser vorzüglichen Schuldigkeit. Wollen Sie nicht mit mir zugleich schliessen, daß wir nicht erschaffen seyn könten, wenn wir nicht verbunden wären, uns in der göttlichen Vorsehung zu beruhigen? Nichts ist gewisser, als daß die Ausübung der Vorsehung eben die Regeln und Bewegungsgründe habe, die die ganze Schöpfung der Welt hatte, und ich behaupte noch dazu, daß iene verehrungswürdigen Regeln in der Ausübung der Vorsicht ungleich sichtbarer werden, als in der Schöpfung selbst. Schuf Gott eine Welt, damit er seine Eigenschaften selbst offenbaren, und von seinen vernünftigen Geschöpfen offenbaren lassen mögte, so sind wir ganz gewis ungemein reine und lebendige Spiegel der Gotheit, wenn wir uns in den Fügungen der Vorsicht in Ansehung unserer Schiksale gelassen beruhigen. Die Bestimmung und Regierung menschlicher Schiksale ist ein Hauptgeschäfte der Vorsehung, und zweifeln Sie nicht, Mamsel! daß hierin die Gotheit sich in ihrer ganzen Grösse zeige. Es ist keine einzige anbetungswürdige Eigenschaft Gottes, die sich nicht, in den Schiksalen eines ieden lebendigen Geschöpfes, und am allermeisten der Menschen, so zu reden, recht sichtbar anschauen lasse, und der allerstärkste Grund, sich von dem Daseyn einer unendlichen Gotheit,

und

und einer algemeinen Vorsehung zu überzeugen, ist warhaftig eine redliche und aufmerksame Beurteilung seiner eignen Schiksale, und der Begebenheiten, die uns an andern Geschöpfen bekannt werden. Solten wir also nicht auf das äusserste verbunden seyn, auch unter diesem Verhältnisse die hohen Eigenschaften unseres Schöpfers teils selbst auf das lebhafteste zu erkennen, teils durch unsere Handlungen andern zu erkennen zu geben? Mus es nicht die Absicht unserer Schöpfung, die uns zu Spiegeln der Gotheit haben wil, erfordern, mit unsern Schiksalen zufrieden zu seyn, und die Wege der Vorsicht zu billigen? Die Liebe gegen Gott ist warlich noch nicht rechter Art, wenn sie noch nicht zureichet, unser Herz in den Fügungen der Vorsicht zu beruhigen. Reizt nicht das Bild der Belinde? sezt es uns nicht in eine süsse Bewunderung? und mus es nicht eine gleichsam unersätliche Begierde erweken, zu wissen, wie der Geist der Belinde bei allen seinen Schiksalen so gros, so ruhig, so vortreflich geworden? Die ganze Grösse der Erkentnis von Gott flieſt in der Beobachtung dieser Pflicht zusammen. Nie ist es möglich, Belinden zu bewundern, ohne auf die unendlichen Eigenschaften des Herrn der Welt, deren Einsicht die Seele Belindens beruhiget, zurükgefüret zu werden; und nie ist es möglich, sich in den Wegen der Vorsehung zufrieden zu geben, ohne dem Schöpfer ein Herz zum Opfer zu bringen, das ihm unendlich gefallen mus, und das es wert gewesen, von der höchsten Gotheit geschaffen zu seyn. Nie erfült man diese Pflicht, ohne der

Welt eine einleuchtende Probe darzu legen, daß die Eigenschaften Gottes die allerhöchsten, und grösesten sind; denn ieder vernünftiger schliest von Natur gewis, daß iener Stand der Beruhigung nicht ohne Ueberzeugung unendlich schöner Eigenschaften der Gotheit möglich sei. Lassen Sie uns einmal das Gegenteil dieser Pflicht sezen, und werden Sie nicht einen ieden Seufzer, eine iede Klage über ihre Schiksale für einen öffentlichen Tadel der Gotheit halten müssen? Beschuldigt nicht eine iede verdrüsliche Miene, die man den Fügungen der Vorsicht entgegen stelt, den Schöpfer entweder eines Mangels der Weisheit, oder eines Fehlers bei Austeilung der Schiksale, oder einer Lust am Unglük seiner Creaturen, oder eines unbedingten Eigensinnes, und eines despotischen Wilkürs, alles mögliche gute und böse mit seinen Sklaven vorzunemen? Was meinen Sie? hiesse dis wol nicht die höchste Gotheit lästern? Dürften wir glauben, daß der Schöpfer würklich so gros sei, als ihn alle Welt erkennen mus, wenn er diese Beschuldigungen nicht als Beleidigungen seiner Maiestät rächen solte? Ich wil aufhören, eine Verbindlichkeit weiter zu erweisen, welche ihrer Natur nach reizend, und unendlich ist, und ich sage nur noch dis, daß in der Vorsehung sich zu beruhigen, eben so viel sei, als die Gotheit in sichtbarem Glanze auszudruken, und der Welt ein Bild einer Glükseeligkeit darzustellen, welche nicht grösser seyn kan, und welche die heftigste Begierde nach sich erweken mus.

Verdiene ich nicht Ihren Beifal Mamsel? Und o! daß es doch nicht so wenig Belinden in der Welt gäbe! Schade um das menschliche Geschlecht, daß ihm die Beobachtung einer so beglükten Pflicht so unbekant ist! Wie herlich würde die Welt nicht seyn, wenn sie lauter Liebhaber der allerhöchsten Gotheit, und zufriedene Kinder mit den Fügungen der Vorsicht einschlösse! Denn wäre es eine rechte Herlichkeit, ein unaussprechliches Glük, lange in der Welt zu leben. Alle würden sich wie Geschwister lieben, und alle würden ihre Herzen auf eine Art vereinigen, die Menschen zu halben Göttern machte; denn die seeligsten Züge, welche sie gegen die höchste Gotheit trieben, trieben sie gewis auch gegen einander selbst. Doch was hilft es, sich Menschen einzubilden, die so schön als diese wären; es betrübt uns nur, sie in der That ganz anders zu finden. Ich räume es mit der grössesten Willigkeit ein, daß die Beobachtung der Pflicht, eine gelassene Beruhigung in den Wegen der Vorsicht in sich zu erweken, ungemein schwer sei. Allein Mamsel! diese Schwierigkeit verschwindet grossen Teils, wenn man so wol eine recht lebhafte Erkentnis der hohen Eigenschaften Gottes, als eine zärtliche Liebe gegen das höchste Wesen in sich entzündet hat. Indessen bleiben doch noch bei dem allen ein paar Ursachen zurük, die in der That unsere grösseste Aufmerksamkeit verdienen, und einen grossen Einflus auf die Schwierigkeit dieser Pflicht haben. Sie sind würkliche Hindernisse, und wir müssen uns bemühen, ihnen ihre Kraft zu nemen. Glauben Sie ganz gewis, dar-

um, daß die Absichten und Wege der Vorsehung bei unsern Schiksalen unerforschlich sind, und daß uns diese mehrenteils unvermutet betreffen, und endlich daß wir uns selbst einen Plan unserer Schiksale machen, ich wil sagen, uns unsern ganzen Lebenslauf schon selbst zum voraus entwerfen, eben darum wird es uns so schwer, die Wal der Vorsicht zu billigen. Die Erfarung Mamsel! ist vollkommen auf meiner Seite, und diese drei Ursachen hat mich eben eine genaue Beobachtung des menschlichen Herzens gelehret. Stellen Sie, ich bitte Sie, nur einmal diese Beobachtung auch an, und ich bin meiner Sachen so gewis, daß ich mich schon zum voraus auf Ihren Beifal freue. Allein wie heben wir diese Hindernisse? Wollen Sie meinem Rate folgen, so kan es auf folgende Art geschehen. Man überzeuge sich, daß man weder das geringste Recht, noch die geringste Geschiklichkeit habe, seinen Zustand und seinen Lebenslauf so zu bestimmen, wie es den Eigenschaften Gottes anständig ist, und das wird man doch schlechterdings einräumen müssen, daß der höchste Herr der Welt nichts thun und zulassen werde, als was er gegen sich selbst verantworten kan. Schuf er nicht darum eine Welt, damit seine Maiestät sich offenbaren mögte, und müste er nicht tausendfach fehlen, wenn er den Entwürfen der Menschen folgen solte? Hat nicht alles, was lebt, durch seinen freien Entschlus sein ganzes Seyn und Wesen, und woher entstünde nur ein Schatten des Rechts, sich die Schiksale zu wälen, die man haben wolle? Musten wir, aus der äussersten Notwendig-

keit,

Keit, der Güte und Weisheit des Schöpfers es schlechterdings überlassen, ob wir geboren werden solten, oder nicht, und wenn eher es geschehen solte, so müssen wir eben auch es diesen beiden unergründlich schönen Eigenschaften anheim stellen, was uns für Schikſale betreffen sollen. Die Weisheit und Güte und Heiligkeit Gottes darf nicht etwa nur an einer oder der andern Person gros seyn, sondern sie mus eine unendliche Grösse in Betracht der ganzen Welt, und in Ansehung aller Schikſale aller lebendigen Geschöpfe zeigen. Sie mus also die Begebenheiten aller nach den besten Regeln, und Absichten mit einander verbinden, und wie wäre es also möglich, daß sie sich nach den Entwürfen so kurzsichtiger Menschen, die in ihren allerkleinsten Handlungen und Proiekten zu fehlen gewont sind, richten könte? Sie beleidigte sich selbst, und das Glük der Menschen; denn mau kan eher bchaupten, daß diese ihrer waren Glükſeeligkeit zuwieder mehrenteils zu wälen pflegen. Ich halte es also in der That unerlaubt zu seyn, sich feste Entwürfe seiner künftigen Schikſale zu machen. Aber hiemit streitet es auf keine Weise, sich zur gehörigen Zeit, und den Absichten der Vorsehung gemäs, wozu ich in dem folgen die Regeln und Kenzeichen anmerken werde, eine Lebensart überhaupt zu erkiesen, ich wil sagen, sich zu einem Werkzeug, das der Schöpfer zu seinen selbst mutmaslich gemachten Absichten auf eine weise Art gebrauchen kan, geschikt zu machen. Allein das streitet damit, sich die Zeit und die Art, und Charakter und Ort festzusezen, auf welche und

in welchen man von der Vorsicht als ein Werkzeug gebraucht seyn wolle. Man überzeuge sich, daß die Wege der Vorsehung bei unsern Schiksalen schlechterdings unerforschlich seyn müssen. Denn dis ist einmal gewis, daß alle Eigenschaften des höchsten Wesens sich im unendlichen Grade durch die Regierung der Welt, und also auch durch die Begebenheiten in derselben offenbaren müssen, und eben daher geschicht es, daß der allerhöchste Beherscher auf unzäliche und unbestimbare Umstände, Absichten, und Maasregeln zugleich sehen mus, und nach der schönsten Harmonie aller dieser Dinge können erst die Schiksale eines ieden Menschen festgesezt werden. Unsere vernünftige Neigungen sind freilich davon nicht ausgeschlossen; allein sie müssen mit den andern Bestimmungsgründen erst in die beste Harmonie gebracht werden, ehe sie Gott zu erfüllen sich entschliessen kan. Freilich gehet es unzälich oft an, aber auf eine ganz unbegreifliche Art, und daher komt es eben, daß die Wege der Vorsicht so unerforschlich sind. Denn der Schöpfer übersiehet alles, und wir nichts; und was uns izt ein Unglük zu seyn scheinet, und für sich betrachtet, es auch wol ist, das enthält doch den Samen eines Glüks der Zukunft, das wir mit den grösten Freuden angreiffen, aber dessen Zusammenhang wir nicht einsehen, und das uns ohne ienes vorhergegangene Unglük gewis nicht hätte betreffen können. Der Schöpfer herscht unerforschlich, und er mus es thun, wenn er sich als ein unendliches Wesen beweisen wil. Man überzeuge sich endlich, daß die Vorsicht

nichts

nichts anderes, als das Beste beschliessen kan, und man verbinde mit dieser Ueberzeugung eine Aufmerksamkeit auf sich selbst, und eine Herschaft über Triebe und Affekte. Denn mag uns etwas noch so unerwartet betreffen, und wir werden allezeit in einer gehörigen Verfassung seyn, es mit Gelassenheit anzunemen. Es ist wahr, die ersten Empfindungen einer unerwarteten Begebenheit pflegen heftig zu seyn, allein sie verlieren ihre Kraft ganz gewis, wenn sie uns in einer so vorteilhaften Verfassung antreffen. Jene Ueberzeugung wird uns nicht fallen lassen; vielmehr unserer Seele eine Stärke verleihen, die sie unbeweglich macht. Und wäre es nicht leicht iene rürende Ueberzeugung zu erhalten? Bedarf man wol noch etwas mehr, als eine lebhafte Erkentnis der unendlichen Eigenschaften des Wesens, das wir nie aus dem Gesichte zu verlieren schuldig sind, und das nie erschöpft werden kan? Sehn Sie Mamsel! unsere Pflichten hangen auf das schönste zusammen, und eine bietet immer der andern die Hand, und teilet ihr so zu reden einen Schwung und eine Leichtigkeit mit.

Ich habe zwar schon ganz viel gesagt, aber ich kan mich doch nicht enthalten, Ihnen noch einige Betrachtungen zu verschaffen, welche meine vorigen Sätze auf eine einleuchtende Art bestätigen werden. Denken Sie nur, ich wil mich wagen, Ihnen den Plan der Schöpfung vorzulegen, und werden Sie die Gütigkeit haben, ihn recht mit Genauigkeit zu erwägen, so werden Sie nicht einen Augenblik anstehen dürfen, sich den Fürungen der Vorsicht mit

sanfter Zufriedenheit zu unterwerfen. Nichts seze ich mit mehrerer Gewisheit zum voraus, als daß die Welt nach dem allerschönsten Plane geschaffen worden, und daß das höchste Wesen diesen Plan schon von Ewigkeit her ausgebildet und geordnet habe. So wie ein wolgesinter Dichter, der einen tugendhaften Roman schreiben wil, sich vorher erst einen vollen Entwurf macht, wie alle Personen, alle ihre Handlungen, und alle ihre Begebenheiten nach seinen redlichen Absichten verknüpft werden sollen. Lassen Sie uns bei diesem Manne die Endzweke annemen, die Tugend in ihrer ganzen Schönheit, und das Laster verächtlich zu schildern, so wie sie ihrer waren Natur und der höchsten Warscheinlichkeit nach in dieser Welt seyn können. Was wird er als ein Weiser und nach allen Regeln thun müssen? Er erwält zu allererst eine hinreichende Anzal von Personen, und bei einer ieden nimt er einen ursprünglichen Charakter nach ihrer Natur und seinen Endzweken an. Alsdenn überdenkt er alle Begebenheiten und Handlungen, die einer ieden Person nach ihrem Charakter anständig sind. Doch nicht genug! Er mus alle Handlungen aller Personen, und alle ihre Schiksale so mit einander verbinden, daß teils iede etwas zu der Bestimmung der Handlungen und Schiksale einer ieden andern, teils zur Erreichung der Endzweke des Dichters beitrage. Hieraus entspringt die so angeneme Verwikelung der Begebenheiten, welche in iedem guten Roman bewundernswürdig seyn mus. Nur lassen Sie uns sezen, daß er zwölf Personen gebrauche, und

daß

daß aufs allerwenigste eine zwanzigfache Verknüpfung einer ieden und aller nur möglich sei. Was dächten Sie, werden wir behaupten dürfen, daß eine iede dieser Verwiklungen ihm gleich gut, und seinen Endzweken gleich gemäs sei? Nimmer mehr! Welche wird er wälen? Ganz gewis nur diejenige, wo alle Handlungen aller Personen, und alle ihre Begebenheiten nach den besten Regeln der Verknüpfung unter einander, und mit den Endzweken des Dichters auf das genaueste übereinstimmen. Und müsten Sie nicht einräumen, Mamsel! daß dieser Plan es auch nur allein verdiene, ausgefürt zu werden? Der Schöpfer ist gewis nicht weniger weise, und gleichsam weniger vorsichtig zu Werke gegangen, als er von Ewigkeit her den grossen Entschlus faste, eine Welt zu schaffen. Seine unendlichen Eigenschaften bewogen ihn dazu, und das allerheiligste und erste Gesez, wonach seine Weisheit sich richten muste, war dieses: daß die zu bildende Welt ein Spiegel aller der unendlichen Eigenschaften dieses grossen Wesens seyn solte. Gott wolte sich durch die Hervorbringung, Erhaltung, und Regierung der Welt als ein unendlich mächtiges, gütiges, heiliges, und gerechtes Wesen zeigen, und kein Teil darf also sich würklich in der Welt befinden, an dem man nicht alle diese unendlichen Volkommenheiten im gleich grossen Grade erblikken und bewundern kan. Sehen wir hauptsächlich auf die vernünftigen Creaturen, so schrieb die unendliche Gütigkeit der Weisheit noch eine so grosse Glükseeligkeit dieser Creaturen zum Endzwek vor, als sie

nach ihren ewig unverbesserlichen Regeln besizen konten. Nach diesen Gesezen wälte die Weisheit so wol die Anzal der zu erschaffenden Dinge, als auch die Dinge und Verbindungen selbst. Ein iedes Ding, und ein iedes Geschöpf hat seinen eignen Begrif, sein eignes Wesen, und diese Ideen waren von Ewigkeit in dem unendlichen Verstande Gottes ursprünglich gegenwärtig. Die Weisheit musterte sie, und nam von einer ieden Art und Gattung der möglichen Wesen eine hinreichende Anzal zur unendlichen Offenbarung der Macht, Güte, und ihrer selbst zur Würklichkeit heraus. Der unendliche Verstand wuste was ein iedes von diesen gewälten Wesen für Handlungen, und Begebenheiten zu erhalten fähig wäre. Er wuste noch mehr; er wuste die unbegreifliche Anzal aller möglichen Verbindungen aller dieser Wesen, und die davon gewis abhangenden Neigungen, Handlungen, Verhältnisse, und Schiksale eines ieden in einer ieden möglichen Verknüpfung so wol unter einander selbst, als im Verhältnisse gegen die ewigen Endzweke der Weisheit. Nun sezen Sie Mamsel! Sie und ich waren in unserm ursprünglichen Begriffe und Wesen von der Weisheit zur Würklichkeit gewälet worden, und nemen Sie nur einmal wegen der Schwäche unseres Verstandes an, daß nur tausend verschiedene Verbindungen für uns mit den übrigen Wesen möglich gewesen, in denen wir hätten geschaffen werden können, und werden Sie nicht einräumen müssen, daß wir in einer ieden Verbindung unter diesen tausenden bald einen andern Stand, bald eine an-

dere

dere Zeit, bald andere Eltern, bald andere Oerter, bald andere Lebensarten, bald mehr, bald weniger Güter, bald andere Neigungen, bald andere Handlungen, bald andere Schiksale, bald andere Freunde, bald andere Personen vor, neben, und nach uns hätten haben müssen? Unter diesen tausend Verknüpfungen war auch dieienige mit eingerechnet, die wir izt würklich erhalten haben, und lassen Sie uns den Grund zu entdeken suchen, warum die höchste Weisheit nicht eine andere von diesen tausend Verbindungen, und nur gerade die izige zur Würklichkeit zu bringen gewälet. Die Weisheit erkiest allezeit nach den höchsten und besten Gesezen, und ihre Wal sezt allemal die höchste und schönste Harmonie zum voraus. Merken Sie noch endlich dis, daß wir uns bei Entdekung dieses Grundes nicht etwa Stükweise nach einzelnen Abschnitten unseres Lebenslaufes, sondern im Ganzen, nach allen Teilen unseres ganzen Lebenslaufes zusammen in eins genommen betrachten, und auch zugleich ein aufmerksames Auge auf unsern Zustand nach diesem Leben richten müssen. Ist es nicht an dem, in einer ieden andern von diesen Verbindungen mus etwas gewesen seyn, das der Weisheit misfallen hat, und wie nun Mamsel? solten wir nicht auch das misbilligen, was der höchsten Weisheit nicht gefält? Verlören wir etwas dabei? und solten wir nicht in der That wünschen, würklich nur unter denienigen Bestimmungen und Begebenheiten zu leben, worin wir unserm Schöpfer am meisten gefällig sind? Glauben Sie sicher, in einigen von diesen Lebens-

läufen

läuffen hätten wir vieleicht zwar äusserlich einen grössern Stand, und mehr Güter besessen, aber entweder es war keine recht schikliche und harmonische Art da mit den übrigen Umständen und Personen, auf welche wir diese Güter hätten empfangen können; oder es war tausend Verdrus damit verbunden; oder es fehlte uns an bequemen und erlaubten Gelegenheiten, sie zu unserer würklichen Glükseeligkeit zu gebrauchen; oder wir würden sie gewis den Endzweken des Schöpfers zuwieder angewand haben, und er hätte uns also mit Straffen belegen müssen; oder der folgende Zusammenhang hätte uns nach seinen natürlichen Verbindungen eben so tief wieder erniedrigen müssen, als wir in dem vorhergehenden erhoben waren, und unsere Seele wäre doch nicht gros genug gewesen, diese Veränderung zu ertragen; oder unser Glük wäre doch in dem Zustande der Ewigkeit entweder gar unmöglich, oder doch kleiner gemacht worden. In einigen andern Lebensläuffen wären wir geringer und ärmer gebildet werden, aber dazu waren wir vieleicht mit zu grossen Kräften des Geistes versehen, die in andern Ständen den Absichten dee Vorsehung nüzlicher werden konten. Kurz! Mamsel! hier verlieren wir uns im unendlichen, und gesezt, daß uns nur drei verschiedene Lebensläuffe möglich gewesen, so würden doch schon die Gründe und Absichten, worauf die Weisheit nur bei dieser Wal zu sehen hätte, viel zu unzälbar und zu unübersichtlich seyn. In zween müste doch gewis ein Mangel der Harmonie aller Bestimmungen mit allen, und mit unserer

ferer Glükseeligkeit, und mit den unendlichen Endzweken der Vorsehung angetroffen werden; das heist, sie müsten für uns, für die Welt, und für den höchsten Beherscher der Welt schlechter gewesen seyn. Und was folgte daraus natürlicher, als daß derienige Lebenslauf, der würklich über uns beschlossen ist, in Betracht aller derienigen unzälichen, die uns möglich waren, für uns der glükseeligsie, für die Verknüpfung der Welt der harmonischste, und für den allerhöchsten Endzwek der Weisheit der regelmässigste, begerungswürdigste, und beste seyn müsse. Kan aber auf die Art wol irgend ein Grund zur Klage gegen die Vorsicht übrig bleiben? Der allerbeste Plan der ganzen Welt schlos auch zugleich den allerbesten Plan unseres Lebenslaufes ein; der allerhöchste Wille desienigen, der uns auf das zärtlichste liebet, beschlos uns unter dem schönsten und besten Lebenslauffe zur Würklichkeit zu bringen, und alle Schiksale, die uns nach nnd nach betreffen, sind uns nach dem besten Plane bestimt. Sehen wir gleich ihre Verbindung nicht ein, so kommen sie doch von den Händen unseres liebreichsten Vaters, und sie sind entweder, wenn sie unglüklich zu seyn scheinen, die möglichst gelindesten Strafen für unsere Uebertretungen, oder ein Keim eines grösseren Glükes, oder sie sind nach den Verbindungen der Welt nach den besten Regeln unvermeidlich gewesen, und unsere Seele darf sich sicher freuen, daß sie ihr durch ungleich grössere glükliche gewis ersezt werden werden. Es sei nun, welches es sei, so wird uns doch unser eigen Herz zwingen zu sagen,

daß

daß wir damit zufrieden zu seyn die allerhöchste und grösseste Ursach haben.

Und vieleicht Mamsel! haben Sie auch einige Ursach mit meinem Briefe zufrieden zu seyn; wenigstens lang genug ist er. Allein das ist eine ganz andere Frage, und ich wünschte sie wol mit Ja beantwortet zu lesen: ob Sie zufrieden, und ein bisgen geneigt wären

Ihrem

ergebensten Freund?

* *

Vier und zwanzigster Brief.

Mein Herr!

Würde ich wol anders gekont haben, als auf das zärtlichste gerürt zu werden? Waren nicht die mir vorgelegten Gegenstände gerade zu dieser Würkung volkommen geschikt? Ich erinnerte mich wieder an Julianchen, ich erblikte den liebenswürdigsten Schöpfer an einem ieden seiner Geschöpfe, und ich mus es nur bekennen, meine Augen flossen von Tränen über, und mein Herz klopfte mit den heftigsten Schlägen. Tausendmal danke ich Ihnen, daß Sie mir durch Ihre Briefe zu diesen Empfindungen verholfen haben. Ich habe sie in meinem Leben nicht angenemer gehabt, und Sie haben

ben volkommen Recht, daß der grösseste Grad der Glükseeligkeit in dem Bewustseyn und der Beobachtung unserer Pflichten empfunden werde. Sie auf die Art zu kennen, wie Sie sie mir bekant gemacht haben, und sie zu erfüllen, sich zu entschliessen, sind Dinge, die auf einmal geschehen. Mein Herz fült seine volle Verbindlichkeit, und ohn Unterlas treibt es mich an, ihr gemäs zu handeln. Ganz gewis Mein Herr; Sie würden sich ungemein freuen, wenn Sie mich Betrachtungen anstellen hörten über die Werke des Schöpfers, und besonders über die Wolthaten, die er mir erwiesen hat. Ich bin mein ganzes Leben durchgegangen, ich bin erstaunet, ich bin durch und durch gerürt worden, ich habe Freudentränen vergossen, mein Herz zerbrach von angenemen Regungen, und ich dankte meinen Schöpfer auf Knien wie Damon. Das thue ich von nun an alle Tage, und in keinem Augenblike bin ich vergnügter, und glüklicher, als wenn ich mit den eifrigsten Worten meinem Gott mein Herz anbiete. Izt weis ich erst, was ware Glükseeligkeit sei, und alles in der Welt komt mir izt tausendmal schöner als sonst vor; und ich geniesse izt ein Vergnügen, daß mir zwar nicht ganz unbekant war, aber das doch izt erst recht reizend, recht gros geworden ist, und sich weiter entwikelt hat, nachdem mir Ihre Vorschläge eine nähere Bekantschaft mit dem Urquel der Schönheit und des Glüks verschaffet haben. O! faren Sie fort, meine Neigungen, die Sie entzündet haben, zu unterstüzen, und Sie sollen die gelehrigste Schülerin an mir finden. Eben sas ich

in den angenemsten Betrachtungen verirret, und mein Herz bewegte sich schon wieder mit freudigem Bemühen meinem Schöpfer und meiner Pflicht entgegen, als ich Ihren lezten Brief empfing. Belinde, die unvergleichliche Belinde, entris mich mir selber. Dreimal fieng ich an, ihre Geschichte aus zu lesen, und eben so viel mal muste ich sie auch weglegen. O! der kleine Engel! o! das viele Unglük! o! die grosmütige That! o! die grosse Vorsicht! Noch izt weis ich nicht, was ich schreibe, o! Belinde! du verdienst dein Glük! o! Lysidor! o! Belinde! lebet ewig! Ich habe ungemein viel weniger unglükliche Schiksale gehabt! und doch schien sich mein Herz bisweilen unruhig zu empören. Ich schäme mich Vorsicht! ich verdiene gestraft zu werden. Schlage nur zu! doch nein! mein Herz ist zu klein, nur die Hälfte dessen auszustehen, was Belinden betraf. Doch ich wil mich bemühen, ihr aenlich zu werden. Vorsicht! ich liebe dich, ich bin überzeugt, daß alles, was du thust, ewig unverbesserlich gethan sei; Thue was du wilst, von nun an werde ich alles mit der zärtlichsten Gelassenheit annemen. Im Glük werde ich dir danken, und im Unglük dich preisen, zufrieden seyn, gelassen werden, meinen Willen dir übergeben, und o! was wird im Stande seyn, mich in einer Glükseeligkeit, die alle Tage grösser wird, zu stören? = ! = Sehen Sie, mein Herr! so viel Gewalt haben Sie über mich gewonnen; Amalgen ist mir gleich; und wie beruhigend mus es nicht für Sie seyn, ein paar aufrichtige Herzen ihren Schöpfer zugefürt zu haben? Ehe

nicht

nicht alle Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu Ende sind, ehe dürfen Sie durchaus nicht Ihren Briefwechsel abbrechen. Freilich bin ich Ihnen gut, und aus dieser aufrichtigen Beantwortung Ihrer lezten Frage werden Sie erkennen können

Ihre

ergebenste Freundin.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Alle mein Tage wird es mich nicht gereuen können, einen glüklichen Briefwechsel mit Ihnen angefangen zu haben. Allerdings ist es beruhigend, zwei schöne, zwei vortrefliche Herzen dem Schöpfer zugefüret zu haben; allein Mamsel! ich verdiene deswegen nicht den geringsten Dank. Denn that ich mehr, als meine Schuldigkeit? Muste ich nicht auch ein Spiegel der Gotheit werden? Und muste ich nicht in einer mir möglichen Nachamung der Vorsicht so wol das Glük derer, die mit mir von einem Schöpfer abstammen, wünschen, als auch zu befördern mich bemühen? zu viel Glük für mich, nur die angeneme Erfarung zu haben, daß meine Bemühungen nüzlich sind. Ich schreibe aus redlicher Absicht, und aus Bewustseyn meiner Pflicht, und die Sorge glüklicher Würkungen überlasse ich den Fügungen der Vorsicht in der Hofnung des besten.

Auch dis Mamsel! ist eine Pflicht, welche wir dem höchsten Regierer der Welt aus süsser Verbindlichkeit, und als ein Opfer unserer Glükseeligkeit schuldig sind. Zweifeln Sie nicht, daß nicht auch Belinde diese reizende Pflicht beobachte, und einige Züge davon werden Sie auch schon würklich in ihren Charakter antreffen; denn beide Pflichten sind auf das allernächste verschwistert. Ich wil sie aber besonders am Pylades schildern. Pylades, mein Freund, hat das redlichste Herz von der Welt, und er besizt auch in der That Tugend und Geschiklichkeit. Er unternimt die nüzlichsten Arbeiten mit der grössesten Willigkeit, und kein Tag verstreicht, ohne daß er ihm Schweis, und saure Mühe gekostet habe. Allein so gut die Welt mit seinen Bemühungen zufrieden zu seyn scheint, so wenig zieht er aus seinen Arbeiten Nuzen und Gewin für sich. Die allermeisten von denen, welche mit ihm gleiche Beschäftigungen erlernten, und es ihm lange nicht gleich thaten, sind würklich lange vor ihm zu Aemtern und Würden gelanget, und sassen lange schon in gutem Wolstande, als Pylades nur mit der sauersten Mühe doch kaum seinen Unterhalt erwerben konte. Die wenigen Güter, welche ihm die Vorsicht durch seine Eltern bescheret, muste er dennoch verwenden, um nur ehrbar, doch knap zu leben. Allein nie ward er deswegen betrübt oder traurig; er beneidete auch seine Freunde nicht, und er gönte es ihnen, wenn die Vorsicht zu ihrer Versorgug herbei eilete. Mein Glük, sprach er, ist mir auch gewis, komt es gleich spät, so komt

es

es doch zu rechter Zeit. Ich bin ein Werk der Hände des Schöpfers, und versorgt dieser algemeine Vater Raben, und Gewürme, so wird er auch an mich gedenken, wenn es Zeit ist. Noch habe ich nicht Noth gelitten, und meine Hofnung, die ich auf die Hülfe der Vorsicht gesezet, ist viel zu unbeweglich, als daß ich für eine schlimme Zukunft besorgt seyn solte. Noch eben da er sein leztes Erbteil angrif, und es mit der zufriedensten Miene that, iammerte es einem seiner Freunde, der ihn anredete: Pylades, mein Freund, was machst du? Darf dir denn auch dein lezter Pfennig nicht übrig bleiben, und must du ihn hingeben, ohne zu wissen, wenn eher du wieder etwas einnemen wirst? Hat denn die Vorsicht kein Glük für dich, und wenn eher wirst du versorgt werden, und aufhören umsonst zu arbeiten? = = . Wenn es der Vorsicht gefält, die mir auch dis aus Gnaden gab, gewis nicht in der Absicht, daß es ungebraucht liegen, sondern daß ich es zu meiner Notdurft anwenden solte. Ist sie nicht reich genug, mir wieder etwas zu schenken, wenn dis verzeret ist? Warum verzagest du? Fehlt mir morgen etwas, so hat sie gewis heute schon für mich geforget. Ich thue, was mir zukomt, ich versäume nichts, ich arbeite nach meinem Vermögen, und das übrige insgesamt überlasse ich mit der zuversichtlichsten Hofnung des Besten der Vorsehung. Niemals entwerfe ich mir mein Glük in Zukunft, denn ich machte mir nur Trauren, wenn es nicht einträfe, und ich weis gewis, daß ich irrete. Ich bediene mich des Gegenwärtigen so klug als ich

kan, und für das künftige wacht die Vorsicht. Freilich habe ich immer einiges Absehen auf die Zukunft, aber nur in so fern ich glauben kan, daß die Vorsehung es billige. Geschicht es nicht, o! wol gut! mein Schöpfer, der für mich sorget, weis es besser, und ich denke immer, das Glük, und die Absicht, die mir mislungen, war für mich zu klein, oder zu gros, und in beiden Fällen wäre ich weit unglüklicher gewesen, als ich izt bin. Nur getrost! die Vorsicht sorgt; ich kan nicht unglüklich seyn, wenn ich alles gethan habe, was ich habe thun sollen; die Zeit ist vieleicht bald da, da mir geholfen werden wird; und ist sie es nicht, so kan sie doch nicht ganz und gar ausbleiben; und unterdessen warte ich sehr geduldig; denn mein Schöpfer wird wol Wege beschlossen haben, daß mir auch unter der Zeit nichts fehle. Gerade hatte Pylades seinen lezten Groschen zu seiner Notdurft hingegeben, als er einen Brief erhielt, in dem ihm die Vorsicht ein gewisses doch kleines Amt zuteilte. Allein alles war auf das genaueste zugeschnitten, und Pylades hatte die allerbeste Gelegenheit, die klügste Sparsamkeit auszuüben, wenn er ehrbar und ohne Bekümmernis leben wolte. Er freuete sich dennoch herzlich, und dankte der Vorsehung mit zärtlichen Empfindungen. Izt sprach er zu seinem Freunde, der ihn neulich bedaurete: Freund! siehest du nun, daß ein Vertrauen auf die Güte und Weisheit des Schöpfers eine Pflicht sei, die ihre Belonung gewis bei sich füre? Was hätte mir alle mein Trauren geholfen, und wozu wären die Seufzer nüze gewesen, die ich aus Verzweifelung, oder nur ängstlicher

Sorge

Sorge für das künftige gen Himmel geschikt hätte? Wären sie nicht Beschuldigungen gegen Gott gewesen, daß er zu wenig Güte und Liebe gegen mich besässe; oder daß doch seine Weisheit die Zeit nicht in Acht zunemen wisse, da ich ihrer Hülfe bedürfe? Hätte ich sie nicht beleidigt, und hätte mich die Gerechtigkeit nicht straffen müssen? Aber wäre ich nicht warhaftig unglüklich geworden? Würde sie mir nicht dis gegenwärtige Glük entzogen haben? Und was hätte ich denn nun? Ich wuste ganz gewis, daß meine ererbten Güter so lange zureichen würden, bis ich von der Vorsicht auf eine andere Art versorgt werden könte, und noch bei meinem lezten Groschen dachte ich nicht anders. Ich hoffete zu fest, und siehest du nun, daß der, welcher sich auf Gott verläst, von ihm gewis nicht verlassen werde. Schon war sein Freund in die Enge getrieben, doch antwortete er noch: Was hast du denn nun grosses, Pylades? Kaum daß du deine äusserste Notdurft besizest, und doch must du zehnmal mehr arbeiten, als andere, die noch zehnmal mehr Einkommen haben. Wer weis wie lange du nun izt in diesem Zustande kümmerlich leben must? O! stille Freund! rief Pylades; die Vorsicht hat genug gethan! ich bewundere sie; sie weis die beste Zeit. Glaube Freund! die Klugheit, welche mir meine vorhergehenden Umstände mit der Sparsamkeit zu verbinden gelehret, ist mir stat eines Capitals, und mein kleiner Besiz reicht unter einem zuversichtlichen Vertrauen auf die Güte der Vorsehung volkommen hin, mich glüklich zu machen, und

meine Wünsche zu erfüllen. Denn was ich nicht bezalen kan, das begere ich auch nicht, und ob ich es künftig erhalten sol, dafür lasse ich die Vorsicht sorgen. Ich werde ohne alle ängstliche Sorge immer in der gewissesten Hofnung des besten so lange in meinem izigen Zustande vergnügt seyn, bis es meinem Schöpfer gefält, mich zu einem bessern zu erheben. So mache ich es mit allen meinen Bemühungen, und Wünschen. Ich unterneme sie, und ernäre sie, in so weit ich glauben kan, daß sie dem Herrn der Welt gefallen können, und für ihren Ausgang und Erfüllung überlasse ich schlechterdings die Sorge der Vorsehung. Billiget sie sie, so kan die Belonung, wenn sie mich in einem Wert hält, da ich alles auch Pflicht thue, zur besten Zeit nicht ausbleiben, wenn sie auch spät komt, und sind sie ihr misfällig, so verlange ich gewis keinen guten Ausgang, sondern nur Verzeihung, daß ich sie geheget. Kurz! ich vertraue meinem Gott, und hierin erfülle ich eine grosse Pflicht. Noch nie ist iemand hiebei unglüklich gewesen. = = = Pylades am wenigsten; denn bald darauf schenkte ihm die Vorsicht ein ungemein ansehnliches Amt, und seine Tugend und sein Vertrauen ist mit reichen Gütern, und einer waren Glükseligkeit belonet worden.

Was meinen Sie Mamsel! war Pylades es nicht wert, daß die Vorsicht sich seiner auf eine öffentlich einleuchtende Art annam? Und wissen Sie, die Vorsicht könte nicht Vorsicht seyn, wenn sie nicht tugendhafte, und dieienigen, die wie Belinde und Pylades Spiegel, öffentliche Spiegel der Gotheit

heit sind, zu beglüken sich das götliche Vergnügen machen solte. Erkent man nicht in dem Bilde eines Pylades ein würdiges Geschöpf der Gotheit, und preisete er nicht alle hohen Eigenschaften des unendlichen Beherschers der Welt auf eine einleuchtende Art durch seine Handlungen und Reden? Mus nicht das wildeste Herz gerürt werden, wenn es den Pylades siehet? Mus man nicht schliessen, daß derienige, der wie dieser Geist, sich auf Gott verläst, und seinen Fürungen vertrauet, das höchste Wesen, als das liebreichste, gütigste, alwissendste, weiseste, gerechteste, und mächtigste Wesen volkommen überzeugt erkennen müsse? Denn kan auch ein solches Vertrauen ohne Erkentnis iener Eigenschaften seyn? Noch mehr! die Vorsicht belonet dieses Vertrauen meistenteils gerade zu der Zeit, wenn alle Welt, so zu reden, voller Erwartung ist, ob sie helfen könne, und ob man sich nicht in seinem Vertrauen betrüge. Sie hilft, sie hilft weise, sie hilft auf eine Art, die ihr anständig, das ist, für Menschen zu unerwartet, und zu unbegreiflich ist. Und offenbarete sich die Gotheit hier nicht in ihrer ganzen unendlichen Grösse? Wie aber? gibt nicht ein hoffender Pylades hiezu durch sein Vertrauen die nächste Gelegenheit? Wäre er also auch nicht von der Seite ein lebendiger, ein reizender Spiegel der Gotheit? Ganz gewis Mamsel! wir könten nicht erschaffen seyn, wenn wir nicht der Vorsicht in allem vertrauen solten. Und wie glüklich müssen wir nicht seyn? Es ist unserer Natur nur gar zu gemäs, das beste Bild von uns schon auf eine ferne

Zukunft zu entwerfen, und eben so natürlich ist es, daß alle Zukunft ungewis sei. Eben so viel Gründe man hat, sich ein bestimtes grosses Glük zum voraus zu zu erkennen, eben so viel Ursachen hat man zu zweifeln, ob es mit der Genehmhaltung der Vorsicht geschehe, und ob es nach dem Lauffe der Welt möglich sei. Eben so leicht kan uns dasselbe entgehen, oder gar ein Unglük dafür begegnen. Und wir müsten eine ganz andere Natur haben, wenn aus dieser Ungewisheit nicht die unangenemsten Affekte entstehen solten. Unser Verlangen pflegt mehrenteils sehr heftig zu seyn, und ihm ist auch die kleinste Zeit zu lange, ehe wir zum Besiz des gehoffeten Glüks kommen mögten. Schlägt noch dazu unsere Hofnung fehl, o! so ist nichts gewisser, als daß Betrübnis, Trauren, Zorn, oder wol gar Verzweifelung unsere Seele zerrütten. Auf die Art ist es schlechterdings mit unserer Glükseeligkeit gethan; denn sie mus einen Mangel vornemlich heftiger unangenemer Affekte einschliessen. Aber o! glükseeliger Pylades! der du der Vorsehung vertraust. Dir schlägt nichts fehl, denn du wilst nichts mit Heftigkeit zukünftig. Nie hast du Ursach, dich zu betrüben, oder traurig zu werden; denn du bist zu bescheiden, der Vorsicht etwas in Zukunft vorzuschreiben, das sie dir abschlagen müste. Das gegenwärtige ist dir lieb, und eine stille, zufriedene, doch unbestimte Hofnung des Besten, was dir der Schöpfer zugedacht, erquiket, tröstet, und ergözt deine vergnügsame Seele. Eine solche Hofnung kan nicht unruhig seyn; denn sie hat kei-

nen festgesezten Vorwurf, den sie vor allen andern haben wolte; sondern eben das Glük, es mag gros oder klein seyn, was ihr die Vorsicht gibt, eben das war es euch, worauf sie sich bezog. Sie nur allein ist es, die eine ware Freude erzeugen kan; denn alles Glük, das ihr entgegen eilt, komt immer unvermutet, und sie empfängt es mit der Ueberzeugung von dem Wolgefallen, und der grössesten Geneigtheit des Schöpfers. Belonungen sind es, Zeichen, daß die Vorsicht mit ihr zufrieden sei, und wie sanft, wie beruhigend, wie entzükend sind diese Empfindungen nicht? Entfernet euch unnüze Sorgen für ein künftig zweifelhaftes Glük! Die Vorsicht sorgt, und das ist genug! Ich wünsche glüklich, und dem Schöpfer gefällig zu werden, und ich wil mit der äussersten Stille und Zufriedenheit der Vorsehung vertrauen.

Ich mus eine Anmerkung machen, welche eine Ausschweiffung bei dieser Pflicht zu verhüten bestimt ist. Solte es wol nicht Menschen geben können, die sich recht auf die höchste Art Gott zu vertrauen einbilden mögten, wenn sie ohne irgend einiges Absehen auf die Zukunft, und so zu sagen, gedankenlos fortleben, in der Meinung, so bald das ihrige, es sei auf welche Art es sei, durchgebracht wäre, auch nun den Augenblik die Vorsicht ihre Schäze öfnen, und sie weiter versorgen müsse. Dürfte ich glauben, daß man nur in einer genauen Nachamung des Pylades sein Vertrauen auf Gott sezen wolle, so würde ich nicht nötig haben, anzumerken, daß man gerade im vorigen Falle ungemein gegen

seine

seine Pflicht sündige. Es heist gewis die Weisheit des Schöpfers beleidigen, wenn man gegen die Regeln der Regierung der Welt hoffet. Unsere eignen freien Handlungen sind ein grosser Bestimmungsgrund, nach welchem die Vorsicht ihre Schlüsse einrichtet und man darf sicher glauben, daß der Herr der Welt uns niemals ein Glük, eine Versorgung bestimmen werde, woran nicht unsere Handlungen einen verhältnismässigen Anteil haben. Versorgt werden zu wollen, ohne zu arbeiten, ist ein Verlangen, das der allerhöchsten Weisheit etwas sehr unanständiges zumutet, und der Schönheit der Welt schlechterdings zuwieder ist. Es ist viel zu unverschämt, Wunder von Gott zu erwarten, nur damit wir thun dürfen, was wir wollen. Faule versorgt die Vorsicht niemals auf eine reichliche Art; denn sie verdienen es nicht, und sie schaden der schönsten Verbindung der Welt. Darum gab uns der Schöpfer Kräfte und Gelegenheit zu arbeiten, und darum erfordert unser Zwek der Schöpfung Pflichten gegen den Gebrauch unserer Güter, und eine feine Klugheit, damit die Weisheit sich dieser gemäs auf eine ihr anständige Art Verbindungen der Dinge erwälen konte, durch welche sie sich offenbarete, und unser Glük gründete. Kurz! die Vorsicht erfordert von uns allen uns nur möglichen und klugen Gebrauch unserer Kräfte, und die Sorge, daß dieser Gebrauch einen ihr gefälligen und für uns beglükenden Ausgang gewinne, diese Sorge, sage ich, behält sie nur allein vor sich. Das erste also mus ein rechtmässiges Vertrauen nothwendig erfüllen,

füllen, und diese Sorge auch willig der Vorsicht überlassen.

Ich werde izt eine Gelegenheit ergreiffen, Ihnen meine Gedanken über eine Sache zu entdeken, über deren Rechtmässigkeit man noch sehr uneinig ist. Vieleicht bin ich glüklich, unter vernünftigen Einschränkungen eine Frage zu entscheiden, welche mir allerdings nüzlich zu seyn scheint. = = = = Und was ist denn das? = = = = Es kömt auf die wichtige Frage an, Mamsel! ob Gelübde erlaubt sind, und wenn das wäre, wie weit ihre Rechtmässigkeit geht? Man hat sehr darüber gestritten, und so viel ich weis, sich doch nicht vereiniget. Aber so geht es, nach langem Streite bleibt doch ein ieder seiner Meinung. Ich wil Ihnen erst einige kleine Schilderungen vorlegen, und diese nachher nach meinen bisher gebrauchten Grundsäzen beurteilen. Cäcilie ist schon ins vierte Jar mit ihrem Gemal verheiratet, und dieser scheint unwillig zu werden, daß er keinen Erben bekomt. Die arme Dame! Sie weis zu nichts anderm zu greiffen, als daß sie in ihrem Kabinet die Vorsicht anruft, ihr nur einen einzigen Sohn zu bescheren, und sie wolle iärlich von ihrem Taschengelde dreissig Thaler an einen gewissen Altar schenken. Sie steht in den Gedanken, daß nunmehro die Vorsicht alle Ursach habe, ihr Gebet zu erhören. Ihr Versprechen ist ein Gelübde. Clarisse ist eine iunge Witwe, und sie hat ihre Neigung auf eine gewisse Person geworfen, die sie gerne zum Gemal haben mögte. Allein es hat von seiner Seite keinen grossen Anschein. Clarisse wird ungeduldig,

dig, und sie verspricht dem Himmel hundert Thaler an das Waisenhaus zu schenken, wenn er die Neigung dieser Person auf sie lenken, und ihre Heirat zu Stande bringen könte. Auch sie hat ein Gelübde gethan. Philontes hat in seiner Jugend eine ungemeine Neigung zum geistlichen Stande gehabt, aber seine Familienumstände, und die Befehle seiner Eltern nötigten ihn, eine andere Lebensart zu ergreiffen. Um nun alles wieder gut zu machen, so verspricht er der Vorsicht, daß sein erster Sohn ganz gewis ein Prediger werden solte. Armylas gerät auf einer Reise unter die Hände verlauffener Räuber. Angst und Schreken erschüttern seine Seele, und er glaubt sich nicht besser helfen zu können, als wenn er verspricht, daß wenn ihn die Vorsicht erretten wolle, er seine einzige Tochter ins Kloster zu geben sich entschlossen habe. Allein die Vorsicht hilft nicht. Lucinde ist eine Betschwester, und sie hat der Vorsicht gelobet, alle Tage sieben Gebeter zu lesen, wenn sie ihr Vermögen segnen, und zweimal im Jar 7 Wäisenkinder zu speisen, wenn sie ihren Vetter bald sterben lassen, und ihr sein Vermögen zuwenden wolle. Noch hat die Vorsicht nicht geholfen, und es sind doch schon zehn Jar her. Sie werden mein Urteil leicht raten können, Mamsel! und was wäre gewisser, als daß alle diese Arten von Gelübden unrechtmässig und ungemein tadelhaft wären? Ueberhaupt betrachtet findet sich in allen diesen Fällen etwas, was der Hoheit des Schöpfers zuwieder ist. Alle sezen eine gewisse Schwachheit bei der Vorsicht zum voraus, und beschuldigen sie

eines

eines Mangels der Geneigtheit, ihren Geschöpfen alles warhaftig nüzliche zu schenken, wenn es möglich ist. Ist es nicht andem, alle müssen die Gotheit so klein halten, daß sie sich durch kleine Geschenke regieren und bewegen lasse, und alle suchen die Gunst der Vorsehung durch kleine Ausgaben zu erkauffen? Allein wie törigt ist es nicht, wie unbescheiden ist es nicht, die Vorsicht mit Gütern bestechen zu wollen, die sie uns doch selbst aus grosser Güte geschenket? Müste man nicht sagen, daß sie es gleichsam nicht gerne gethan, als sie uns dieselben gab, weil sie sich so zu reden freuen sol, daß man ihr einen Teil davon zurük geben wolle? Heist das ein Spiegel der Gotheit seyn, so elende Begriffe von ihr zu erwarten? O! Schande vor Menschen, die durch eine kleine Aufmerksamkeit auf die Wege der Vorsehung weit erhabenere Begriffe von Gott erlangen könten? In Warheit Mamsel! diese Menschen beschimpfen die Gotheit durch ihre unbedächtlichen Gelübde; und sie werden ihrer Strafe nicht entgehen. Kein Gelübde, das sich auf die törigte Meinung gründet, daß man sich bei der Vorsicht ein gewisses Verdienst erwerben könne, ist rechtmässig. Doch um Ihnen Gelegenheit zu geben, in vorkommenden Fällen die Rechtmässigkeit oder Ungültigkeit der Gelübde desto sicherer zu beurteilen, so wil ich noch einige von vorigen Arten besonders beleuchten. Es mus freilich Cäcilien ganz sauer ankommen, alle Jar von ihrem Taschengelde dreissig Thaler abzugeben, denn das reicht selten selten, wenn es auch noch so reichlich ist, zu, die darauf gerechne-

ten Ausgaben zu bestreiten. Allein sie darf ihr Geld auch nur sicher behalten, denn sie gewint nichts damit. Man mag es betrachten, wie man wil, so thut sie unrecht, daß sie der Vorsicht Geld bietet. Hier ist von der einen oder der andern Seite ein Naturfehler, und wer wird den von der einen Seite ohne Laster haben können. Entfernt man dieses, so fordert Cäcilie gewis zu viel von der Vorsicht, wenn sie bittet, daß Gott auf eine wunderbare Art helfen solle, das heist der höchsten Weisheit etwas unanständiges zumuten. Alles ihr grosses Vermögen mus ohne einen Erben an andere fallen, und dürften wir nicht sicher glauben, daß die Vorsicht dis zum voraus gewust habe? Gesezt, daß es die Absicht derselben nicht sei, daß andere dis Gut erhalten, so wird sie ohne Gelübde einen Sohn bestimt haben, und Cäcilie wird doch fest glauben, und es bei aller Gelegenheit erzälen, daß ihr Gelübde ihr den Sohn verschaft. Allein sie beleidigt alsdenn gewis die Vorsehung, indem sie ihr ein unanständiges Verfaren Schuld gibt. Gott mus sie straffen, denn sie ist ein abergläubischer, ein unreiner Spiegel der Gotheit. Gesezt, daß Gott ihr Gut für andere bestimt habe nach den weisesten Regeln, so hilft seine Hand nicht, und Cäcilie beleidiget ihn, daß sie ihm zumutet, um eines kleinen Gewinstes willen seine weise Absicht faren zu lassen. Gelübde, welche auf künftig zweifelhafte Fälle gemacht werden, ohne Ueberlassung der Wal des besten an die Vorsehung, sind unerlaubt. Clarisse gehört mit unter diese Gattung. Philontes ist ein offenbarer Tor. Gerade

als wenn der Vorsicht damit gedienet wäre, nur viele Geistliche zu haben. Wuste er denn nicht, daß es der Vorsicht angenemer wäre, wenn er den Stand ergriffe, den er würklich hat, weil sie denselben über ihm bestimt hatte? Kan er denn wol glauben, daß die Vorsehung und die Welt etwas grosses, das ersezt zu werden verdiene, verloren habe, daß er kein geistlicher geworden? o! warhaftig nicht! Wuste er denn schon zum voraus, ob sein Sohn die Geschiklichkeit, und die Neigung zum geistlichen Stande haben würde, und ob ihn der Herr der Welt in diesem Stande gebrauchen könne? Es ist gerade so, als wenn ein Soldat, der zum General verunglüket, seinem Fürsten das Gelübde thun wolte, daß da er kein Anfürer werden können, er doch seinen ersten Sohn ihm zum gewissen General anbiete. Es mögte nun seyn, wie es wolle, Philontes würde seinen Sohn gewis gezwungen haben, ein Geistlicher zu werden, wenn die Vorsicht ihn nicht vorher zu sich genommen, und Philontes hätte seine väterliche Gewalt gemisbrauchet, und seine Pflichten übertreten. Gelübde, die mit Uebertretung anderer Pflichten verbunden sind, sind schlechterdings unerlaubt. Eben darum half die Weisheit auch dem unbedächtlichen Armytas nicht. Denn nimmer mehr kan es ihr gefallen, Menschen, die der Welt unter vielerlei Absichten nüzlich werden könten, zu einem faulen und abergläubisch heiligen Leben, wie die Klöster erfordern, zu verdammen. Lucinde, Mamsel! verrät das böseste Herz, und ich wolte alles daran wagen, zu behaupten, daß ihr der

Schöpfer nicht gut seyn könne. Denken Sie nur, iemanden tod beten zu wollen, dem doch der Schöpfer das Leben gönt, ist ia eine erstaunliche Bosheit. Ich kan mich unmöglich ausdruken, wie gehässig mir das Bild der Lucinde sei, und ich erstaune, wenn ich bedenke, was sie für höchst unreine Begriffe und Vorstellungen von Gott haben müsse. Ist es nicht recht so, als wenn sie die heiligste und gütigste Vorsicht zu einem Morde bewegen wolle, damit sie nur nicht gestraft werde. Denn wäre dis nicht, so würde sie sich nicht scheuen, ihrem Vetter aus herzlicher Liebe einen Giftbecher darzureichen. O! weh! ich mag nicht mehr daran gedenken. Gelübde, die lasterhafte Endzweke haben, beleidigen die Vorsicht, und sind höchst unerlaubt. Von Gelübden, die etwas unmögliches einschliessen, versteht es sich von sich selbst, daß sie unrechtmässig sind.

Allein nun sehen Sie einmal den gerürten Selimor. Er hat auch ein Gelübde gethan, aber auf eine ganz andere Art, als die vorhergehenden. Ihn hat die Vorsicht wieder lebendig gemacht, da er durch einen unvermuteten Zufal schon bis an die äussersten Pforten des Todes gefüret war. Er lag ganzer drei Stunden im Wasser, und alles war schon an ihm erstarret, bis er endlich auf eine recht wunderbare Art errettet, und wieder erwekt wurde. Kaum war er wieder zu sich selbst gekommen, so dankte er der unendlichen Güte des Regierers der Welt auf die zärtlichste, und empfindlichst gerürte Weise. Dis Glük, und diese Wolthat schien ihm zu gros zu seyn, als daß er ie aufhören könte, sei-

nem

nem Schöpfer zu danken, und sich derselben auf das dankbarste zu erinnern. Dieser Tag, sprach er, soll mir in meinem ganzen Leben heilig, und merkwürdig seyn; ich wil allezeit, so lange ich lebe, fasten und meinen Gott loben und danken an diesem Tage, und lauter solche Handlungen verrichten, die mich unmittelbar mit der Gotheit beschäftigen. Das thut er unverrükt; doch weit gefehlt, daß er deswegen seine notwendigen Berufsgeschäfte versäumen solte. Denn hierin sündigte er. Er fastet, aber nicht in der Meinung, daß Gott daran einen besondern Gefallen habe, sondern um nur seinen Geist in einer gehörigen Verfassung zu erhalten, und trift es sich, daß dennoch zu der Zeit sein Körper ohne etwas weniges von Speise zu nehmen zu mat würde, seinem Geiste zu folgen, so isset er, und er thut recht daran; denn Aberglauben hasset er. Er liest die besten Schriften, welche die Wolthaten Gottes gegen die Welt auf das lebhafteste schildern, und er selbst stelt Betrachtungen an über die algemeinen sowol, als besonders die, welche er empfangen, und allezeit komt er auf die vorzüglich grosse zurük, die ihm diesen Tag merkwürdig macht. Er empfindet die Grösse der Gefahr, in der er gewesen, und auf der andern Seite die Grösse und das Wunderbare der Wolthat, die ihn erretete. Ohn Unterlas fält er auf die Knie, und schüttet sein Herz gegen seinen grossen Wolthäter aus; und wo ist derjenige, der an diesem Gelübde etwas tadelhaftes finden könte? Merkwürdig grosse Wolthaten sind es auch allerdings wert, daß sie auf eine besondere, und merk-

würdig vorzügliche Art erkant, gepriesen, und erinnerlich gemacht werden. Myrtil war in die äusserste Enge geraten, und schon wuste er nicht mehr, wie er sich noch zween Tage erhalten solte. Alles klagte um ihn herum, aber er verzweifelte nicht, er vertrauete rechtschaffen der Vorsicht, und kaum war es Tag geworden, so bekam er durch Abgeordnete den Ruf zu einem ungemein einträglichen Amte. Seine Augen flossen von Freudentränen über, und sein Herz empfand mehr, als es zu fassen vermogte. Er dankte der Güte des Schöpfers auf das gerürteste, und noch in diesen seeligen Empfindungen nam er einen Teil des Geldes, das ihm zur Reise gezalt war, und das überflüssig hinreichte, und trug es in das Armenhaus. Er versamlete alle Arme, und in ihrer aller Gegenwart übergab er es dem Vorsteher mit folgender Anrede: Kinder, ich bin seit einiger Zeit eben so arm gewesen, als ihr, und vieleicht noch auf eine empfindlichere Art. Allein ich trauete der Hülfe der Vorsehung feste, und sehet heute hat sie mich reich gemacht. Freuet euch mit mir; ich bin in meinen Empfindungen zu reich, als daß ich alles für mich allein behalten könte; ich bringe euch auch einen Teil: ich bin zu schwach, dem Schöpfer allein dafür zu danken; danket ihr ihm zugleich mit mir = = = und daranf fieng er ein Danklied zu singen an, und alle folgten ihn mit freudigen Stimmen. Er hat das Gelübde gethan, iärlich nach seinem Vermögen an dis Haus ein Geschenk zu machen, damit dem Schöpfer alsdenn ein Danklied gesungen werde, und allezeit erinnert er den Vorsteher,

her, seinen Armen seine Geschichte zu erzälen. Er selbst preiset die Güte der Vorsicht an diesem Tage allemal auf eine vorzügliche Weise. Was meinen Sie Mainsal! ist Myrtil nicht ein reiner Spiegel der Gotheit? Ist sein Gelübde nicht das rechtmäßigste von der Welt, und mus es nicht der Vorsehung gefallen? Ziehen Sie daraus den Schlus: Gelübde, die Zeichen der redlichsten Dankbarkeit für vorzüglich grosse Wolthaten sind, und Handlungen einschliessen, zu denen man gerade auf die bestimte Art keine strenge Verbindlichkeit hat, und welche uns als sichtbare Spiegel der Gotheit darstellen, sind vollkommen rechtmäßig, und beinahe hätte ich die Kühnheit zu behaupten, daß man eine Verbindlichkeit dazu hätte, wenn sie uns möglich zu thun sind, und andere Umstände damit übereinstimmen.

Sind Sie mit meiner Auflösung zufrieden? Und wenn das ist, so thue ich Ihnen aus warer Verbindlichkeit das Gelübde, meinen Briefwechsel durch die ganze Moral fortzusezen, und beständig mit der vergnügtesten Art mich zu nennen

Dero

ergebensten Freund.

Sechs und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Noch lange nicht bin ich mit dem so rürenden und schönen Pflichten gegen das höchste Wesen fertig. Ich habe Ihnen nur die erzält, welche sich unmittelbar auf das Verhältnis Gottes gegen die Menschen gründen. Sie haben die unendliche Gotheit als den höchsten Wolthäter kennen lernen, und wie reizend ist nicht von dieser Seite ihr schönes Bild? Es scheint mir schlechterdings unmöglich zu seyn, daß bei einer lebhaften Betrachtung dieses Bildes unsere Seele nicht alle die zärtlichen Regungen empfinden solte, die zur Beobachtung unserer Pflichten so unentbehrlich sind. Allein Mamsel! die Erkentnis des Schöpfers unter dem Verhältnisse der Menschen gegen Gott mus in uns die erhabensten und nie gewonte Empfindungen erzeugen. Wir werden die Gotheit als unendlich gros, als unendlich erhaben erbliken, und uns gleichsam als unsichtbar, und als ein Nichts gegen die Gotheit fülen. O! seelige, o! lobenswürdige Neigungen, die aus dieser Erkentnis entspringen müssen; und o! unverlezliche Pflichten, die hierin ihren Grund finden. Lassen Sie uns Mamsel! uns bemühen, die unermesliche Grösse des Schöpfers und unsere eigne Nichtigkeit zu erkennen; es ist eine Pflicht, die der Zwek unserer Schöpfung erfordert.

Lassen

Lassen Sie uns uns selbst betrachten, lassen Sie uns die Welt beschauen, und werden freilich viel grosses, viel vortrefliches antreffen; aber sondern Sie den Einflus, und die Mitwürkung der Gotheit davon ab, so verschwindet alles, so werden wir und die ganze Welt ein Nichts, das nichts von sich selber hat, und das alles, wenn es etwas haben sol, lediglich von der Gotheit empfangen mus. Denn wird uns der Schöpfer als ein Wesen einleuchten, das in sich unendlich, und selbständig ist, und das ein unumschränkter Herr alles dessen ist, das lebt, und sich reget, und das die äusserste Anbetung verdiene. Folgen Sie mir Mamsel! und ich wil Sie auf einige von diesen Betrachtungen leiten.

Wir sind Menschen, und um Menschen zu seyn, musten sich eine vernünftige Seele und ein künstlich organisirter Leib mit einander auf das genaueste vereinigen. Noch niemals hat man eine künstlichere Maschine gesehen, als unser Leib ist. Er besteht aus unzälichen Teilen: denn ein ieder sichtbarer Teil ist wieder aus ungemein vielen kleinern zusammengesezet. Izt sind wir stolz, da alle Teile in der erstaunungswürdigsten Harmonie mit einander sind. Izt leben wir, izt bewegen wir uns, izt nemen wir bewundernswerte Handlungen vor. Und wodurch? nur blos weil gewisse Häute, die wie Schläuche ausgehölet sind, mit götlicher Kunst mit einander verbunden worden; nur blos weil in diesen Gefässen ein rotes Gemisch von Erde, Salz, und Wässerigkeiten durch ein mit unbegreiflicher Kunst angebrachtes Drukwerk der Luft in der Lunge und am

Herzen beständig herum getrieben wird; nur blos weil ein innerliches Feuer, das sich mit dem Umtriebe des Bluts verbindet, Säftgen absondert, die alles ernären, und ersezen, und seine Kraft erhalten; nur blos weil zähe Muskeln und Sehnen mit künstlichen Hebeln von Knochen verknüpft sind, und durch das edelste Säftgen, das die Nerven füren, aufschwellen gemacht werden; nur blos weil götliche Hände unzäliche Werkzeuge, die in ihren ersten Bestandteilen nichts schönes haben, aber in ihrer eignen Zusammensezung bewundernswürdig, und in der Verbindung mit allen insgesamt unbegreiflich werden, zu einem Zwek vereiniget haben. Wodurch also Mamsel! ist unser Körper schön? Nur allein durch eine fremde Kunst. Wodurch lebt er? durch eine fremde Kunst, die Teile zu bilden gewust hat, die wir nicht einmal kennen, und ewig nicht die kleinste und leichteste Verbindung derselben zu erfinden im Stande sind. Tragen wir selbst hierzu etwas bei? Eben so wenig, als wir uns rümen können, den geringsten Teil unseres Leibes gemacht, und gebildet zu haben. O! Mamsel! wie klein, wie klein sind wir nicht von dieser Seite! Wir wären ia ein Nichts, wenn diese Teile nicht verbunden wären, und wir werden es, wenn ihre Verknüpfung aufhöret. Müssen wir nicht behaupten, daß wir aus Erde, aus Dingen, die wir kaum anzusehen würdigen, zusammengesezt sind? Und wer steht dafür, daß nicht das Stäubgen, das wir heute mit Füssen treten, morgen ein Teil von uns selbst sei? So wenig ein Stäubgen zu dem Daseyn des andern

dern etwas beitragen kan, eben so wenig haben wir das geringste von uns selbst; denn wir sind ia selbst nichts mehr, als eine Menge von den verächtlichsten Stäubgen, die ewig tod und unbeweglich blieben, wenn nicht eine fremde Kraft sich ergösse, sie verbände, und durch diese Verbindung und ihren eignen Einflus ihnen ein Leben mitteilte. O! was ist der Mensch? Ein Nichts, das verschwindet gegen Almacht und Weisheit! Lassen Sie uns einmal den ganzen Bau unseres Leibes in seine allerkleinsten Teile auflösen, und was sind denn wir? Nichts mehr; als ein blosser Begrif, der ein verständiges Wesen in seinem Verstande heget, welches denkt, daß gewisse Teile auf gewisse Art verbunden werden können. Und was hat denn ein Begrif vortrefliches, und würkliches an sich? Sind wir also nicht ein Nichts? Weiter! ein iedes von diesen kleinsten Teilchen mus sein eignes Daseyn haben, und woher hat es dasselbe? Durch sich? o! nein! durch eine unendliche Kraft. Haben wir denn also ein eignes Daseyn? o! nimmer mehr! unser Daseyn entsteht aus dem Daseyn unserer Teile, und diese bestehen durch eine fremde Kraft. Auch diese haben nichts vor sich, sondern alles von dem Schöpfer. Er gab ihnen ihr erstes Seyn, ohne Verbindung mit andern, und er mus es ihnen auch in der Verbindung geben. Sezen Sie, daß eine unendliche Kraft erfordert werde, einem ieden Teilchen sein erstes Seyn zu geben; nun nehmen Sie iene Kraft weg, und mus nicht auch das Seyn zugleich wegfallen? Müssen wir also nicht schlech-

terdings behaupten, daß die unendliche Kraft, die einem ieden kleinsten Teil, der uns ausmachen hilft, sein erstes Daseyn gegeben, auch sich unverrükt so lange anwenden, äussern, und sich ergiessen müsse, so lange wir daseyn sollen? Und was sind denn nun wir? ein Nichts gegen den Schöpfer? Was haben denn wir? Von uns nichts, und alles von der Almacht. Glauben Sie gewis Mamsel! daß auch von dieser Seite noch tausend Betrachtungen übrig sind, die uns unsere Nichtigkeit lehren, die ich aber übergehen mus. Wir werden im geringsten nicht anders denken dürfen, wenn wir uns von der edelsten Seite unserer Menschheit betrachten. Wir besizen eine vernünftige Seele, und sie hat uns selbst durch Schlüsse gelehret, daß sie ein einfaches Wesen sei. Allein o! ein sichtbares, o! ein ewig unverwerfliches Zeichen unserer Nichtigkeit! unsere Seele kent sich selbst nicht. Das weis sie, daß sie von dem Körper unterschieden sei, und daß sie gewisse Vermögen besize; allein was sie selbst, und wie und wodurch sie eine Seele sei, das weis sie nicht. Ein unleugbarer Beweis, daß sie nichts von sich selber habe. Sie gedenkt, aber ihre eigne Art der Würksamkeit kan sie nicht begreiffen. Sie ist, eben wie sie ist, und wie sie handelt, das bleibt ihr aber so verborgen, als wie ihr Körper in ihr Ideen erwekt. Sie ist, aber wenn eher sie anfing zu seyn, das weis sie nicht. Sie gebraucht ihre Kraft unaufhörlich, aber was diese Kraft in ihr sei, das ist ihr unbegreiflich. Sie wont in ihrem Leibe, aber ihr eignes Zimmer kent sie nicht. Kurz! sie ist ihr selbst unter allen

Din=

Dingen am unkentbarsten, und tausend unauflösliche Zweifel ihres eignen Wesens, ihrer Beschaffenheit, ihrer Handlungen, ihres izigen und zukünftigen Zustandes wegen erzeugen in ihr selbst die lebhafteste Ueberfürung, daß sie vor sich nichts sei. Und eben diese lebendige Erkentnis ihrer Unwissenheit ihrer selbst lehret sie ihre eigne Nichtigkeit kennen. Sie glaubt, daß sie einfach sei, aber selbst von dieser Einfachheit hat sie keine klare, keine hinlängliche Vorstellungen. Das mus sie notwendig begreiffen, daß nichts an ihr selbst, und in ihr selbst sei, das sie von sich selbst habe. Denn wäre dieses, so müste sie ia notwendig wissen, wie und auf welche Art sie es von ihr selbst habe. Sie mus ihr Seyn, ihr Wesen, ihre Kraft, ihre Vermögen, ihr Leben, ihren Ort schlechterdings von einem unendlich höhern Wesen bekommen haben, und eben dieses Wesen, welches sie als ihren götlichen Ursprung verehret, mus ihr auch eben das alles in iedem Augenblike von neuem wieder geben, was sie zuerst von ihm empfing; und es mus seine unendliche Almacht in iedem Augenbliken gleich ergiessen. Durch diese Kraft besteht sie selbst, und ihre Kraft. Schöpfer! wenn ich mich gegen dich vergleiche, so bin ich Nichts, und du bist alles! Ist es möglich zu glauben, Mamsel! daß Leib und Seele notwendig zusammen gehöret haben? Ist es möglich zu glauben, daß beides den Schöpfer so zu reden gedrungen, ihm die Würklichkeit zu geben? O! nein! ein freier Entschlus war es, der in der Gothtit allein seine Bewegungsgründe fand, und der die Almacht in Würk-

samkeit

samkeit sezte, woraus unser Seyn entsprung. Wäre es auf uns angekommen, so wären wir ewig ein Nichts geblieben, wie wir es von der ersten Ewigkeit an waren. Seele und Leib, und wir selbst waren ein Begrif, der nicht einmal eher die Fähigkeit zur Existenz hatte, als bis die ewige Weisheit durch unendliche Güte bewogen, sich entschliessen konte, durch unsere Würklichkeit unbegreifliche Endzweke auszufüren. Sie that es, und wir blieben doch so lange ein Nichts, ein unwürksames Ding, bis die Reihe an uns kam, und die Zeit da war, da wir existiren solten. Sie schuf uns, und wer weis, wie lange, oder wie kurz wir da waren, ehe wir uns unserer volkommen bewust wurden. Schöpfer! ich erkenne meine Nichtigkeit, ich bin nur durch dich, und du bist alles! Endlich erschien der Zeitpunkt, da wir auf den Schauplaz der sichtbaren Welt treten solten, und offenbarte sich hier nicht auch wiederum unsere Nichtigkeit? Eine ganze Zeit lagen wir verstekt, doch fülbar, bis die Kraft des Höchsten, die durch die Kräfte der Natur würket, unser Seyn ganz ausbildete, und nichts ist es, das wir auf unsere eigne Rechnung schreiben dürften. Wir kamen hülflos auf die Welt. Weder Eltern, noch Stand, noch Ort, noch Zeit hatten wir uns selbst wälen können, sondern alles hing von der weisen und freien Bestimmung des Herren der Welt ab. Und so gar nichts ist es, was wir uns zueignen dürften. Wir lebten, aber durch fremde Hülfe, und durch andere Kräfte, die doch am Ende von dem unumschränkten Willen der Gotheit daureten, und

würk-

würksam seyn konten. Wir erfuren tausend Schikfale, und wir wuchsen heran, und alles geschahe, weil der Herscher der Welt die Welt erhielt und regierte. Alles besteht durch seine Kraft und durch seinen Willen. Wir besizen Güter, Dinge, die wir weder gemacht, noch uns ohne Hülfe und den Willen der Gotheit erwerben konten. Wir leben, wir handeln, aber alles durch die Erhaltung, und den Einflus der herschenden Gotheit, und eben so werden wir auch aus der Welt gehen. Die Zeit, und die Art dieses Ausganges, und die Schikfale nach dem Tode, alles hängt von dem Schöpfer ab. Hier verliert sich unsere Vernunft, hier herscht nichts weiter, als nur eine schimmernde Warscheinlichkeit, und die Furcht zu irren, oder geirret zu haben, ist unverdringlich. Wir wissen nicht, was wir seyn werden, und was wir auch seyn mögen, das alles sind wir doch durch die Kraft und den Willen der Gotheit. Diese mus bestimmen, diese mus wälen, diese mus würken, und wir sind nur im Stande unsere Nichtigkeit zu erkennen. Wie Mamsel? merken Sie noch nicht, daß wir selbst unter diesen Betrachtungen gegen Gott verschwinden?

Wie erhaben aber mus nicht auf der andern Seite das Bild der Gotheit werden? Ist sie nicht überal? Ist sie nicht unendlich? Eine iede von ihren Eigenschaften, eine iede ihrer Handlungen mus unendlich seyn. Denn alles, was ist, besteht durch sie, und wer ist im Stande, die Werke des Schöpfers zu zälen? Erbliken wir nicht auf diese Weise an der Gotheit eine Maiestät die eine bewunderns-

würs

würdige Würkung auf unsere Seele haben mus? Wir werden ihr alle Rechte, über uns auf eine höchst unumschränkte Art zu gebieten, einräumen müssen, und uns bleibt nichts übrig, das wir uns in Ansehung der Gotheit zueignen könten. Und wie? Könten wir wol erschaffen seyn, ohne unsere Nichtigkeit, und die unendliche Grösse der Gotheit zu erkennen? Könten wir ohne diese Erkentnis reine Spiegel, klare Spiegel derselben seyn? Nimmermehr! War es nicht der einzige lezte Endzwek, warum der Schöpfer eine Welt zu erschaffen beschlos, damit er unendlich erkant seyn wolte? Zeigt er sich umsonst unendlich gros? Macht er die Nichtigkeit der Creaturen zu Etwas, ohne zu wollen, daß diese erkennen mögten, daß sie Nichts, und er alles in allen sei? Dis heist zu klein für den volkommensten Willen gedacht, der sich auf alle Endzweke beziehet, die zu der allerlezten Absicht ein beförderndes Verhältnis haben. Und ich behaupte also mit volständigster Ueberzeugung, daß es eine Pflicht gegen das höchste Wesen sei, unsere Nichtigkeit und ihre unendliche Grösse zu erkennen, eine Pflicht, die aus dem Zweke unserer Schöpfung stamt.

Aus dieser notwendigen Erkentnis Mamsel! fliessen noch ein Paar andere Pflichten gegen Gott, welche uns zu innern Spiegeln der Gotheit machen. Es sind die Unterwürfigkeit, und Demut. Man müste schlechterdings behaupten, daß unsere Vernunft gar keine Gewalt mehr über unser Herz hätte, wenn sie nicht durch eine lebhafte Betrachtung unserer eignen Nichtigkeit nach voriger Anleitung, denjenigen

jenigen Zustand hervorbringen solte, den die eben angemerkten Pflichten erfordern. Beide sind auf das genaueste mit einander verbunden, ob man sie gleich durch besondere Begriffe von einander unterscheiden kan. Die Unterwürfigkeit ist ein Zustand der Seele, in dem die lebhafteste Ueberzeugung herscht, daß der Herr der Welt die unumschränktesten Rechte über uns und alles, was an uns ist, zu gebieten besize, und in dem eine Willigkeit lebendig ist, die Befehle der Gotheit ohne alle Einwendung anzunemen, und zu volziehen. Die Demut aber ist ein Zustand. in dem nichts, als Empfindungen unserer eignen Schwachheit herschen, und in dem diese aufrichtige Neigungen begleiten, nichts als ein Verdienst, sondern alles nur als eine Gnade von der Gotheit zu empfangen und anzunemen. So sehen diese beiden Zustände aus, wenn wir sie auch nur als Pflichten gegen irdische Maiestäten in uns erweken, und wir dürfen nicht zweifeln, daß es nicht ihre ware Gestalt sei, und daß sie gegen das höchste Wesen verglichen einen vorzüglich höhern Grad haben müsten. Aretes sol ihren Charakter tragen, und Sie werden gewis alle Züge daran unterscheiden können. Aretes ist volkommen überzeugt, daß die Gotheit alles in allen sei, und daß er selbst nicht das mindeste von sich selbst habe. Der Schöpfer hat ihn mit einer ungemein schönen Leibesgestalt beschenkt, und seine Seele besizt vorzügliche Naturgaben. Allein weit gefehlet, daß dieser liebenswürdige Geist darauf stolz seyn solte. Seine Menschheit schäzt er nur als ein Werk der Hände

des

des Schöpfers, und als ein Gebäude, worüber der Herr der Welt das unumschränkteste Recht hat. Er bewundert den unendlich künstlichen Bau seines Leibes, aber er betrachtet ihn doch zugleich als ein Kunststük, das sein Künstler nach seinen Gefallen zerbrechen oder erhalten kan. Die Maiestät seines Schöpfers sezt ihn allezeit in ein frommes Erstaunen, und seine Seele scheint vor sich selbst zu verschwinden, wenn sie an den Einflus der Almacht gedenkt. Nie entfärt ihr ein Wunsch, dessen Erfüllung sie nicht, als eine Gnade ansehen solte, und nie empfängt sie eine Wolthat, ein Glük, bei der sie nicht lebendig überzeugt wäre, daß sie ihr ohne alles Verdienst zu Teil werde. Aretes ist tugendhaft, er ist grosmütig, ein Menschenfreund, und ein Wolthäter anderer. Aber keine einzige von allen den vortreflichen Handlungen, die zu diesen schönen Charakteren gehören, rechnet er sich selbst zu. Sie gehören der Gotheit eigen, die durch seine Kräfte würket, und so wenig ein Knecht sich ein Lob anzumassen das Recht hat, wenn sein Gebieter, dessen Befehlen er ohne alle Einwendung gehorchen mus, ihm eine gute That zu verrichten abschiket, und mit allen Bedürftigkeiten dazu ausrüstet, eben so wenig wil der demütige Aretes einen Lobspruch, einen Dank für seine warhaftig nüzlichen Unternehmungen annehmen. Noch als eine Privatperson half er durch eine unerwartete Grosmut einer ganzen Familie, die sich ihren Untergange bis auf den lezten Schrit genähert hatte, menschenfreundlich auf. Man wuste anfangs nicht, woher diese Hülfe käme, und

Aretes wolte sie auch nur als eine Hülfe der Vorsehung angesehen haben. Doch man entdekte ihn wieder Willen, und die Kinder der gebeugten, aber durch die Grosmut des Aretes erquikten Eltern kamen, gerürt auf Knien ihren Dank demselben abzulegen. Allein er gestattete es nicht, er hob sie auf, und redete sie an: Kinder! mir gebürt der Dank nicht. Ich habe euch nicht geholfen: Der Schöpfer der Welt, unser aller Vater, hat es gethan; dem gehört alles mein Gut; ich habe nichts von mir selber; aber alles von ihm; er hat es mir geliehen, und durch die Vernunft, die er mir aus Gnaden gab, befahl er mir, es an euch aus zuzalen; danket ihm; ich wil es auch thun, daß er mich gewürdiget, mich zu einem Werkzeuge seiner Vorsehung zu gebrauchen. = = = Es hätten weniger als halbe menschliche Herzen seyn müssen, die nicht durch diese Unterwürfigkeit und Demut des Aretes hätten gerürt werden sollen. Die Vorsicht wolte diesen erhabenen Aretes glüklich sehen, und sie sezte ihn in ein Amt, wo er dem Schöpfer und der Welt aufrichtig und einleuchtend dienen konte. Alle Welt schrieb es den Verdiensten dieses Mannes zu, und alle Freunde eilten, ihm ihren Glükwunsch abzustatten. Nur allein Aretes erkante dis Glük als eine Gnade des höchsten Herrn der Welt. Er beugte seine Knie vor ihm, und Herz und Mund entdekten dem Schöpfer die lebhafteste Ueberzeugung, daß er so grosser Erhebungen vor sich nicht würdig sei, aber daß er sie annehme, weil sein Gott ihn auf die Art zu seinem Dienste gebrauchen wolle.

Herr! wer bin ich, sprach er, daß du mich vor vielen tausend andern aussonderst? Ich war mehr als zu glüklich, da ich im Privatstande war, und durch deinen Beistand nüzlich wurde. Du erhöhest mich, und du must meine Schwachheit stärken. Würke du durch mich! Du, der du mich schufest, der du mir Kräfte gabest, und durch dessen Einflus ich belebt wurde. Gebiete Herr! und ich wil gehorchen! Ohne dich kan ich nichts thun, und alles, was ich thun sol, das must du befehlen, und zugleich mich mit Kraften ausrüsten. Werde ich durch diese Erhebung der Welt nüzlich; es ist dein Befehl, und nicht ich, sondern du bist es, der durch mich diese Vorteile schaffet. = = = Eben trat sein bester Freund vol Freuden herein, und brach in folgende Worte aus: Ich wünsche dir Glük Aretes zu deiner Erhebung! Endlich müssen doch Verdienste belonet werden. O! glüklicher Fürst! der du Areten belonen kanst. = = = Habe Dank, Freund! antwortete dieser, für deine redlichen Gesinnungen. Es ist wahr, ich bin glüklich, aber nicht aus Verdienst. Auf ewig fliehet dieser Gedanke von mir. Eine Gnade der Vorsehung ist es, durch deren Beistand ich alles bin; liebst du mich, so danke dieser, so bewundere sie; Nicht dis einzige Wort kan ich ohne ihren Einflus aussprechen; ich bin nur ein Werkzeug in der Hand des Meisters, und eine freie Gnade ist es, wenn mich die Vorsicht würdigt, durch mich auf eine weise Art gute Absichten auszufüren. Weg mit Verdiensten, und die Welt preise nun meinen Herrn, auf dessen Befehl, und durch dessen Kraft

ich

ich alles thun mus, wenn ich etwas Gutes thue. Aretes lebte lange, und Aretes war bis an sein Ende auf eine gleiche Art unterwürfig und demütig gegen Gott, ohnerachtet er die rümlichsten Endzweke zu Stande brachte.

Aretes war ein lebendiger Spiegel der Gotheit, und eben die Erkenntnis seiner eignen Nichtigkeit erhielt ihn in seinem Glanze. Erblikte man wol nicht in diesem schönen Geiste das erhabene, das maiestätische Bild der Gotheit? Der Geist Aretens war es wert, daß ihn ein unendlicher Künstler gebildet hatte, und er erkannte seine volle Abhänglichkeit von dem höchsten Beherscher. So muste er der Gotheit gefallen. Denn diese schuf Menschen, um sich in allen ihren Kräften und Handlungen maiestätisch zu zeigen, und Creaturen sind Abdrüke, sind Spiegel der Gotheit, wenn sie unterwürfig und demütig sind. Sie müssen es werden, wenn sie nur vernünftige Blike auf ihr eignes Nichts, und auf die unendliche Grösse des Schöpfers werfen. Lassen Sie uns Mamsel! uns auf die Art zu lieben Kindern der Gotheit machen; Lassen Sie uns unterwürfig und demütig werden.

Ist es nicht andem, beide Pflichten sind uns gegen irdische Maiestäten sehr natürlich? Und warum solten sie es nicht gegen die höchste Maiestät noch weit mehr seyn. Der Glanz der Gotheit ist in der Welt gewis nicht weniger sichtbar, und sie nicht von Angesicht schauen zu können, ist eben das gewisseste Zeichen ihrer unendlich weit über uns erhabenen Grösse. Ganz gewis wird es Ihnen Ihr

eigen Herz sagen, daß eine menschliche Seele in der That ungemein schön aussehe, wenn die Demut gegen Gott aus ihr in sanften Glanze stralet. Sie ist, so zu reden, das in unserer Seele, welches unsern schönen Handlungen das Blendende nimt, und die Vorzüge eines warhaftig tugendhaften unter einem ungemein angenemen, und reizenden, doch gemässigten Lichte darstelt. O! wie sehr wäre es zu wünschen, daß die Menschen aufhören mögten, sich gegen die Gotheit ein Verdienst, und eine gewisse Grösse anzumassen! Es gibt Toren, welche mit der Vorsehung ungemein leicht zu murren anfangen, wenn sie ihnen nicht alle die Güter den Augenblik schenken wil, die sie als Belonungen zu fordern, das Recht zu haben glauben. Kan auch ein Nichts, das nur durch fremde Kräfte ein Etwas ist, sich gegen diese Kräfte beschweren? O! Torheit! Sie verdienten es, vernichtet zu werden, ich wil sagen, ihr eignes Nichts recht lebhaft durch Straffen fülen zu lernen. Und ich erküne mich, die Ankunft des Zeitpunkts, wo dis Gefühl unvermeidlich seyn wird, eben so gewis zu behaupten, als daß eine Stunde erscheinen wird, wo ich Ihnen mündlich versichern werde, daß ich sei

Deroselben

ergebenster Freund.

Sieben

Sieben und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Erlauben Sie mir, daß ich meinen Gedanken von der Nichtigkeit der Menschen noch weiter verfolgen darf. Es ist wahr, er ist ungemein erniedrigend für uns selbst, aber er ist dennoch volkommen gewis, und glüklich für uns. Wäre es nicht in der That sehr törigt, sich mit einer schimmernden Grösse zu schmeicheln, die doch den Augenblik ganz verschwinden mus, so bald unsere Vernunft nur redlich genug ist, einen aufmerksamen Blik unter dem rechten Gesichtspunkte auf uns zu wagen? Allein Mamsel! indem wir durch diese Erkentnis auf das äusserste erniedriget sind, so erheben wir uns doch würlich zugleich auf der andern Seite aus unserm Nichts auf eine der Seele ungemein anständige Art. Eben diese lebhafte Erkentnis unseres Nichts erzeugt in uns Kräfte, der Gotheit durch Beobachtung schöner Pflichten gefällig zu werden. Und ist ein Geist nicht warhaftig gros, wenn er stark genug ist, seine Pflichten zu erfüllen? Kan nicht aus seiner eignen Asche ein neuer Phönix erwachsen? Es entspringen Pflichten aus iener Erkentnis, welche uns zu reinen Spiegeln der Gotheit machen. Zwo derselben habe ich Ihnen schon geschildert, und eben bin ich im Begriffe, von einer andern zu reden, die eine überaus seelige Würkung

iener Einsicht ist, und die man nur darum zweifelhaft zu machen gesucht hat, weil man sich scheuete, sich selbst zu erniedrigen.

Philemon hat ein lebhaftes, eiu seeliges Gefühl seiner eignen Nichtigkeit. Der Schöpfer ist ihm alles in allem, und nicht das geringste schreibt er sich selbst zu. Philemon siehet sich glüklich, er genieſſet ein wares Vergnügen, und diese Empfindungen ziehen ihn mit einer starken Kraft zu seinem Schöpfer hin. Allein dieser Zug vermehret sich um viele Grade, weil Philemon das Gefühl seines eignen Nichts hat. Zu erkennen, daß man würklich ware Güter besize; zu erkennen, daß man lebhafte Kräfte habe, diese Güter zu genieſſen, und dringend überzeugt zu seyn, daß weder das eine noch das andere von uns selbst unter irgend einem Gesichtspunkte herrüre, sondern von einem Wesen, das alles belebet, das alles beglüket, dis sage ich, mus unsern Geist auf die allerstärkste Art rüren, es mus unser Herz auffschwellen machen; es mus unsern Geist in eine unvermeidliche Bewegung sezen; es mus uns den wolthätigen Schöpfer unendlich gros empfinden lassen; es mus ein unwiederstehliches Verlangen erzeugen, ihm unsere Regungen zu erkennen zu geben; es mus uns zum Gebet antreiben. Philemon über die Grösse des Schöpfers und sein eignes Nichts erstaunt, und vol der süſſesten Erkentniſſe seiner Güter und Glükseeligkeit, beugt seine Knie vor der Maiestät des Himmels, und erhebt Herz und Hände zu dem Trone derselben. Rürende Worte flieſſen von seinen Lippen, Worte, die die

stärksten Empfindungen ausdrüken, aber ihnen folgen doch noch Seufzer, die noch tausendmal so viel sagen; Philemon betet ein Lob und Dankgebet. Eben dieser redliche Philemon beurteilt seinen Zustand, und eine genaue Ueberlegung lehret ihn innere und äussere Güter wünschen. Viel zu vernünftig, als daß er seinen eignen Kräften vertrauen solte; er erkent seine eigne Nichtigkeit, und eine daher entspringende Ueberzeugung dringet ihn, sich vor dem Herrn der Welt nieder zu werfen, und Almacht, Güte, und Weisheit inbrünstig anzuflehen, seine Wünsche zu erfüllen. Philemon betet im allereigentlichsten Verstande. Er gibt der unumschränktesten Vorsehung sein Verlangen nach Gütern, die er für ware hält, und die ihm fehlen, zu erkennen. Er bittet sie nicht als ein Verdienst, sondern als eine Gnade, die in den unendlichen Eigenschaften der Gotheit, und in ihren ewigen, und unverbesserlichen Zweken ihren bestimmenden Grund hat. Philemon betet so, als man beten mus.

Lassen Sie uns, Mamsel! das Gebet in dem lezten Verstande annehmen, wo es allezeit eine Bitte, um Schenkung warer Güter, und um Abwendung wares Uebels, einschliest. Und wie? solte Ihnen wol die Verbindlichkeit dazu nicht von selbst in die Augen leuchten? Es ist eine Pflicht gegen Gott, die ihren Verbindungsgrund in dem Zweke unserer Schöpfung findet. Erinnern Sie sich, daß ich gleich anfangs die Anmerkung gemacht, daß keine einzige Pflicht gegen Gott etwas zu der Seeligkeit dieses allerseeligsten Wesens beitragen könne,

sondern daß sie nur Pflichten werden, weil uns eine Ueberzeugung dringt, zu sagen, daß wir nicht erschaffen seyn könten, wenn wir nicht diese Handlungen vornehmen müsten; oder welches einerlei ist, daß diese Handlungen zugleich Bewegungsgründe mit gewesen sind, welche den allervolkommensten Willen bewogen haben, vernünftige Menschen zu erschaffen, weil man auf die Art aus Ihnen die Gotheit erkennen kan. Betrachten Sie nunmehro das Gebet in seiner vollen Verbindung gegen unsere Natur und unser eigen Herz, und o! wie süs wird uns diese Pflicht nicht werden! Sezen Sie, daß wir Güter wünschen, und mit einer Sehnsucht verlangen, und sezen Sie, daß wir unsere eigne Nichtigkeit lebendig erkennen, und wird uns nicht ein unwiederstehlicher Zug zur Gotheit ziehen? Werden wir unser Verlangen zurük zu halten im Stande seyn, oder wird es nicht vielmehr in Seufzer, in redende Seufzer, und Worte ausbrechen? Wird es nicht das deutlichste Zeichen unserer Unterwürffigkeit und Demut seyn? Alsdenn erkennet die Welt, und die Gotheit selbst ein Geschöpf an uns, dem die Beobachtung seiner Pflichten natürlich und angenem ist; und denn drukt sich unsere Tugend, die Schönheit unserer Seele, durch sichtbar harmonische Handlungen aus; denn preisen wir den Schöpfer, und denn machen wir uns ihm gefällig. Ganz gewis, Mamsel! das Gebet ist eine vernünftige Pflicht; Denn es ist das natürlichste Zeichen einer unserer allergrössesten Hauptpflichten, ich meine, der Erkentnis unserer eignen Nichtigkeit, und der daher abstam-

stammenden Demut. Allein ich behaupte noch weiter, daß das Gebet selbst ein inneres Mittel zur Glükseeligkeit sei. Nie ist es möglich, ein anderes Wesen um eine gnädige Schenkung solcher Güter, die wir sehnlich begehren, anzuflehen, ohne damit die Ueberzeugung zu verknüpfen, daß ienes Wesen uns erhören könne, geneigt sei, es zu thun, und auch erhören werde. Eine vergebliche Hofnung, ein eitler Gedanke wäre es, ohne an die liebenswürdigen Eigenschaften dessen zu gedenken, von dem wir etwas bitten. O! grosse Gotheit! niemals kan man zu dir beten, ohne sich lebhaft und rürend zu erinnern, daß du die höchste Güte, die höchste Macht, und zugleich die höchste Weisheit besizest. Eine iede von diesen unendlichen Eigenschaften ist schon für sich im Stande, unsere ganze Seele in das erhabenste Vergnügen zu versezen, und ihr lebhaftes Anschauen im Verhältnisse gegen unsern gegenwärtigen Zustand, und die Erfüllung unserer Wünsche verbreitet die sanfteste Freude, und den Genus der einnehmendsten Zufriedenheit über unser Herz. Güter zu wünschen, um Güter zu bitten, und zugleich eine unendliche Gütigkeit und Macht geschäftig anzuschauen, sie uns zu schenken, und noch überdem eine unbegreifliche Weisheit, die die beste Zeit, und die beste Art erwälet, auf welcher uns die erbetenen Güter am aller ersprieslichsten zu Teil werden sollen, zu erkennen, diese Ueberzeugung mus unausbleiblich gewis einen Zustand in uns hervorbringen, der der edelste Teil unserer Glükseeligkeit ist. Keine Zeit der Erfüllung kan uns zu lange deuchten, kein

Mangel derselben uns schreken ; denn die Güte versagt uns kein Glük, ohne ein grösseres zu best mmen, wenn ienes der Weisheit wiedersprach. Wir verlieren nichts ; wir sind glükseelig, wenn wir beten, unsere Wünsche mögen erhöret werden oder nicht. Kan das Gebet also nicht ohne iene seelige Erinnerung, und Anschauen der besten Eigenschaften der Gotheit geschehen, so wird man auch sicher behaupten dürfen, daß das Gebet ein wares Mittel zur Vereinigung mit dem Schöpfer sei. O! wie liebenswürdig mus uns das höchste Wesen nicht unter dem Bilde eines Urquels aller der Güter vorkommen, die wir nur wünschen können ; eines Beherschers der ganzen Welt, der sich eine göttliche Lust daraus machet, seinen flehenden Unterthanen zu helfen ; dem es etwas undenklich kleines wäre, die Bitten seiner Geschöpfe durchaus zu erhören, aber der es nicht thut, weil er zu gütig und zu weise ist, Bitten zu erfüllen, die oft unüberlegt sind, und die nicht so grossen Reiz, nicht ein so grosses Glük einschliessen, als er würklich über seine betende Lieblinge, die Menschen beschlossen hat. Müste es nicht ein unnatürlich boshaftes und hartes Herz seyn, das nicht gegen seinen Schöpfer unter diesem Bilde zärtlichst klopfen, und das dringendste Verlangen empfinden solte, mit diesem Gotte vereinigt zu seyn, nichts zu wollen, als was er will, unaufhörlich die süssesten Vorstellungen von seinen schönen Eigenschaften zu haben, und in beständiger Betrachtung derselben sein grösseftes Glük zu suchen, und zu geniessen? Mamsel! lassen Sie uns auf

die

die Art beten, und wir müssen Spiegel der Gotheit seyn!

Ist es nicht an dem, daß man nur eine mittelmässige Güte des Herzens besizen dürfe, um die Schuldigkeit zum Gebete zu erkennen? Ich habe noch das zu erinnern, daß es nicht hauptsächlich und vornemlich nur auf die Worte ankomme, sondern am meisten auf die Erhebung unseres Herzens zu Gott, und auf den vortreflichen Zustand der Seele, den man hervorbringen mus, um warhaftig pflichtmässig zu beten. So bald man diesen Zustand sezet, so bald ist es unserer Natur unmöglich, nicht zu beten, und ohne diesen Zustand verliert das Gebet allen seinen Wert, und wird entweder ein ekles Geschwäz, oder eine aufwallende unüberlegte Begierde, zu der wir durchaus keine Verbindlichkeit haben können. Ich werde nachher noch wieder Gelegenheit finden, von dieser Sache zu reden, und mich deutlicher zu erklären. Izt habe ich Lust, mich mit denen einzulassen, die durch allerhand Einwürfe sich von der Verbindlichkeit zu beten los zu machen suchen. Solte es wol möglich seyn, daß sie Recht behalten könten? So lange nicht, als eine bedachtsame Vernunft auch noch ein Wort zu sprechen hat, und die Richterin des waren und falschen seyn mus. Ist nicht das höchste Wesen, sprechen sie, ein alwissendes? Glauben nicht alle seine ächten Verehrer, daß es auch alle unsere Gedanken, Neigungen, und Wünsche auf die gewisseste Art vorhersehe? Und hätte also dieser höchste Beherscher nicht auch ein iedes kleines Verlangen unserer Seele vorhergesehen,

sehen, und nach dieser Vorhersehung unsere Schiksale eingerichtet? Unmöglich ist es daher, dem alsehenden Wesen etwas kund machen zu wollen, und mus es ihm nicht zuwieder und unanständig seyn, ihm etwas bekant machen zu wollen, was es von ie her schon gewust hat? Verdrüst es uns nicht, alle Augenblike das zu hören, was wir längst gewust haben? Und wie ist es möglich, zu unnötigen Handlungen Verbindlichkeiten zu erdenken? = = = Sie würden vieleicht Recht haben, wenn es uns iemals eingefallen wäre, die Notwendigkeit des Gebets von Seiten Gottes zu erweisen, und wie betrüglich handeln sie nicht, das Gebet von einer Seite zu bestürmen, von welcher wir seine Verbindlichkeit selbst nicht behaupten? Es ist volkommen wahr, in Ansehung Gottes ist das Gebet unnötig, aber wer dürfte sich unterstehen zu sagen, daß deswegen keine andere Verbindlichkeit vorhanden sei? Leiten wir nicht alle Schuldigkeiten aus dem Zweke unserer Schöpfung her? und ist wol eine einzige Pflicht gegen das höchste Wesen, zu der wir doch unleugbar verbunden sind, die um ienes Wesens willen selbst nötig wäre? Der Schöpfer der Welt siehet seine Volkommenheiten unter allen Wesen am deutlichsten ein, und was kan ihm daran liegen, ob wir ihn loben oder nicht? Aber dem ohnerachtet ist es doch unsere Schuldigkeit; denn er erschuf darum Menschen, um sich ihnen herlich zu erkennen zu geben, und in ihnen eine frohe Lobbegierde zu entzünden. Zu dem pflichtmässigen Gebete gehöret ein Zustand, der uns allerdings der Gotheit gefällig

machen

machen mus, und diesen Zustand will sie, nicht um ihrer selbst, sondern um unsernt willen, und wegen anderer Menschen. Sie höret betende Menschen gerne, weil das Gebet eine Folge einer gewissen Verfassung der Seele ist, die ihr wolgefält, und weil die übrige Welt demütige, unterwürfige, und richtig denkende Geschöpfe anschauen kan. Sie höret betende Menschen gerne, weil das Gebet ein Mittel ist, eine vernünftige Seele durch lebhafte Erinnerungen an die höchsten Eigenschaften der Gotheit glükseelig, und gegen ihren Schöpfer empfindlich zu machen. Man seze einen zärtlichen Vater, der gewis vorher sähe, was sein liebes Kind unter besondern Umständen wünschen und begeren werde, und man seze so gar, daß er es beschlossen habe, seine Wünsche zu erfüllen. Aber wird ihn nicht seine Klugheit doch bewegen, zu warten, bis sein Liebling komme, und ihn anspräche? Allerdings! Nicht um seinetwillen ist es nötig, zu warten. Nein! seinem Kinde zum Besten thut er es. Er erhält einen gedoppelten Endzwek. Das Kind mus sich der Liebe und Güte des Vaters, und der unbeschreiblich nüzlichen und fruchtbaren Vorstellung erinnern, daß es alles sein Vergnügen, und seine Zufriedenheit seinem Vater zu danken habe; und seine Verbindlichkeit und Liebe gegen seinen Erzeuger wird um vieles grösser werden, wenn es die Wolthat zugleich als eine Erhörung seiner Bitte ansehen mus. Die Wolthat wird doppelt so gros seyn, doppelt so stark auf das Herz würken, und dieses doppelt so heftig gegen den Wolthäter ziehen. Wie aber, wenn man

die

die Erfüllung der Bitte davon wegnäme? Und wird es nicht die Liebe schwächen? Bei unvermögenden Kindern scheint es so zu seyn, aber bei erwachsenen und ächten Kindern der Gotheit ist es unmöglich. Jenen ist auch bisweilen eine vorgesezte Abschlagung der Bitte überaus nüzlich. Sie lernen sich mässigen in ihren Begierden, sie erkennen ihre Unterwerfung, und lernen alles nur als eine freie Gnade begeren. Seelige Würkungen! O! Vorsicht wie weise bist du! und wie gütig bist du, wenn du gerade am strengsten zu seyn scheinest! Denn unzälich ofte verdienen deine stürmerisch begerenden Kinder eine Abschlagung ihrer Bitten blos aus dieser Absicht, ob man gleich bei dir, o! unendliche! noch zugleich weit höherere und eben so glükliche Absichten sezen mus. Die gehorsamen Kinder der Gotheit beruhigen sich volkommen in dem Willen ihrer liebreichsten und weisesten Beherscherin, und in der Versagung der Wünsche selbst finden sie erhabenen und andern ganz unfühlbaren Trost, und eine Quelle zu den besten und ergözendsten Hofnungen, die ihre Seelen in der empfindbarsten Glükseeligkeit erhalten. Kan noch unter diesem Gesichtspunkte ienem Einwurfe der geringste Schein übrig bleiben? Müssen wir nicht die Gotheit bewundern, wenn sie an flehenden Geschöpfen einen Gefallen hat?

Beinahe eben das, Mamsel! werden wir antworten müssen, wenn man sich auf die Gütigkeit und Weisheit der angebeteten Almacht beruffet, um die Notwendigkeit des Gebets listig zu bestreiten.

Bedarf

Bedarf die höchste Güte, welche eine unendliche Neigung besizet, ihren Geschöpfen alle Güter aus eigner Bewegung zu schenken, wol einer Anruffung, und so zu reden, wol eines Antriebes, um sich in Wolthaten zu ergiessen? Freuet sie sich nicht innerlich, eine Gelegenheit zu finden, gutes zu thun? und o! wie klein hiesse es nicht gedacht, erst die Gütigkeit gleichsam durch unser Gebet erweken, und ihr in demselben Bewegungsgründe darreichen zu wollen, sich gegen uns zu lenken? Die unendliche Güte scheinet beleidiget zu werden, wenn man ihr nicht durch eine stille Erwartung die Grösse zutrauet, uns alles mögliche Güte zu schenken, sondern sie vielmehr durch ein Gebet allererst auffordern wil. = = = Freilich bedarf die höchste Güte keines Erwektwerdens, und es sei ferne, dis als eine Absicht bei unserm Gebete zu sezen. Aber verdient sie nicht, lebendig und überzeugend angeschauet zu werden, wenn sie uns helfen sol? Sezen Sie das Gefühl einer Bedürfnis, und die glüklichdringende Ueberzeugung der Unendlichkeit der Güte, von der alles Gute zu hoffen stehet, und wird es zu verhüten seyn, ein schlagendes Verlangen zu empfinden, das gewünschte Gut von der höchsten und geneigtesten Güte zu erwarten? Kan dis Verlangen ohne eine betende Anruffung seyn? Kan es die unendliche Güte beleidigen, einer Regung mit süsser und dringender Ueberlassung zu folgen, die sie selbst aus unermeslicher Liebe nach den besten Absichten so notwendig an unsere Natur verband? Erblikt sie nicht ihre eignen seeligen Würkungen, wenn sie betende

Men-

Menschen höret? Mus sie nicht durch sich selbst angefeuret stärker lodern? Noch mehr! Sezt nicht die volkommenste Gütigkeit allemal doch einige Betrachtung der Würdigkeit dererienigen voraus, wogegen sie sich äussert? Und wenn sind ihre Lieblinge am würdigsten, Wolthaten zu empfangen, als wenn sie iene höchste Eigenschaft lebhaft erkennen, und in der stärksten Ueberzeugung ihrer Grösse von ihr Güter erheischen? Wenn eher sind Menschen am würdigsten, Wolthaten von der gütigsten Gotheit zu erhalten, als wenn eine rürende Erkentnis ihrer Nichtigkeit sie dringet, sich kniend vor den Tron der höchsten Güte nieder zu werfen, und von ihr allein die Erhörung ihrer Wünsche zu erflehen? Wird nicht iener grosse Urquel der Güter stärker gegen diese betende Geschöpfe gezogen? und wo wäre das unanständige, das beleidigende, betende Menschen gern zu sehen? = = = Eben so scheinbar ist der Einwurf, den die Weisheit des Herrn der Welt klügelnden Toren leihen mus, eine Pflicht zu bekriegen, die sie nicht zu beobachten wissen. Vergeblich, spricht man, ist es, der Weisheit unseres Gottes mit Bitten beschwerlich zu fallen, der es unmöglich ist, gegen ihre Endzweke zu handeln, und bei der es uns allezeit höchst zweifelhaft bleiben mus, ob unsere Bitten erhöret, oder verworfen werden. Denn nie ist es möglich, in die Tiefen der Weisheit zu dringen, und zu erraten, was sie beschliessen werde. Erhöret sie uns nicht, was hilft es, gebeten zu haben? = = = Mein Herz, Mainsel! ist gleichsam von der Menge der Antworten, die hierauf gegeben wer-

den

den könten, aufgeschwollen, und ich weis kaum, welche ich wälen sol, da ich sie nicht alle anbringen darf, ohne eine eigne Abhandlung zu schreiben. Hat man es sich wol iemals einfallen lassen, Bitschriften an Fürsten als vergeblich auszuruffen, weil es zweifelhaft sei, ob sie gewis erhöret werden? Und nimmer mehr darf man die Absichten bei Fürsten zum voraus sezen, die man bei der Gotheit schlechterdings voraus sezen mus. Prinzen verwerfen die Bitten ihrer Unterthanen, ohne ihnen die Hofnung übrig zu lassen, zu einer andern Zeit besser, oder auf eine einleuchtendere und gütigere Art ihnen Wolthaten zu bestimmen. Die Gotheit aber entzündet mit der Versagung eines erbetenen kleinen Glüks zu gleich die untrüglichste Hofnung, zu der Erhaltung eines weit grösseren, und nüzlicheren Gutes. Und wie törigt ist es also nicht, das Gebet als vergeblich, als unpflichtmässig auszuschreien, weil es möglich ist, daß es nicht erhöret werde, weil die Weisheit ein grösseres Glük für uns bestimt hatte. Folgt es denn aber, daß es niemals erhöret werde? Und Mamsel! reden wir nicht vom Gebete, wie es pflichtmässig seyn mus? Und wenn dieses ist, so ist es allezeit bedingt, und wir dürfen nur die Erhörung desselben erwarten, unter der Bedingung, daß sie der Weisheit anständig sei. Diese Verfassung des Gemüts ist viel zu glüklich, als daß eine Versagung uns kränken könte, und daß wir glauben dürften, unser Gebet sei vergeblich. Wir lernen die Weisheit bewundern, und die Grösse der Güte preisen, welche nicht so schwach ist, auch Bit-

ten zu erhören, und Güter zu schenken, die nicht warhaftig nach allen Absichten gut sind. Wir selbst lernen vorsichtig begeren, uns zu beruhigen, und den Grund einer Herschaft zu legen, die verdienstlicher ist, als wilde Völker beherschen zu können.

Auch hier mus ich eine Probe meiner eignen Beherschung ablegen. Ich mus abbrechen, weil mein Brief sonst zu lang würde, so gerne ich auch noch fortschriebe. Zu gleicher Zeit aber werde ich doch selbst beherschet, und geschicht es irgend auf eine angeneme Art, so geschicht es durch die Freundschaft und Ergebenheit, welche mich nennen heisset

Dero

ergebensten Freund.

Acht und zwanzigster Brief.

Mein Herr!

Es ist wahr, daß ich Ihnen schon lange ein Schreiben schuldig bin; aber nemen Sie mein Stilschweigen als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihren Lehrsäzen an. Ich werde allezeit, so oft ich einen Brief von Ihnen empfange, in die wichtigsten Betrachtungen versezet, und meine Seele lernet immer mehr und mehr ihre Verbindlichkeiten auf eine einnemende Art fühlen. Ist es ein Glük beherscht zu werden, so wünsche ich es

nur

nur durch die Ueberzeugung meiner Schuldigkeiten zu seyn. Ihre Moral, Mein Herr! hat viel Gewalt, und um desto mehr, ie weniger man es ihr ansehen kan, daß sie herschen, und befehlen wolle, und ie mehr sie eine Feindin der Tyrannei der Demonstration ist. Sie haben mir in Ihren vorhergehenden Briefen lauter solche Sachen vorgetragen, die ich gerade so zu denken wünschte, als Sie sie gedacht haben, und darauf ich vor mich niemals gekommen seyn würde. Kurz! sie haben mir wolgefallen, und eben deswegen wuste ich auch nicht, was ich Ihnen in meinem Schreiben vorlegen solte. Denn ich hätte Ihnen nur blos mit einem einzigen Worte sagen können: Mein Herr! Sie haben mich gerürt. Recht eigen lauerte ich auf Gelegenheit, Materie zu einem Briefe an Sie zu finden, und eher konte es nicht geschehen, als eben izt. Sie haben drei wichtige Einwürfe auf eine Art widerlegt, die ich weis nicht was seltenes, und einschleichendes bei sich füret, und eben dadurch haben Sie Amalgen und mich begierig gemacht, die Beantwortung zweener Einwürfe von Ihnen zu fordern, die vieleicht nicht sehr gewönlich sind. Wir beide haben recht darauf studirt, sie Ihnen geschikt vorzulegen. Hier sind sie. Erinnern Sie sich an den grösesten Hauffen der Menschen, und werden Sie ihnen die Meinung benehmen können, durch das Gebet die Vorsehung zur Erfüllung der Bitten zu bewegen? Stehen nicht die allermeisten in den Gedanken, daß Gott ihnen nicht geholfen haben würde, wenn sie nicht gebetet hätten? Glauben nicht

auch viele, daß Gott eben durch ihr Gebet erst ihre Not erfare? Aber nach Ihren eignen Grundsäzen müssen dis ia Gott unanständige Gedanken, und Vorurteile seyn, und wäre es nicht besser, lieber gar nicht zu sagen, daß das Gebet eine Pflicht sei, als Menschen von der Art zu ermuntern, mit und aus der Gotheit unanständigen Gedanken zu beten? = = = Weiter Mein Herr! Sie haben zu dem Gebete ein edles und auf die Güte gerichtetes Verlangen, und einen erhabenen Zustand der Seele erfordert, und ich glaube, mit dem grössesten Rechte. Aber bedenken Sie nicht, daß die allermeisten Menschen diesen Zustand nicht kennen? Die wenigsten sind im Stande vor sich, oder aus sich selbst zu beten, sondern man hat Ihnen von Jugend auf gewisse Formeln auswendig lernen lassen, die sie bei bestimten Gelegenheiten hersagen, und nachher hat man ihnen gedrukte Gebete gegeben, die sie hervor suchen, wenn sie glauben, daß es Zeit sei, zu beten. Sie werden mir vermutlich eingestehen, daß hiebei nur gar zu viel fehlerhaftes sei, und daß es in der That eben so unanständig heraus komme, als wenn man vor einem Fürsten einen Fusfal thun, aber erst aus der Tasche einen Zettel hervorziehen wolte, von dem man ohne Teilnehmung des Herzens einige Worte aus Ungeschiklichkeit, lesen zu können, herstammelte. Sondern Sie aber diese Gebetsformeln von dem menschlichen Geschlechte ab, weil sie etwas unanständiges sind, und meines Erachtens, welches das Hauptstük ist, ienen erforderlichen Zustand auf keine Art entzünden können, so bleibt

nichts

nichts übrig, als zu behaupten, daß man lieber gar die Pflicht zum Gebet aufheben, als sie auf eine unrechtmässige Art aus zu üben ermuntern müsse.

Sehen Sie, mein Herr! daß auch wir Einwürfe vortragen können, und ich hoffe, daß Sie sie gütig aufnemen, und glüklich beantworten werden. Vermutlich ist doch Ihre Abhandlung vom Gebete noch nicht aus? Mir deucht, es sind noch ein Haufen Fragen zurük, die Ihre Ausfürung verdienen. In diesem Falle scheint es mir auf keine Art zweifelhaft zu seyn, daß Sie recht gern erhören würden, was eben izt gebeten hat

Ihre

ergebenste Freundin.

Neun und zwanzigster Brief.

Mamsel!

Ich würde Ihnen das allergrösseste Unrecht thun, wenn ich nicht aufrichtig gestehen wolte, daß Sie Ihre Einwürfe auf eine ungemein vorteilhafte Art vorgetragen hätten. Es bleibt ewig wahr, daß die Natur dem Frauenzimmer eine besondere Art vom Geiste mitgeteilet habe, einen Geist, der listig und stark genug ist, sich eine Herschaft über unser Geschlecht zu erwerben, wenn es ihm nur einfält. Bald solten Sie mich gefangen haben, und

bald solte ich glauben, daß Amalgen alle ihre Verschlagenheit angewendet habe, durch einen höchst scheinbaren Einwurf mich zu überraschen. Verlöre die Warheit nichts dabei, so wolte ich mir einen Ruhm daraus machen, zu sagen, daß Sie mich überwunden hätten. Aber dieser darf ich von ihren Rechten nichts vergeben. Vieleicht wissen Sie selbst schon, worin das Listige in Ihren Einwürfen stäke, und Sie wollen mich nur auf die Probe stellen, ob ich meiner Sachen gewis, und nicht aus einer kleinen Heuchelei vermögend sei, die volle Ergebenheit gegen die Warheit zu verleugnen. Nein! nein! schöne Amalgen! ich bin dis mal zu sehr auf meiner Hut, und ich werde mich mit der grössesten Angelegenheit bemühen, Ihre Einwürfe zu beantworten. Ich habe es wol gemerkt, wo Sie Ihre kleine Falschheit verstekt haben. Sagen Sie einmal, haben wir denienigen das Gebet zu einer Pflicht gemacht, die mit solchen Vorurteilen eingenommen sind? Oder haben wir nicht vielmehr schon lange vorher angemerkt, daß man eine richtige Erkentnis von Gott, von der Unendlichkeit desselben, und seiner eignen Nichtigkeit haben müsse? Eine Pflicht gründet sich immer auf die andere, und die Rechtmässigkeit der Beobachtung der einen wird allezeit aus der vorhergegangenen Rechtmässigkeit der Beobachtung einer andern sich steiffen, und diese zum voraus sezen. Eben darum fängt ein kluger Moralist von den ersten Grundpflichten an, und bauet auf diese seine folgenden absprossenden. Wissen Sie wol, daß ein Moralist seine Menschen von Grund

aus

aus bilden wil, und daß er ihnen die Pflichten so vorlegt, wie seine Grundbildungen es erfordern, nicht aber wie die Menschen ohne Moral und ohne Bildung derselben sind? Lassen Sie sich es einmal gefallen, Ihren ersten Einwurf nach diesem Gesichtspunkte zu betrachten, und was wollen wir wetten, daß er verschwinde? Ei, ei! wie listig schliessen Sie nicht! mus man denn darum lieber sagen, daß eine Handlung keine Pflicht sei, weil sie die allermeisten Menschen nicht so beobachten, wie sie sie beobachten solten, wenn sie nach den Lehren der Moral gebildet wären? Solte Ihr Schlus gelten, so würde es in der That klüger seyn, gar keine Sittenlehre zu schreiben, weil sie die Menschen doch nicht nach allen Regeln und Vorschriften ausüben würden. Jedoch ich wil Ihnen einmal ein Bisgen zu viel einräumen, daß man den Menschen nicht die Meinung benemen könne, daß Gott durch ihr Gebet erst ihre Not erfare, und so zu reden durch dasselbe erwekt werde, ihnen zu helfen; so würde ich dennoch behaupten dürfen, daß man unter dieser Bedingung nicht eigentlich gegen die Pflicht des Gebets, sondern gegen eine andere Pflicht sündige. Ich glaube dennoch, daß man unter dieser Bedingung eine ware Unterwürfigkeit und Demut gegen Gott, und ein Gefühl seiner Nichtigkeit, und eine lebendige Ueberzeugung von einer grossen Güte der Gotheit haben könne. Und das sind ia die Hauptstüke, die das Gebet bei uns zur Pflicht machen. Lassen sich nicht oft genug diese Merkmale bei den Bitten an Fürsten bemerken, ob man gleich gewis

zum voraus sezen darf, daß Fürsten unsere Not erst durch unser Flehen erfaren? Was hat iener Gedanke darauf für einen Einflus, daß wir die Erfüllung unserer Bitte nur als eine freie Gnade von der Gotheit erwarten sollen, daß wir überzeugt sind, sie nicht von uns selbst, sondern allein von der Güte derselben erlangen zu können, und daß diese so gros sei, daß sie die würksamste Neigung habe, uns zu helfen? Ich begreiffe nicht, wie diese Stüke durch den ersten Gedanken gestöret, oder aufgehoben würden, und wie er also die Pflicht des Gebets wankend machen könne. Freilich ist iene Meinung der Erkentnis Gottes zu wieder, aber wenn ich nach Ihrer Vorausſezung anneme, daß es unmöglich sei, den Menschen dieses Vorurteil zu entreissen, welches ich doch nicht einräume, so würde ich zugleich behaupten, daß die höchste Güte mit dieser Schwachheit der Menschen eine schonende Geduld tragen würde, weil sie die Beobachtung der Pflicht des Gebets in diesem Falle nicht fehlerhaft machen kan. Habe ich die rechte Antwort getroffen?

Allein Mamsel! was ich auf ihren andern Einwurf antworten sol, darüber bin ich noch nicht mit mir selbst einig. Antwort verdient er unstreitig, und zwar auf eine gute Art. Bei allen aber scheinet den Gebetsformeln nicht gar zu viel Ehre übrig zu bleiben. Und wie? solte man sich wol an den guten Meinungen unserer redlichen Vorfaren sehr versündigen, wenn man auch die Gebetsformeln von einer oder der andern Seite tadelte? Meines Erachtens haben die Menschen nur alsdenn Gebets-

formeln

formeln nötig, wenn es bewiesen werden kan, daß sie zu bestimten Zeiten, auch gegen die Verfassung ihres Gemüts, beten müssen, und daß die Gotheit eine gewisse Länge der Gebeter verlange. Ausser diesen Fällen aber betrachte ich die Gebetsformeln nicht als eine Bemühung, womit man sich eben um die Welt verdient gemacht habe. Diese Formeln scheinen vornemlich Schuld daran zu seyn, daß man das Gebet als einen Herrendienst ansiehet, der vollkommen gut sei, so bald man ihn nur verrichtet habe, es geschehe auch auf welche Art es wolle. Freilich so wie die Menschen gewönlich zu beten pflegen, und so wie sie sich der Gebetsformeln zu bedienen gewont sind, so gehet ungemein viel unanständiges der Gotheit, und unserer Pflicht dabei vor. Aber wissen Sie wol, daß Sie durch dis Geständnis nichts gegen die Gewisheit der Pflicht zu beten, so wie ich ihre Verbindlichkeit in meinem vorigen Briefe angegeben habe, gewinnen werden. Es ist eben die listige Art zu schliessen, die ich schon bei dem ersten Einwurfe verbeten habe, und hier neme ich sie eben so wenig an. Nimmer mehr werde ich glauben, daß man sich bestimte Zeiten sezen müsse, in welchen man beten wolle. Schon oben habe ich diese Bestimmung unter die Arten des Aberglaubens gerechnet, und ich habe diese Meinung noch nicht faren lassen. Es ist unmöglich, daß man eine so grosse Gewalt über seine eigne Seele, und die Dinge auser sich haben könte, in ieden Fällen, und zu ieder bestimten Stunde den erforderlichen Zustand des Gebets in sich hervorzubringen, und wenn

dis ist, so kan das Gebet ohne diesen Zustand in bestimten Stunden nichts mehr, als ein leeres Geschwäz seyn, das der Gotheit ekel ist; Sich also feste Zeiten zum Gebet zu sezen, ohne die Kunst zu wissen, sein Herz zu erweken, heist mir eben so viel, als wenig Ehrerbietung gegen Gott zu bezeugen, und die törigte Meinung zu erraten, daß nur eine Menge von Tönen ohne Begriffe der Gotheit angenem seyn könten. Wer dächte wol so niedrig nur von Menschen? Der vornemste Grund der Rechtmässigkeit unserer Pflichten mus in der Schönheit, und der gotgefälligen Verfassung unserer Seele liegen, und von dieser müssen die äussern Handlungen zugleich Würkungen und Zeichen seyn. Ich mus es nur gestehen, ich finde in der gewönlichen Art nach Formeln zu bestimten Zeiten zu beten so etwas wiedriges von allen Seiten, daß ich mich nicht einmal recht auszudruken im Stande zu seyn halte. Man seze eine solche Person, die aus einer Gesellschaft komme, worin vieleicht die unanständigsten Scherze, oder andere Arten von Belustigungen, die ihre Unschuld längst verloren gehabt haben, geherschet, und sie wird sich nicht eher zu Bette legen, ehe sie nicht ihr Gebet aus ihrem Formular hergemurmelt hat. Ihre ganze Seele ist noch in der äussersten Verwirrung, und alle die Bilder, welche in der Gesellschaft herum flatterten, bewegen sich izt noch in ungemeiner Lebhaftigkeit in ihr. Diese Person ist in sehr vielen Stunden noch nicht geschikt an irgend etwas anderes zugedenken. Sie liest, und wil der Liebe und Weisheit für ihre Wolthaten danken.

ken. Aber eben izt fängt sie mitten im Gebete herzlich zu lachen an; denn es kam ihr ein lächerliches Bild aus der Gesellschaft vor. Betete sie würklich, als wenn das Gebet ihre vernünftige Pflicht ware? Gesezt, daß sie kein Gebetbuch gehabt hätte, so würde sie nicht gebetet haben, und unstreitig hätte sie am klügsten gethan. Ich gebe Ihnen also volkommen Recht, Mamsel! daß die Gebetsformeln in den allermeisten Fällen, und so wie sie gewönlich beschaffen sind, zur fehlerhaften Beobachtung der Pflicht des Gebets ungemein vieles beitragen. Ich wünschte also, daß sie nicht in der Welt wären, und ich zweifele, ob sie darin seyn würden, wenn man das Gebet von der Seite betrachtet hätte, wie eine gereinigte Vernunft es uns zu betrachten befielet. Dürfte ich mich in das Feld der geoffenbarten Sittentheologie wagen, so würde ich vieleicht Gründe anzeigen können, welche meine Meinung auch von der Seite bestärkten. Ich würde freilich noch einige Einwürfe zu beantworten haben, auf die unsere Vernunft für sich nicht fallen kan, aber die sich vieleicht doch auch nicht ohne Stärke heben liessen. Bis so weit sind wir also einig, und bis hieher scheine ich Ihren Einwurf in der That mehr bestärkt, als bekämpft zu haben. Vieleicht haben Sie auch nicht Unrecht! Aber ich mus Ihnen nunmehro zugleich im Vertrauen sagen, daß wir gerade auf die Grenze gekommen sind, wo wir uns scheiden müssen. Eben darum, weil die Gebetsformeln zur unrechtmässigen Beobachtung der Pflicht des Gebets unleugbaren Vorschub thun, glauben Sie das Recht

zu

zu haben, lieber das Gebet gar nicht als eine Pflicht anzugeben. Solte ich dis wol eingestehen können? Ich bin zwar gefällig genug, aber das kan ich doch nicht thun. Getraueten Sie sich zu erweisen, daß es dem menschlichen Geschlechte gar nicht möglich sei, den gehörigen Zustand der Seele zum Gebete zu empfinden, und daß gar keine Mittel übrig wären, der Schwachheit der Meisten zu Hülfe zu kommen? Oder wollen Sie darthun, daß man unserm Geschlechte auf keine Art die Gebetsformeln entreissen könte, oder daß es bei dem Gebete auf eine bestimte Länge der Rede und des Vortrages selbst ankome? Wollen Sie gutem Rate folgen, so lehnen Sie auf alle Art diese vorgeschlagenen Beweise von Sich ab. Es ist nicht möglich damit durch zu dringen. Gestehen Sie vielmehr, daß ieder Mensch eine hinlängliche Erkenntnis der Grösse der Gütigkeit Gottes, und seiner eignen Nichtigkeit erhalten könne: gestehen Sie, daß eine Unterwürfigkeit und Demut gegen das höchste Wesen auch dem geringsten Menschen nichts unmögliches sei, und daß die Bemühungen seiner Mitbrüder, und Lehrer in diesem Falle nicht ohne Hofnung sind. Der öffentliche Unterricht, welcher mir eine Spur der höchsten Weisheit Gottes ist, wird unter den gehörigen Bedingungen allerdings hinreichen, teils die üble Gewonheit, zu festgesezten Zeiten ohne erwekt zu seyn zu beten abzuschaffen, teils die Mittel und Fälle zu zeigen, wie und wenn man vernünftig beten dürfe, teils die Gebetsformeln aus der Mode zu bringen. Sezen Sie, daß man öffentlich gegen diese Fehler

eifere;

eifere ; Sezen Sie zu gleich, daß man auf eine rürende Art die Grösse der Gütigkeit, und unsere Nichtigkeit schildere, und wie warscheinlich wäre es nicht, daß ungemein viel Herzen gewonnen würden? Man bemühe sich, öffentlich die Wege zu zeigen, wie man sich lebhaft an die Wolthaten der Gotheit erinnern müsse, und man schärfe die Grundlehre ein, daß alles von der Bestimmung der Vorsicht abhange, und man wird gewis viele irrende Herzen zu recht füren. Man trift nicht selten unter den geringsten der Menschen zärtliche Seelen an, und diese werden erwekt werden, und eine neue Beruhigung erhalten, wenn sie hören, daß nicht ein gekünstelter Vortrag, noch ein mühsam gesuchter Zusammenhang der Worte, sondern redliche Seufzer, auch übel verbundene Worte, aufrichtige Ausdrüke, und eine einfältige Ansprache, wenn alles nur aus zärtlichem, und vollem Herzen herkomt, das ware, das ächte, das schon genugsame des Gebets ausmache. Wer schön reden kan, wird auch schön beten; denn die Redlichkeit erfordert keine Verleugnung der guten und schönen Natur; allein wer nur stammeln kan, und stammelnd aus Aufrichtigkeit, Demut, Ueberzeugung, und Drang des Herzens betet, betet eben so pflichtmässig, und der Gotheit gefällig, als iener. Denn diese höchste Beherscherin ist nicht pedantisch, sondern sie liebt das freie, und redliche. Freilich sind hiebei auch Fehler möglich, und die Schwachheit der Menschen bedarf in allen Fällen einer guten Anfürung, und einer wolgemeinten Ermunterung. Meines Erachtens würde man sehr wol thun, wenn

man

man sich gefallen liesse, die überflüssige Mühe zu sparen, Gebetsformeln aufzusezen; vielmehr solte man sich darauf befleissigen, das Herz der Menschen besser kennen zu lernen, und die Kunst zu finden, es in Bewegung zu sezen. Alsdenn würde man im Stande seyn, rürende, belebende Betrachtungen auf alle Tage des Jares, und auf die vornemsten Begebenheiten des menschlichen Lebens aufzusezen, und diese müste man anpreisen, nach volbrachter Arbeit des Tages zu lesen. O! wie viel Menschen würden hiedurch nicht in den erforderlichen Zustand des Gebets versezt werden, und das Verlangen des redlichsten Herzens, sein Wol von der Gotheit zu erbitten, würde ungemein oft unausbleiblich seyn. Das eigne Gefühl der Menschen würde ihnen das Gebet eingeben. Rüreten sie nicht zu allen Zeiten, so würde nichts versehen seyn, man betete nicht, und man thäte Recht daran. Aber sehr oft würden sie zum Gebet erweken, und dazu wären keine Formeln nötig. Die eignen Empfindungen, und das eigne Bewustseyn der Menschen des Mangels, und das beinahe notwendige Urteil der genauen Anwendung der Betrachtung auf seinen eignen Zustand würde nicht selten Regungen erzeugen, die ächte Mütter des rechtmässigen Gebets seyn müsten. Man würde zwar oft nur seufzen, und lallen, aber doch pflichtmässig beten. Wie, Mamsel! mir scheint es, als wenn ich Ihren Einwurf volkommen, wie wol mehr praktisch, als theoretisch, beantwortet hätte.

Freilich sind noch einige wichtige Fragen zu untersuchen übrig, und ich würde meiner Pflicht nur

zur

zur Hälfte Gnüge gethan haben, wenn ich ihre Entscheidung vorbei lassen wolte. Aber sol ich es izt thun? Ich wil bitten Mamsel! diesen Entscheidungen einen eignen Brief zu erlauben. Solte ich wol erhöret werden? Ich bitte mit Ehrerbietigkeit, und nach einer genauen Ueberlegung; und eben deswegen mache ich mir die gegründetste Hofnung, Beifal zu erhalten, und aller der Rechte noch ferner zu geniessen, die sich ehedem erworben

Deroselben

ergebenster Freund.

Dreissigster Brief.

Mamsel!

Viel zu ungerecht würden Sie mich anklagen, wenn Sie die Verzögerung der Auflösung der noch übrigen Fragen bei dem Gebete einen Mangel des Eifers, Ihnen meine Moral volständig vorzutragen zuschreiben wolten. Nein! Mamsel! ich bin beglükt, und ich füle mich selbst zu frieden, wenn es mir erlaubt ist, über dergleichen Sachen meine freien Gedanken niederschreiben zu dürfen. Ich nenne sie frei, weil keine Sklaverei der Sekte, noch ein Trieb zum Wiedersprechen, sondern ein freies Nachdenken, und ein ungezwungener Verstand sie mir einflösset. Habe ich das Glük,

mit

mit andern scharfen Geistern übereinzustimmen, so freue ich mich; scheine ich Ihnen aber zu wiedersprechen, so bedarf dieser Anschein einer Untersuchung, und ist er mehr als ein Anschein, so erschrekt er mich nicht; denn ich befürchte mir keiner Sünde dabei. Der Vorsicht sei gedanket, daß sie mich in einem Jarhunderte geboren werden lassen, wo die Sklaverei im Denken etwas unanständiges geworden, weil man gefunden hat, daß sie unserm Adel des Geistes zu wieder sei. Ich würde mich schämen, eine freie Vernunft zu besizen, und doch die Torheit begangen zu haben, diese erhabne Freiheit um einen Passirzettel, auf dem ein gewisser Name in = = = aner stünde, erhalten zu können. Kein freies Herz, und kein ungezwungener Verstand schliest sich aus Ehrerbietigkeit für diesen Passeport mehr auf. Aber sichtbaren Gründen, und der Schönheit der Lehren ist wenigstens der grösseste Teil der Herzen unverschlossen, wenn sie auch bei einigen vorüber gehen müsten. Glauben Sie nicht Mamsel! daß ich mit dieser Anmerkung meiner Moral einen Schuzbrief schreiben wollen. Vieleicht bedarf sie ihn nicht, wenn eine unparteiische Aufmerksamkeit und Redlichkeit die Ratgeber meiner richtenden Leser sind. Ich mache gern kleine Anmerkungen, wo ich glaube, daß sie sich anbringen lassen, und vieleicht gehört diese mit zu den Gebetsformeln. Gehäufte Arbeiten haben mich verhindert, eher zu schreiben, und die Ueberlegung verlängert, die ich zu der Entscheidung unserer Fragen bedurfte.

Wie? wenn? wie oft? wo? und warum mus man beten? Wichtige Fragen, Mamsel! deren Beantwortung vieleicht nicht ohne alle Schwierigkeiten ist. Ist es möglich, so werde ich sie mit wolüberlegter Kürze beantworten. Wie mus man beten? Darf ich Ihnen diese Frage noch wol auflösen? Wird es Ihnen nicht ihr eigenes zum Gebet wol zu bereitetes Herz von selbst lehren? Sie wissen, Mamsel! daß das vorzüglich rechtmässige des Gebets auf den besonders schönen Zustand der Seele, dessen natürliche Folge das Gebet ist, vornemlich ankomme. Sie wissen, daß in diesem Zustande eine volle Unterwürfigkeit, Demut, eine lebendige Erkentnis der hohen Eigenschaften der Gotheit, und eine Zärtlichkeit gegen sie herschen müssen. Unterwürfigkeit und Demut müssen sich bei dem Gebete in sichtbaren Handlungen zu erkennen geben, und wie wäre es anders möglich, als daß eine unterwürfige und demütige Seele nicht lauter solche Worte gedenken und gebrauchen solte, die man nur alsdenn erwälet, wenn man die Tiefe seiner Erniedrigung gegen eine anzubetende Maiestät zugleich ausdrüken wil. Ein ieder vernünftiger wird an dieser Wahl der Worte einen unterthänigen Geist, und eine gesezmässige Denkungsart entdeken. Unser Zustand der Seele wird sich in unsern Worten spiegeln. Eben so notwendig wird es seyn, daß eine unterwürfige Seele ihrem Körper befielet, sich bei dem Gebete gerade in solche Stellungen und Gebehrden zu versezen, welche die klärsten Zeichen sind, unser Geist nahe sich in der gehörigen Verfassung zu

dem Trone der allerhöchsten Maiestät. Die Welt wird alsdenn demütige Menschen anschauen können, die durch eine anständige Ehrerbietigkeit sich als unterthänige Geschöpfe der erhabensten Gotheit erweisen. Sehen Sie wol, daß die Ehrerbietigkeit bei dem Gebete uns zu Spiegeln der Gotheit mache, zu Menschen, aus deren kleinsten Handlungen man den notwendigen Schlus ziehen mus, eine erhabenste Erkentnis der höchsten Beherscherin der Welt durchdringe, und regiere unsere Seele. Hüten Sie sich aber der Gotheit selbst einen Ehrgeiz, eine Schwachheit zu zuschreiben, die Menschen nicht einmal recht wol anstehet. Nein! die Ehrerbietigkeit gefält dem Schöpfer nur, weil sie eine natürliche Folge der Unterwürfigkeit und Demut, dieser zwekmässigen Pflichten, ist, und weil andere Menschen, und betende tugendhafte selbst dadurch erwekt, ermuntert, gerürt, und in ihrer schönen Verfassung erhalten werden. Dis ist die Ursach, warum es auch unsere Pflicht ist, in der stillesten Einsamkeit ehrerbietig zu beten. Es wird teils ganz natürlich geschehen, teils unsern Geist in einer anhaltendern Demut bestärken. Allein weit gefehlet, Namsel! daß man hierin eine vorzüglichere Kraft des Gebets sezen dürfe. Die besten Handlungen kön.nen durch unreine Absichten unerlaubt, und abergläubisch werden. Wenn Lucilie kniet, und gen Himmel schielet, so ist es Aberglauben; denn sie verbindet damit die törigte Meinung, daß die Erhörung ihres Gebetes von diesen äussern Handlungen besonders abhange. Wird es also wol bisweilen

len erlaubt seyn, auch ohne Ehrerbietigkeit zu beten? Wenn es angehet, daß man von den gewissen Würkungen und Zeichen auf ihre Ursach selbst schliessen darf, so werden Sie leicht erraten, daß man bei dem Mangel der Ehrerbietigkeit nicht ohne die grösseste Warscheinlichkeit einen gewissen Kaltsinn der Seele vermuten dürfe, und daß diese Vermutung allerdings der Rechtmässigkeit unserer Pflicht schade. Werfen Sie mir ia die Gewonheit des grössesten Haufens der Menschen nicht vor. Ich werde sie bedauren, und anklagen, aber meine Meinung nicht ändern. Wolte Gott! daß betrübte Erfarungen, die doch nur alzugewis sind, die Menschen nicht eines gar zu grossen Mangels der Ehrerbietigkeit gegen das höchste Wesen beschuldigten, und uns eine viel zu törigte und unüberlegte Mode zu beseufzen zwängen, bei der man sich gleichsam schämt, vor der höchsten Maiestät des Himmels die Knie zu beugen, das stolze Haupt zu entblössen, und eine unterthänige Miene an zu nemen. Bedauren Sie diese Toren! wenden Sie ihre Augen von Ihnen ab. Die Vorsicht verachtet sie. Indessen sind nicht in allen Fällen alle Handlungen der Ehrerbietigkeit vorzunemen, sondern nur dieienigen, die bei vorkommenden Gelegenheiten hinreichende Zeichen der Unterwürfigkeit und Demut sind, und ich leugne es nicht, daß besonders heilige Derter, besondere Zeichen, und Gelegenheiten auch mehr als andere Zeichen der Demut erfordern. Eben so wenig werde ich auch die besondern Handlungen der Ehrerbietigkeit bestimmen. Sie können unter verschiedenen

Völkern verschieden seyn, und man erwäle diejenigen, die unter unserem Volke für algemeine Zeichen der Unterwürfigkeit und Demut gehalten werden. Dis ist die erste Eigenschaft eines rechtmässigen Gebetes. Erinnern Sie sich, daß ein lebhaftes Andenken an die höchsten Eigenschaften der Gotheit unsere Seele in Würksamkeit sezen müsse, wenn wir gehörig beten wollen. Erinnern Sie sich, daß die unendliche Weisheit der eben so grossen Güte die unverlezlichen Regeln vorschreibt, wonach sie sich im Wolthun ergiesset, und werden Sie zweifeln dürfen, daß nicht eben darum unser Geist nicht anders als bedingt beten könne? Er erkennt ia seine eigne Nichtigkeit, und ein inneres unwiederstehliches Gefühl zwingt ihn, an sein eignes Unvermögen zu gedenken, das beste zu beurteilen, und gewis zu wissen, was ihm volkommen diene. Er betet, er verlanget nur darum ein Gut von der höchsten Güte, weil er es für nüzlich hält; aber sein Herz sagt ihm, daß er nur gar zu leicht irren könne, und seine zärtliche Liebe gegen Gott läst ihm nichts anderes wünschen, und begeren, als was seinem unumschränkten Herrn gefält. Er betet, er verlangt nur dis Gut, in so fern es der höchsten Weisheit gefält, es ihm nach ihren unverbesserlichen Regeln zu schenken. Sie schlage es ihm ab, und er ist zufrieden. Allein zu gleich herscht doch eine feste Ueberzeugung in seiner Seele, daß die höchste Güte unendlich und zuverlässigst geneigt sei, seine Bitte zu erhören, so bald die Weisheit einwilliget. Diese unzerstörbare Ueberzeugung ist das beglükende Vertrauen, oder

die

die sanfte Zuversicht, welche eine ächte Tochter der zärtlichen Liebe ist, die unser Gebet der Gotheit angenem machen mus. Die Liebe zweifelt nie, sie erwartet mit der grössesten Gewisheit das Beste von ihrem Geliebten, aber sie überläst ihm auch die freie Beurteilung des Besten. Die Zärtlichkeit kan nicht murren, und sie wil nur das, was ihr Geliebter wil, und nichts entreist ihr die unüberwindliche Ueberzeugung, daß ihr geliebter Gott nur das Beste wolle, und ihr nichts anders geben könne, als was das Beste ist; alles andere aber eben aus der dringendsten und überwiegenden Gegenliebe ihr abschlage. O! so zu beten, Mamsel! ist eine himmlische Wolluſt, ein Geschäfte, eine Pflicht, der wir nicht wiederstehen können, und die uns so recht zur Gotheit hinreist.

Die zwote Frage, Mamsel! würde ich mit einem einzigen Worte entscheiden können, wenn ich nicht einige Anmerkungen dabei zu machen hätte. Wenn eher und wie oft sollen wir beten? allezeit! So bald unsere Seele den Zustand empfindet, den eine richtige Vernunft zum pflichtmässigen Gebete erfordert. Ich habe mich oben schon erkläret, daß ich es für abergläubisch halte, sich feste Zeiten zu sezen, in denen man beten müsse, man möge in der gehörigen Verfassung seyn oder nicht. Allein ich bitte sehr, meinen Saz nicht zu weit aus zu dehnen. Ich bin gar nicht dagegen, daß man sich nicht eigne Zeiten zum Gebet ausfezen dürfe, in denen es uns so zu reden am leichtesten ist, gesezmässig zu beten. Ich habe nur gegen die Gewonheit der Welt geei-

fert, wenn sie nicht nach den gehörigen Regeln der Moral gebildet ist. Es sind mit dieser üblen Gewonheit vornemlich ein Paar andere Stüke meistens verknüpfet, welche sie eben abergläubisch machen. Man ist zu störrisch von seiner Zeit abzuweichen, und man ist zu abergläubisch, diese Zeit zu übergehen, wenn man sich nicht in der gehörigen Verfassung befindet. Man ist ferner mehrenteils zu gleich mit der törigten Meinung behaftet, daß man zu andern Zeiten, als den gesezten, nicht zu beten gebrauche, und daß man dieser Pflicht schon ein volles Genügen leiste, wenn man nur den Akkord richtig halte, den man mit der Vorsehung gemacht zu haben scheint, zu bestimten Zeiten zu beten. Diese beiden Stüke sind es hauptsächlich, wogegen ich geeifert habe. Noch fehlt uns die Kunst, sein Herz in Bewegung zu bringen, und so bald diese bekant wird, so werde ich es nicht mehr für unthunlich halten, sich gewisse Zeiten unverbrüchlich festzusezen. Wollen Sie also meine bestimte Meinung wissen, so sage ich Ihnen, daß man zu allen Zeiten zu beten verbunden sei, weil wir zu allen Zeiten der Hülfe der Vorsicht bedürfen, und weil wir schuldig sind, zu allen Zeiten die hohen Eigenschaften der Gotheit anzuschauen. Allein deswegen verwandele ich nicht unser ganzes Leben in ein beständiges Knien, und Beten. Erlauben es unsere Geschäfte, und die Gelegenheiten, so denke man lebhaft an seine Nichtigkeit, und die Grösse des Schöpfers und Erhalters der Welt, und an die Notwendigkeit, alles von seiner unendlichen Güte erwarten zu müssen. Denn

wer-

werden diese Gedanken unser Herz rüren; denn werden wir den Zustand des Gebets empfinden; denn werden Wünsche für unser Glük entstehen, und denn werden wir seufzend, und mit heimlichen Worten beten. Kein Tag breche an, ohne uns das Gefühl unseres eignen Unvermögens mit zu bringen, und der durch den Schlaf erquikte Geist erhebe sich zu erst zur Gotheit, er bete um Beistand, um Hülfe, um Erhaltung. Man seze sich diese Zeit, beten zu wollen; aber man ergreiffe zugleich eifrig alle Mittel, seine Seele zu ermuntern, und einen seeligen Zustand hervorzubringen. In dieser Zeit wird es am leichtesten glüken; aber man entferne die troknen Formeln; man bete nicht eher, als bis der Geist durch süsse Regungen gedrungen wird, von selbst zu reden, und man befürchte nicht, die Gotheit durch stammelnde Worte zu beleidigen. Ein volles und überfliessendes Herz redt allemal schön. Man rechne es sich nicht zur Sünde, wenn durch Hindernisse gestört, der Geist sich nicht erweken lässet, aber man rechne es sich allerdings zur Sünde, freiwillig und aus Nachlässigkeit, Mittel, befördernde Mittel unversucht gelassen zu haben, sich anzuschiken. Nicht selten rürt uns ein unvermuteter Gedanke mitten in unserer Arbeit; und man erstike ihn nicht; man begleite ihn mit einem redlichen, obgleich stillen, Seufzer. Man betet alsdenn auch. Kündiget ein erquikender Abend die Ruhe nach der Arbeit an, o! so sende man seinen Geist gerürt zu dem Trone der Gotheit mit Dank, mit Lob, mit Gebet. Aber man rüste, man schmüke ihn vorher nach obigen Regeln.

Besizt er selbst so viel Stärke die Wolthaten zurük zu ruffen, seinen Zustand zu mustern, sich zu ermuntern, und sich bewegt aufzuschwingen; Glük für uns; man störe ihn nicht. Wo nicht, so ruffe man rürende Bücher, und Bemühungen redlicher Lehrer zu Hülfe. Schade! daß ihre Anzal so klein ist. Uebereilt den Geist eine Schwachheit, und Müdigkeit, so zwinge man ihn nicht. Er mus frei beten, und wir bleiben bei der grössesten Stärke doch Menschen. Man bete nicht, man sündiget nicht, man stammele keine Formeln her. Man seufze nur, und ein gerürtes, ein redliches: Ach Schöpfer erbarme dich, sei uns gnädig, ist ein völlig genugsames Gebet. Die Gotheit durchdringt die Geister, und kennt ihre Regungen auch ohne gepuzte Worte.

Sich Oerter zu erkiesen, und die Erhörung des Gebets an ihre Weihe und Vorzug zu binden, ist offenbarer Aberglaube. Aber zu ernstlich beschlossenem, zu eifrigem Gebete einen Ort zu wälen, wo eine heilige Stille wonet, und nichts den in sich selbst gekehrten, und zur Gotheit sich nahenden Geist störet, ist Klugheit, ist Pflicht. Die Gotheit ist überal, und ein ieder Ort ist ein Tempel, ein Tron, wo sie aufrichtige Bitten annimt. Nur die Schwäche unserer Natur, die nicht selten durch äussere Mittel gestärkt werden kan, erfordert die Bestimmung und Wahl stiller Oerter. Das Leere in unserer Seele, das aus dem Mangel äusserer Empfindungen entsteht, wird durch die innern erhabenen Vorstellungen von der Gotheit ersezet; unser Geist erfüllet sich selber, er erfüllet sich mit Gedanken und Regungen,

die

die von der Gotheit kommen, und zu der Gotheit gehen, und die sich durch ihre eigne Klarheit und Reizungen selbst vervielfältigen. Auf die Art betet man aus überfliessendem Geiste, und so betet man, wie man beten mus, wenn das Herz mehr empfinden, als der Mund schwazen sol. So höret die Gotheit gleichsam aufmerksamer zu; und so verbindet man die Klugheit mit dem Drange der Pflicht.

Ist es erlaubt, um alle Güter zu beten, und verdienen es solche auch, die wir durch unsere eignen Bemühungen und Arbeiten erhalten können? Allerdings! Alles, was uns ein wares Gut zu seyn vorkomt, und das wir zu unserer Glükseeligkeit bedürfen, ist ein Gegenstand eines vernünftigen Gebetes. Wir müssen aus ächtem Gefühl unserer eignen Nichtigkeit beten, und wir werden klare Spiegel der Gotheit, wenn wir ein iedes wares Gut von ihr allein abhängend erkennen, und sie darum ansprechen. Sind nicht unsere Kräfte, Bemühungen, und Arbeiten Geschenke des Schöpfers? und könten diese würksam seyn, wenn die wolthätigste Vorsicht sie nicht erhielte, und ihre Würkungen regierte? Man mus pflichtmässig arbeiten, aber auch pflichtmässig beten, daß die höchste Regierung unsere Arbeiten seegne, und ihnen den besten Ausgang bestimme. Wir haben von uns nichts, aber alles von der göttlichen Güte zu erwarten. Allein, Mamsel! ich halte es gar zu notwendig, zu erinnern, daß man mit seinem Gebete eine gewisse Bescheidenheit verbinde, eine Pflicht, die der Zwek der Schöpfung, und un-

sere eigne ware Glükseeligkeit uns aufleget. Nach einem Zweke, und den höchsten Regeln der Weisheit ist es unmöglich, daß alle Menschen gleiche Güter, und eine gleich grosse Anzal derselben besizen könten. Die Gotheit zeigt sich allerdings darin als die weiseste und gütigste Beherscherin, daß sie einem ieden ihrer Geschöpfe einen volkommen hinreichenden Besiz und Genus warer Güter bestimt, aber doch nicht die Güter nach gleichen Grössen ausgeteilt hat. Ein ieder kan für sich, für die Grösse seiner Seelen volkommen glükseelig seyn, und seine Zufriedenheit und Seeligkeit wird unter den gehörigen Bedingungen bei wenigen Gütern eben so gros seyn können, als die Seeligkeit anderer bei einer reichern Anzal. Würde es uns also wol erlaubt seyn, die höchste Güte um eben so reichen Besiz anzuflehen, als ihre Absichten andern geschenkt haben? Würden wir sie nicht beleidigen? Würden wir ihr nicht etwas unanständiges zu muten? und könten wir reine Spiegel derselben seyn? Nimmer mehr! Nichts ist unserer waren Glükseeligkeit feindlicher, als die Unermeslichkeit unserer Begierden, und wir beten gewis fehlerhaft, wenn unsere Bitten sich in dieser Unermeslichkeit der Begierden gründen. Wir beten unverschämt. Vielmehr darf unser Gebet nur auf solche Güter gehen, die wir überzeugt als notwendige zu unserer Glükseeligkeit erkennen, und man mus also allezeit nur mit einer vernünftigen Begränzung seiner Begierden beten. Hierin seze ich die so nötige Bescheidenheit. Die volle Zufriedenheit mit unserm Zustande darf durch

das

das Gebet auf keine Art verlezt werden, sondern alle unsere Pflichten müssen in der schönsten Harmonie zusammenstehen, wenn sie uns das Wolgefallen unseres Schöpfers erwerben sollen.

Nunmehro, Mamsel! bin ich zu dem Schlusse meines Briefes gekommen, und eine Bescheidenheit, die unserer Vernunft besonders wol anstehet, beselet mir, mit der Auflösung dieser Fragen, die Betrachtungen über das Gebet zu endigen. Und mit dieser Bescheidenheit ist die andere meines Herzens verknüpft, mit der ich mich unterschreibe

Deroselben

ergebenster Freund.

Ein und dreissigster Brief.

Mamsel!

Izt nähere ich mich einer Pflicht, die ganze menschliche Gesellschaften zu Spiegeln der höchsten Gotheit macht, und über deren Verbindlichkeit nach den Gesezen unserer Vernunft man doch wichtige Zweifel zu haben geglaubt hat. Vielleicht bin ich glüklich, Ihnen einigermassen zu zeigen, daß auf die Art, wie wir uns entschlossen haben, unsere vernünftige Verbindlichkeit zu entwikeln, ein öffentlicher Gottesdienst eine gewisse Schuldigkeit der Menschen sei, so wie die Erfarung uns izt die

Men-

Menschen kennen gelehret hat. Eine überaus glükliche Einrichtung unserer Bürgerschaften legt uns täglich das Bild eines öffentlichen Gottesdienstes vor Augen, und ich würde etwas überflüssiges zu thun glauben, Ihnen eine Beschreibung des öffentlichen Gottesdienstes zu machen, wenn dis Geschäfte nicht einen nahen Einflus auf die Entscheidung gewisser Fragen hätte. Ich bin nicht so unvorsichtig, daß ich mich in Säze verwikeln solte, die der sich selbst gelassenen Vernunft zu viel einräumen, und der Offenbarung zu wenig eigenes überlassen. Frei wil ich Ihnen also nur gestehen, daß der Gottesdienst, welchen wir öffentlich in unsern Republiken finden, seine ganze Einrichtung der Offenbarung, und gewissen damit verbundenen Absichten, und Meinungen zu danken habe. Dieser leztern Stüke wegen ist er auch nicht in allen Bürgerschaften volkommen einerlei. Ich wil noch überdem dis zugeben, daß der Gottesdienst heidnischer Völker sich vieleicht auf eine von uralten Zeiten her bekommene Tradition gründen könne, und dem ohnerachtet, glaube ich doch, daß unsere Vernunft eine Verbindlichkeit zu einem öffentlichen Gottesdienste habe. Ich stelle mir bei demselben allemal eine ganze bürgerliche Gesellschaft von Menschen vor, die sich darin vereiniget haben, an einem öffentlichen Orte zusammen zu kommen, und lauter solche Handlungen vorzunemen, aus denen man eine Erkentnis, Unterthänigkeit, und eine Verehrung des göttlichen Wesens schliessen mus. Diese Handlungen können von verschiedener Gattung und Beschaffenheit seyn, aber

die

die vornemsten sind doch diese: Man würde sich mit rürenden Betrachtungen der Werke, der Eigenschaften und Wolthaten der Gotheit beschäftigen; man würde ihre höchste Herschaft bekant machen, und preisen; man würde ihre Regierung der Welt nach den besten Regeln loben; man würde demütigst beten; man würde sich zu den so angenemen und notwendigen Pflichten der Vernunft, die aus dem Zweke unserer Schöpfung stammen, ermuntern, und man würde sich über lauter solche äussere Handlungen vereinigen müssen, welche die gesellschaftlichen Herzen wechselsweise in Aufmerksamkeit erhalten, sie erweken, sie rüren, und einem ieden die klärsten Zeichen seyn könten, man befinde sich in der Gegenwart der höchsten Gotheit von den erhabensten, pflichtmässigsten, und ihr anständigsten Gedanken und Regungen erfüllet. Dis wäre das wesentlichste, und das übrige bestimten die Regeln der Klugheit, Ordnung, und die vernünftigen Geseze der Sitten und der Republik. An Opfer würde freilich die Vernunft nicht gedenken, und vieleicht ist dis auch nur dasienige Stük des heidnischen Gottesdienstes, bei dem sich eine Tradition am besten glauben liesse, wenn man nicht auch etwas auf die Dumheit des Volks, und die List der Pfaffen und Regenten rechnen wil.

Solte ich mir nicht mit Recht die schmeichelnde Hofnung machen dürfen, Mamsel! daß Sie durch ein kleines Nachdenken gar leicht aus unsern obigen Hauptgesezen der Vernunft den Grund der Verbindlichkeit zu einem öffentlichen Gottesdienste nach

dar

der gegebnen Idee finden würden. Alles das sind unsere Pflichten, was der Zwek unserer Schöpfung von uns fordert; und müsten wir nicht darum erschaffen seyn, um klare, um reine Spiegel der Gotheit zu werden? Wir sind solche Spiegel, wenn eine richtige, eine lebendige Erkentnis aller grossen Eigenschaften der Gotheit in unserer Brust herschet, und die edle Neigung entzündet, durch unsere äussern Handlungen diese innere Ueberzeugung der ganzen Welt vor Augen zu legen. Diese pflichtmässige Neigung wird nur halb gesättiget, wenn sie im verborgenen geschicht, und sie mus schlechterdings zugleich die Begierde einschliessen, auf die einleuchtendste und möglichst grösseste Art sich der Welt darzuzeigen, und die Erkentnis und die Pflichten gegen den Schöpfer bekant und algemein zu machen. Sezen Sie Mamsel! eine Menge von Menschen, welche alle die seeligen Regungen und Gesinnungen besizen, die ein nach den Regeln der Sittenlehre gebildetes Herz empfinden mus, und werden diese nicht durch Liebe, durch Dank, durch Unterwürfigkeit und Demut, durch ein inneres Gefühl ihrer Pflichten angetrieben werden, sich zu vereinigen, der höchsten Gotheit öffentliche Verehrungen abzustatten? Ist es möglich, ein redliches, ein recht zärtliches Herz gegen die schaffende Güte zu haben, und doch nicht alle Gelegenheit ergreiffen zu wollen, öffentlich der Gotheit zu danken; ihre Wolthaten zu erheben, und öffentlich Unterwürfigkeit und Demut zu zeigen, und seine eigne Nichtigkeit frei zu bekennen? Sezen Sie Mamsel! einige so tugendhafte Perso-

Personen, die in der Nähe woneten, und es scheint mir nicht fehlen zu können, daß sie nicht einen ungemeinen Drang, und ein reizendes Vergnügen empfinden solten, sich bisweilen zu versamlen, um sich mit der Gotheit zu beschäftigen, ihre Herzen zu erheben, und ihren Seelen eine Glükseeligkeit, und den Genus eines Vergnügens zu verschaffen, den ihre Berufsarbeiten öfters störeten, und der in Gesellschaft von gleich denkenden Personen noch weit grösser und empfindlicher wird. Solte man nicht glauben müssen, daß der Zwek unserer Schöpfung es erheische, das seelige Gefühl seiner Pflichten so hoch zu erheben, daß iene dringende Neigung, Gott in Gesellschaft und öffentlich zu verehren, daraus entspringen müsse? Mus nicht die höchste Gotheit an diesen Geschöpfen einen pflichtmässig grossen Grad der Beobachtung ihrer Schuldigkeiten, und seiner Verehrung erblicken? Mus ihr diese Art des Dienstes nicht zufrieden gefallen? Denn vereinigen sich hierin nicht viele Pflichten zu gleich, die eben in dieser Vereinigung viel reizender stralen, und uns auf eine weit sichtbarere und grössere Art zu Spiegeln der Gotheit machen? Und solten wir wol nicht stärker zu solchen Pflichten verbunden seyn, die den Zwek unserer Schöpfung so offenbar, so sichtbar, so deutlich ausdrüken? Solten wir nicht auf das stärkste verpflichtet seyn, öffentliche Spiegel der Gotheit zu werden? Es fliest aus unserm ersten Grundsaze offenbar, daß wenn es Handlungen gibt, welche auf eine vorzüglich einleuchtende Weise geschikt sind, daraus zu schliessen, die Welt erkenne die Maiestät des

Schö-

Schöpfers, und füle die daraus entspringenden Regungen, man auch diese unter seine ersten Pflichten zälen müsse. Und wie zuversichtlich beruffe ich mich nicht auf einen algemeinen Beifal, daß eine Menge vereinter Menschen, welche öffentlich sich mit der Gotheit beschäftigen, ihr Lob und ihren Dank gemeinschaftlich opfern, und ins gesamt ihre Demut bezeigen, der stärkste Beweis sei, daß der Reiz der Gotheit nicht etwa nur einzeln, sondern algemein erkant werde, und daß es würklich ein pflichtmässig grosses Gefühl der Pflichten gegen Gott gäbe. Zweifeln Sie Mamsel! daß unsere Vernunft zu einem öffentlichen Gottesdienste verpflichte?

Wo ich nicht irre, so habe ich schon einmal vorher angemerkt, daß die vernünftige Sittenlehre nicht selten Pflicht um Pflicht vorschreibe, und iene sind nicht weniger Beobachtungs wert. Müste sie also wol nicht mit einer unverlezlichen Verbindlichkeit die Mittel wollen, welche mit der grössesten Gewisheit die Beobachtung der Hauptpflichten gegen Gott beförderten? Sind diese es nicht, die die höchste Ehre der Tugend und die schönsten der Pflichten sind? Ganz sicher fordern diese, daß man die Erkentnis des unendlichen Schöpfers auf alle Art auszubreiten, und algemein zu machen suche. Und wie denn nun, Mamsel! wenn ich Ihnen erweisen könte, daß ein öffentlicher Gottesdienst ein unverwerflich sicheres Mittel zu diesem Endzweke sei? Wolten Sie wol eine Verbindlichkeit nach unserer Sittenlehre dazu zu geben? Ich hoffe es gewis! Denn ich weis, daß Sie auf die Pflichten gegen Gott sehr viel halten!

O! bedenken Sie nur den grossen Unterschied der Menschen in ihren natürlichen Fähigkeiten, und die verschiednen Geschäfte und Lebensarten derselben. Aber mus nicht unsere Sittenlehre die Menschen so nennen, wie sie würklich von Natur beschaffen sind, wenn sie ihnen die Wege zur Beobachtung ihrer Pflichten wieder als Pflichten vorlegen sol. Vorher habe ich Ihnen die Notwendigkeit und Verbindlichkeit zu einem öffentlichen Gottesdienste gezeigt, wenn die Menschen schon würklich nach den Regeln der Moral gebildet wären. Und nun vergleichen Sie einmal iene grosse Verschiedenheit der Menschen gegen die Erlangung und Ausbreitung, und Befestigung einer hinlänglich grossen Erkentnis des Schöpfers, welche der Grund zu der Beobachtung aller Pflichten gegen dieses höchste Wesen ist. Wird es Ihnen schwer ankommen können, daraus den Schlus zu machen, daß ganze Gesellschaften, und ganze Bürgerschaften durch den Zwek ihrer Schöpfung verbunden wären, alle Mittel zu ergreiffen, eine möglichst grosse Erkentnis der Gotheit unter sich bei iedem ihrer Glieder aufzurichten, zu erhalten, und zu befestigen? Und wie leicht fiele Ihnen wol nicht der Gedanke zu, daß gewisse Versamlungen, welche öffentlich dazu angeordnet sind, sich mit Betrachtung der Gotheit zu beschäftigen, und seine Werke zu preisen, die vortreflichsten Mittel dazu wären? Es ist wahr, der Unterricht bei der Erziehung und in Schulen wird das erste Mittel seyn, einige Erkentnis des höchsten Wesens auszustreuen. Allein Namsel! mir scheint dieser Unterricht noch

viel zu schwach zu unsern Pflichten, und er erleichtert nur, und legt den ersten Grund zur desto gewissern Erhaltung ienes Endzwekes. Nur erst bey erwachsenen Jaren pflegt die Erkentnis Gottes und unserer Pflichten recht lebendig zu werden, und ihre gehörige Stärke zu bekommen. Und ist man überdem nicht schuldig, seine Einsicht zu erweitern? Lassen Sie uns ia die törigte Meinung bestreiten, daß unsere Pflicht schon erfüllet sei, wenn man nur die wenigen Warheiten, die man in der Jugend zu fassen geschikt ist, wisse. O! lange nicht genug! Es gibt Warheiten und Einsichten von Gott und der Regierung der Welt genug, welche eine ernstere Seele, und eine höhere Grösse des Verstandes erfordern, als der Lauf der Natur unserer Jugend zugestanden hat. Und wie erhielten wir diese auf sichere Weise? Werden alle sie selbst zu erfinden im Stande seyn? Oder wird uns nicht vielmehr die Schwäche der Menschen des grössesten Hauffens den Unterricht als höchst notwendig anpreisen? Solte nicht die auf alles bedachtsame Weisheit der Vorsehung einsehendern Bürgern den Zwek zur Pflicht machen, andern und allen mit dem Maasse ihrer Einsicht zu statten zu kommen? Hiesse dis nicht gerade so denken, als man von der höchsten Weisheit denken mus? Und darf ich dis mit einer zuversichtlichen Freimütigkeit beiahen, so behaupte ich eben so gewis, daß öffentliche Versamlungen, nur sich mit Betrachtung der Gotheit zu beschäftigen, das allervornemste Mittel hiezu sind. Geschiktere wird man wenigstens meines Erachtens nach der Natur ver-

nünf-

nünftiger Republiken nicht angeben können. Gesezt aber daß man schon einen Teil dieser Erkentnis durch iugendlichen Unterricht erlangen; gesezt, daß man selbst erfinden könte, und wird mir nicht die Erfarung das Wort reden, daß diese Erkentnis gar bald durch andere Geschäfte erstikt, verdunkelt, und endlich ganz verschwinden werde, wenn nicht gewisse Zeiten geordnet sind, in denen man diese Erkentnis zurük ruffen, sie lebhafter machen, und erweitern wolle? Man kan alle Tage in der Erkentnis Gottes wachsen, und niemals erreicht sie den höchsten Grad. Und o! wie vortreflich schiket sich hiezu nicht ein öffentlicher Gottesdienst! Die Sache ist gar zu klar, als daß ich mich bemühen dürfte, sie Ihnen weiter aus einander zu wikeln. Erlauben Sie mir nur zu schliessen, daß ein solcher Dienst allerdings eine vernünftige Pflicht sei. Wir bleiben bei der grössesten Einsicht und Erkentnis unserer Schuldigkeiten dennoch Menschen. Ich wil sagen, unsere Natur wird mat und auf gewisse Art schläfrig, wenn nicht eine öftere Erwekung unseres Herzens uns neue Kräfte, und neue Munterkeit mitteilet. Machen Sie die Anwendung auf die Beobachtung der Pflichten gegen das höchste Wesen, von denen würklich die übrigen Pflichten abhangen. O! wie nötig ist hiebei nicht ein rürendes Erwekt-werden. Die Wolthaten des Schöpfers werden uns so zu reden gewont, und unsere Liebe und zärtliche Dankbarkeit wird schwächer. So kan es bei andern Pflichten auch gehen, und unser Zwek der Schöpfung wil doch, daß wir immer in vollen Em-

pfindungen und Regungen erhalten werden. Er verbindet uns also, uns selbst unter einander zu erweken, und unsern Herzen auch äussere Rürungen zu verschaffen. Denn thun wir erst alles, was wir thun sollen, wenn es uns ein Ernst ist, unserer Seele alle Stärke zur Beobachtung unserer Obliegenheiten zu erwerben, die uns möglich ist. O! solte Ihnen Ihre eigne Erfarung nicht sagen, Mamsel! daß Sie gerürt, daß Sie erwekt werden, wenn Sie in eine Versamlung gehen, die zu dem einzigen Endzweke zusammengekommen ist, der Gotheit öffentlich ihre Herzen zum Opfer zu bringen? Der erste Anblik ist gleich ungemein rürend, und man wird nie in eine solche Versamlung mit der gehörigen Absicht treten können, ohne eine Ehrfurcht vor das höchste Wesen zu fülen, die nur gar zu viel Gewalt über unser Herz hat. O! wie viel seelige Vorstellungen, wie viel zärtliche, dankbare, und demütige Regungen werden nicht wieder lebendig werden? Wir werden einen Drang in unserer Seele empfinden, uns zu der Gotheit aufzuschwingen, und das Gefühl unserer Schuldigkeiten wird volkommen aufwachen, sich mit neuem Reize verstärken, und sich gleichsam weit tiefer in unsere Seele versenken, und sie mehr und mehr durchdringen. Wir werden unsere Herzen mit den Herzen anderer vereinigen; wir werden unsere Erkentnis vermehren; wir werden die seeligsten Entschlüsse fassen, und unsere Seele wird neue Kräfte erhalten, ihre Schuldigkeiten bei allen Gelegenheiten zu erfüllen. Ich mus es nur sagen, Mamsel! der öffentliche Gottesdienst hat eine

unge-

ungemeine Gewalt über die Herzen der Menschen, wenn sie nur zu ihren Pflichten vorbereitet sind, und die Grundlagen der Tugend nur glüklich ausgebildet zu werden angefangen haben. Auch von dieser Seite ist der öffentliche Gottesdienst allerdings ein vernünftiges Gebot.

Wir leben in Bürgerschaften, Mamsel! die nicht durch das Gesez der Vernunft allein regieret werden, sondern deren Gottesdienst eine götliche Offenbarung bestimmet. Das wesentliche desselben ist mit dem Dienste, den die Vernunft erkent, einerlei, nur daß man sich bei dem erstern zugleich mit Betrachtung der Gotheit auch von der Seite beschäftiget, wie sie sich durch eine besondere Offenbarung den Menschen kund gethan hat. Wir wären alzu unglüklich, wenn die Offenbarung den Dienst der Vernunft hätte aufheben wollen. Nein! sie verbindet beide auf das genaueste, und ächte Versammlungen der Christen preisen, und lieben Gott aus doppelten Bewegungsgründen, als ihren Vater nach der Vernunft, und als ihren Vater nach der Gnade. Unsere Religion, welche sich auf eine Offenbarung gründet, hat den öffentlichen Gottesdienst schon einmal eingerichtet, und ob man gleich gestehen mus, daß die Vernunft allein ihn etwas anders geordnet haben würde, so glaube ich dennoch Grund genug zu haben, diese Stüke nicht weiter zu untersuchen. Denn die Vorschriften der Vernunft können izt, da die Offenbarung dazu gekommen, in diesem Falle nichts mehr gelten. Genug! daß die gegenwärtigen Einrichtungen gut, und der Vernunft nicht zu

wieder sind. Allein diese Pflicht legt uns unsere Vernunft schlechterdings auf, die Versamlungen zum öffentlichen Gottesdienste, zu denen wir uns nach einer geläuterten Erkentnis zälen, fleissig zu besuchen, und alle andere Absichten zu entfernen, die uns hindern konten, uns vorzüglich aufmerksam mit der Gotheit zu beschäftigen, und unser Herz in Bewegung zu sezen.

Es wird sich vieleicht nicht übel zu unserer Abhandlung schiken, Mamsel! wenn ich ein Paar Worte von den Hausandachten rede. Sie scheinen mir auch eine kleine Art vom öffentlichen Gottesdienste zu seyn, wenigstens sind sie ein geselschaftlicher. Unterscheiden Sie sie ia von den Winkelversamlungen, welche nicht gar zu viel Sitlichkeit haben, und die sich kein grosses Recht der Zulässigkeit in den Republiken erwerben können. Adrastes ist ein frommer Hausvater, dessen Herz seinem Gott gehöret, und der keine Gelegenheit versäumet, seine Seele zur Beobachtung ihrer Pflichten zu erweken. Kurz! er ist nach der Sittenlehre recht gut gebildet. Adrastes siehet in seiner ganzen Haushaltung darauf, daß alle seine Hausgenossen, denen er mit so schönem Muster vorgehet, immer zu ihren Pflichten gegen das höchste Wesen ermuntert werden mögten. Eben aus der Ursach schaffet er sich die lehrreichsten Bücher an, und bisweilen des Abends, und allezeit an dem Tage, welchen Gott selbst zu feiren befolen, versamlet er seine Hausgenossen, nicht mit Zwang, nur mit Freundlichkeit, und sanften Zureden. Er liesset ihnen die rürendsten Betrachtungen

gen

gen vor, und wenn ihre Herzen mit hinreichenden Regungen erfüllet sind, so loben sie durch einen Jubelgesang den Herrn der Welt, und nachher folgen fromme Unterredungen über die Werke und Eigenschaften Gottes. Ein ieder erzälet die Wolthaten des Schöpfers, und tausend erbauliche Anmerkungen über die Begebenheiten in der Welt, und über die Pflichten, die Vernünftigen und Christen daher erwachsen. Adrastes hat nie die Gelehrsamkeit zu seinem Endzweke gemacht, aber schöne Schriften, und eine reifliche Ueberlegung haben seine Erkentnis so ungemein erweitert, daß ihm Warheiten in vollem Lichte bekant sind, die man sonst nur bei Gelehrten zu vermuten pfleget. Solte Adrastes seiner Hausandachten wegen wol Lob verdienen? Ich zweifele nicht daran; denn eine redliche Absicht, und die Liebe zu seinem Schöpfer, zu seinen Kindern, und zu seinen Hausgenossen geben die Bewegungsgründe dazu ab. Er versäumt die öffentlichen Versamlungen nie, und seinen Andachten schreibt er keine besondere Heiligkeit zu. Er lebt sehr vernünftig, und er erfült eine Pflicht, welche nur darum eine Pflicht ist, weil uns unsere Sittenlehre verbindet, allen Ernst zu bezeigen, unser Herz gegen Gott zärtlich zu machen, und andere, so viel wir können, zu gleichem Eifer aufzumuntern. Es versteht sich von selbst, daß diese Pflicht andere Mittel und Handlungen erheische, wenn wir nur Privatpersonen in der Republik sind, und keine Regierung eines Hauswesens auf unsern Schultern liegt.

Hier, Mamsel! endige ich abermals einen Brief, und vieleicht auch wol die Abhandlungen von den Pflichten gegen das höchste Wesen. Doch nein! etwas fält mir noch bei. Eben erinnere ich mich, daß ein scharfer Gesezprediger der Vernunft in einer Gesellschaft von einer notwendigen Pflicht redete, die er die Verachtung der Welt nante. Ich bin nicht ganz mit ihm einig, und vieleicht ist es Ihnen nicht zuwieder, meine Gedanken darüber zu lesen. Doch es sol von Ihrem Befehle abhangen, und Sie werden die Gewogenheit haben, in einem nächsten Briefe Ihren Willen zu eröfnen

Deroselben

ergebensten Freunde.

Zwei und dreissigster Brief.

Mein Herr!

O! nein! noch werden Sie Ihre Abhandlungen von den Pflichten gegen Gott nicht beschliessen können. Ich bin eben im Begrif, Ihnen ein Feld von Gedanken zu eröfnen, das Sie vieleicht nicht so bald verlassen dürfen. Wie? Sie haben nicht an die Pflichten gegen die geoffenbarte Religion gedacht? In Warheit, Mein Herr! ich habe Sie schon lange darum fragen wollen, ob ich eine Ausfürung davon zu gewarten hätte. Sie wissen

wol,

wol, daß ich eine eifrige Verehrerin der Christlichen Religion bin, und ich mus Ihnen noch dazu sagen, auch eine unermüdete Verteidigerin. Ich thue Ihnen dieses Bekentnis nicht ohne Ursach und Absicht. Mein Vetter, der iunge Dechaine, ist vor einigen Monaten von Reisen wieder gekommen, und nebst verschiedenen andern fremden Sitten und Meinungen hat er auch eine Verachtung gegen die Christliche Religion mit gebracht. Er hat sonst ein ganz gutes Herz, aber dis gefält mir nicht an ihm, daß er immer der Religion zum Nachteil spricht. Man konte es ihm bald anmerken, daß er von andern verfürt sei, und weil er an mir, wie er sagt, einen muntern Geist verspüret, der feine Gründe zu fassen geschikt seyn sol, so gibt er sich alle Mühe, mir bald diese, bald iene Einwürfe gegen die Religion vorzutragen. Ich disputire oft ganz scharf mit ihm, und in vielen Stüken kan ich gar wol mit ihm fertig werden. Ein Hauptargument aber, und das er, erschreken Sie nicht! selbst aus Ihren Briefen gezogen zu haben scheint, wenigstens sich doch darauf zur Bestätigung beruffet, ist es, das ich nicht so beantworten kan, als ich wol gern mögte, und als es wol geschehen solte. Er hatte mir längst gesagt, daß wir keiner Offenbarung bedürften, und daß unsere vernünftige Erkentnis, und die Beobachtung der erhabenen Pflichten der Vernunft volkommen hinreichten, uns das höchste Wesen geneigt zu machen, und es zu bewegen, uns eine ewige Seeligkeit zu schenken. Lezt frug er mich, ob ich wol iemals eine rechte gute vernünftige Moral gelesen hätte,

und ich antwortete ihm geschwind; allerdings! und noch dazu eine ganz neue, die Sie noch nicht gesehen haben. Er verlangte sie zu sehen, und ich holte ihm meine Briefe. Kaum konte er glauben, daß sie eine Sittenlehre enthielten; allein izt glaubt ers, und liest sehr gerne darin. Da sehen Sie es, sprach er, wie weit eine gesunde Vernunft reichet, und wenn wir das alles beobachten, so ist es unmöglich, daß das höchste Wesen ungnädig gegen uns verfaren solte. Kan auch eine Offenbarung wol etwas anders sagen? und wenn sie mehr fordert, so verdient sie kein Gehör; denn sie wil den Menschen mehr aufbürden, als er gebraucht, als er zu thun schuldig ist, und als das höchste Wesen nach der grössesten Strenge fordern kan. Ihre Moral erkenne ich, und was man mir drüber sagt, das halte ich für Aberglauben. = = = Ich ärgerte mich an seinen freien Reden, und da ich mich sehr wol erinnerte, daß ich hin und wieder die Notwendigkeit der Offenbarung bewiesen gelesen hatte, so suchte ich alle Gründe zusammen, sie ihm zu beweisen. Allein ich mus nur gestehen, daß ich durch seine Einwürfe ziemlich in die Enge getrieben wurde. Ich leugnete, daß es den Menschen möglich sei, die Pflichten der Vernunft zu beobachten, und doch wiederspach er und mein eignes Herz mir ziemlich geschikt. Raten Sie mir, mein Herr! was ich bei der Vorlegenheit anfangen sol; mein Vetter ist selbst begierig, Ihre Meinung zu wissen, und wir haben uns beide vereiniget, Sie zu ersuchen, Ihre Gedanken über diesen Einwurf, über den Unterscheid der Vernunft

nunft und Offenbarung, über die Pflichten, welche man zu beobachten hat, wenn uns eine Offenbarung vorgelegt würde, und über die Beschaffenheit des Beweises, den man mit Recht zur Gültigkeit einer Offenbarung fordern kan, nach Ihrer gewönlichen Art zu entwerfen. Es werden freilich damit noch einige andere Fragen verknüpft seyn, und deren Auflösung teilen Sie uns ia auch mit. Lassen Sie mich nicht lange warten; denn ich mögte auch noch gar zu gerne etwas von der Verachtung der Welt lesen. Werden Sie mich dismal bald beruhigen, o! so werde ich Sie noch immer lieber haben; und wenn Sie es gut machen, so wird es nicht fehlen können, daß Sie nicht ein bisgen gelobt würden von

Ihrer

ergebensten Freundin.

Drei und dreissigster Brief.

Mamsel!

Ihr Herr Vetter hat volkommen Recht, daß Sie einen muntern Geist besizen, der sehr wol geschikt ist, feine Gründe zu fassen, und ich sehe es schon voraus, daß ich die äusserste Behutsamkeit werde brauchen müssen, wenn ich Ihnen nur einigermassen ein Gnügen leisten wil. Allein Mamsel! im

Ver-

Vertrauen gesagt, Sie haben mich ebenfals in einige Verlegenheit gesezet. Es solte mir leicht seyn, Ihnen die Antworten zu wiederholen, die ich in andern Lehrbüchern fände, wenn ich nur mit einer volständigen Ueberzeung es thun könte. Allein beinahe befürchte ich, daß ich Ihren Wünschen nicht auf die volle Art erwartetes Gnügen leisten kan, als ich selbst wünschte. Denn mir deucht immer, wir haben uns zu viel von den Deisten, (denn so heissen diese Leute, die keine Offenbarung glauben wollen) zu beweisen aufbürden lassen. In Warheit! es komt mir überaus überzeugend vor, daß unsere Vernunft viel zu verwegen gegen die Deisten gewesen sei, und ich zweifele so lange an einer glüklichen Befestigung unserer warhaftig götlichen Religion, die ich von Herzen bekenne, ehe wir nicht die Vernunft der Deisten, die durch unsern eignen Vorschub erst stolz geworden, überfürend gedemütiget haben. Es ist mir ungemein lieb, daß Ihr Herr Vetter meine Moral annehmen, und gelten lassen wil, und es ist wahr, daß die Vernunft in der Erkentnis ihrer Pflichten zu unsern Zeiten ungemein weit gehe. Es ist wahr, daß nach der Einsicht unserer Vernunft uns das höchste Wesen nicht nngeneigt seyn könne, wenn wir das alles beobachten; und wenn wir alle Bedingungen der Erkentnis, der Erziehung, und eine wechselhafte Ermunterung aller Menschen unter einander sezen, so ist es auch möglich, daß diese Pflichten der Sittenlehre, wiewol nicht bei allen in gleichem und dem gesezmässig hohem Grade, erfüllet werden könten. Es ist endlich auch das wahr, daß

die

die Offenbarung alle diese Pflichten billige, oder eben dieselben vorschreibe, wiewol sie noch mehr Bewegungsgründe hinzuthut. Beinahe wird es Ihnen scheinen, als wenn ich schon viel zu viel eingeräumet hätte; aber ich versichere Sie, daß man so weit gehen mus, wenn man den Feinden der Offenbarung einen Vorteil abgewinnen, und ihnen die Unbilligkeit ihres Stolzes auf die Vernunft zeigen wil. Eben dadurch, daß sie izt die Erkentnis der Vernunft so sehr erheben, thun sie der Offenbarung gar keinen Schaden. Sie kommen mir gerade als diejenigen Menschen vor, die anfangs aus Mitleiden von einem reichen Herrn ein grosmütiges und ansehnliches Almosen empfangen, sich durch Aufmerksamkeit und Biegsamkeit immer mehrere Geschenke erwarben, auch wol bisweilen durch List stalen, sonst aber durch wol ausgesonnenen Wucher sich in der That grosse Reichtümer zuwege brachten, und nun, da sie reich genug geworden, eben ihre ersten Almosen anwenden, die Güter ihres ersten Wolthäters ganz an sich zu reissen, und ihn durch künstlich eingefädelte Processe, in denen sie Kläger und Richter seyn wollen, ganz herunter zu bringen. Ich mutmasse mit Rechte, daß Sie schon einsehen werden, wo ich hinaus wil. Freilich ist unsere Vernunft izt ungemein klug und einsichtig. Sie besizt viel vortrefliche Warheiten, Reichtümer von Warheiten, aber im Grunde sind sie nichts mehr als grosmütige Almosen der Offenbarung, und Güter, die die Vernunft, wie iene Menschen, mit Recht und Unrecht sich erworben hat. Vieleicht sehen Sie dieses

Bekent-

Bekentnis, als ein Bekentnis der äussersten Not, oder als eine übertriebene Heuchelei an, da ich in den vorigen Briefen die vernünftigen Pflichten mit einer grossen Zuversicht und Freimütigkeit Ihnen vorgeleget habe. Allein es ist keines von beiden; es ist ein Opfer der Warheit, das ihr volkommen rechtmässig gebüret, und das meine Zuversicht und Freimütigkeit auf keine Art störet. Unsere Vernunft hat Recht, ein Lob zu fordern, daß sie das ihr angebotene Licht mit klugen und geschäftigen Händen ergriffen, und zu ihrer eignen Verbesserung angewant hat. Aber sie mus nur zugleich auch gegen die Offenbarung dankbar seyn, ihr eignes Unvermögen bekennen, und mit Ehrfurcht das erkennen, was die Offenbarung eignes hat, und was niemals in den Besiz der Vernunft kommen kan. Das gestehe ich volkommen, daß es der Vernunft in sich möglich sei, daß sie einer so grossen Grad der Einsicht hätte erreichen können, auch ohne Offenbarung, aber ich verlange auch, daß man nur auf der andern Seite hinwieder dis einräume, daß sie ganz andere Schiksaale hätte haben müssen, als sie würklich gehabt, und daß es ihr nach den Verbindungen, in denen sie würklich ist, bedungen unmöglich gewesen, ohne eine Offenbarung zu einem solchen Reichtume der besten Warheiten zu gelangen. Dabei verliert das Ansehen der Vernunft in sich nichts; eben so wenig als ein Gelehrter dabei etwas verliret, daß er alle seine Wissenschaft im Anfange von andern, und nachher durch seinen eignen Fleis überkommen habe. Aber dabei verliert die Vernunft

schlech-

schlechterdings und nach der grössesten Billigkeit, wenn sie sich gegen die Offenbarung erheben wil, der sie doch alle ihre izige Wissenschaft im Grunde zu danken hat. Sie war anfangs ein Kind, sie wuchs, sie lernete der Offenbarung immer mehr ab, aber nimmer mehr wird es möglich seyn, daß sie die Einsicht dieser volkommen erreiche. Sol ich also die Warheit sagen, Namsel! so gilt die Volkommenheit der Vernunft izt gar nichts mehr gegen die Offenbarung; denn sie hat gleichsam nicht Ehre genug gegen ihren ersten Wolthäter zu sprechen, indem sie sich mit den Federn der Offenbarung puzet, und doch fragen wil, wer die schönste unter ihnen sei? Ueberdis sind es noch zwei Stüke, die ich anmerken mus. Erstlich ist die Vernunft in der Verkettung ihrer erborgten Warheiten so fein und listig zu Werke gegangen, daß es uns in der That unmöglich bleibt, ihre eignen Grenzen zu bestimmen, und daß nur sehr wenig Säze übrig sind, die noch das Kenzeichen der Offenbarung an sich entdeken lassen. Man ist meines Erachtens nicht wachsam genug auf die Rechte der Offenbarung gewesen, und da man die Schlusfolgen, die aus der Offenbarung entlehnet waren, als gewis wahr annam, so war man viel zu leichtsinnig, auf die Beweise der Vernunft acht zu haben, und so lies man vieles aus der Vernunft bewiesen vorbei gehen, was doch nichts weniger als bewiesen war. Eben darüber ist unsere Vernunft stolz geworden, und sie gewan durch diese Nachsicht immer mehr und mehr Zeit, Mut, und List, sich ein eignes Systema, so zu reden, auf den

Grund

Grund und Boden der Offenbarung, und aus ihren Materialien zu bauen, bei dem es am ersten Anblik noch sehr zweifelhaft ist, wem es nach dem vollen Rechte zugehöre, und das doch würklich der Offenbarung schädlich ist. Mit einem Worte, Mamsel! der Streit über die Grenzen und die Zureichenheit der Vernunft ist schlechterdings zweifelhaft, und auf keine Art anzunemen. Ich glaube zu gleich, daß man sich ungemein behutsam in dem Gebrauche der Vernunft auch zum Vorteil der Offenbarung aufführen müsse. Wir dürfen nimmer mehr erwarten, daß wir gescheute Deisten, die heimlich die Gründe der izigen Ausdehnung der Vernunft einsehen, eben mit dieser zu Boden schlagen wollen. Gebrauchen wir uns selbst des Systems der Vernunft, das durch die Offenbarung aufgebauet worden, so dürfen wir den Deisten bei ihren vernünftigen Zweifeln, die eben aus der Quelle schöpfen, nicht das geringste vorwerfen, und so haben wir gewis verloren. Ich wil mich Mamsel! in einem besondern Briefe, den eben Ihr Herr Vetter nicht sehen darf, umständlicher erklären. Izt wil ich nur zum andern anmerken, daß die Offenbarung viele unstreitige Warheiten habe, die nicht anders, als aus ihr selber beurteilt werden können. Hangen sie mit ihren eignen Grundsäzen, deren Warheit wir einzig und allein darum glauben müssen, weil sie eine Offenbarung ist, gehörig zusammen, so wird uns dis gegen allen Zweifel wegen ihrer Göttlichkeit sichern; aber suchen wir sie noch dazu aus Gründen der Vernunft, die doch ursprünglich geoffenbarte sind, zu erweisen, so glau-

glaube ich würklich, daß wir uns einen Beweis auflegen, den wir zu füren gar nicht schuldig sind, und der eben deswegen den allergrössesten Ausnamen unterworfen ist. Ich wundere mich daher gar nicht, Mamsel! daß Sie nicht mit dem Beweise der Notwendigkeit einer Offenbarung haben auskommen können. Noch kein einziger von ihren Erfindern ist völlig damit ausgekommen. Und meines Erachtens ist unsere Vernunft bei einem ieden von dieser Art Beweisen zu verwegen. Sondert man nur von unserm Systeme der Vernunft diejenigen Grundsäze, bei denen sich klärlich die Kenzeichen des erborgten antreffen lassen, mit ihren Folgen ab, so scheint es mir wenigstens eine Unmöglichkeit zu seyn, aus der Vernunft die Notwendigkeit einer Offenbarung zu erweisen. Man begehet ohnedem Fehler gegen die Regeln des vernünftigen Denkens genug, und man darf sie nicht noch von der gefärlichen Seite gegen die Deisten zeigen, und ihnen doch alle Augenblike dergleichen selbst vorwerfen. Die Offenbarung ist notwendig, unstreitig notwendig, aber die Gründe dieser Notwendigkeit mus sie uns selbst eröfnen, und die Christliche Offenbarung legt uns gewis dergleichen viele vor, dagegen in der Welt nichts einzuwenden ist, und die der Vernunft nach ihrer Bekantmachung und ihrem ganzen Zusammenhange einleuchtend genug sind, aber die sie selbst zu finden doch ewig zu schwach gewesen zu seyn scheint. Sie beruhen auf einer ungemein bewundernswürdigen Haushaltung Gottes, die aber die Vernunft gewis nicht entdekt hätte. Räumen Sie ia bei Leibe den

Deisten die Rechtmässigkeit der Forderung nicht ein, daß wir aus der Vernunft die Notwendigkeit einer Offenbarung beweisen sollen. Nur die Würklichkeit und Gültigkeit derselben allein können wir beweisen, und gegen diese Beweise haben die Deisten allemal verloren, wenn sie recht gefüret werden. Dis sehen sie auch selbst ein, und daher beschäftigen sie uns aus einer Kriegeslist nur beständig mit den Demonstrationen der Notwendigkeit. Es gehöret zu der volständigen Erörterung meiner Säze noch eine weitere Menge von Anmerkungen, die ich Ihnen izt verschweigen mus, die ich Ihnen aber bei einer bessern Gelegenheit ausfürlich entdeken wil. Ich mache aus diesen allen nur den Schlus, Mamsel! daß der Einwurf Ihres Herrn Vetters gegen die Offenbarung von der Zureichenheit der Vernunft gar nicht Stich halte. Denn erstlich ist die Stärke der Vernunft doch in der That die Stärke der Offenbarung nur unter einem andern Kleide, und zum andern beweist die Würklichkeit der Offenbarung ihre eigne Notwendigkeit volkommen hinlänglich.

Beurteilen Sie mich Mamsel! aus diesem Bekentnisse, und diesem Gesichtspunkte der Betrachtung, so werden Sie auch leicht zum voraus sehen können, daß ich einen ungemein grossen Unterschied zwischen der Vernunft und Offenbarung sezen werde. Es kan nicht anders seyn, als daß ich diesen Unterschied weiter ausdehnen müsse, als diejenigen zu thun gewont sind, welche man nicht unbillig als zu grosse Freunde der Vernunft ansehen kan, und die in einer redlichen Einfalt sich durch die List der

Ver-

Vernunft haben berüken lassen. Viel mehr eben nicht, als die Nachricht von der Möglichkeit und Existenz eines götlichen Mitlers ist der ganze Vorzug der Offenbarung, und es wundert mich sehr, daß man ihr meistenteils noch die Möglichkeit des Mitlers der Offenbarung überlassen hat, da man doch schon so nachsichtig gewesen ist, der Vernunft einen Blik in das innere des götlichen Wesens zu verstatten, und sowol aus der Idee der höchsten Volkommenheit eine Mehrheit der Personen zu mutmassen, als auch eine Begreiflichkeit der Persönlichkeiten in dem einzigen götlichen Wesen zu finden. Glauben Sie nicht Mamsel! daß ich mich bemühen würde, aus der Vernunft zu zeigen, worin notwendig der Unterscheid einer Offenbarung von dem Systeme der Vernunft bestehen müsse. Das halte ich schlechterdings unmöglich zu seyn, und man mag sich hinwenden, wohin man wil, so wird man keine sichere algemeine Gründe finden, und wenn man es wagen wolte, so getrauete ich mir zu behaupten, daß man doch allemal eine gewisse Offenbarung im Sinne habe, die man einmal für eine götliche hält, und der so zu reden zu Gefallen man lauter solche Merkmale, und nicht mehr und weniger angiebt, als sie würklich an sich hat. Vielmehr mus man diesen Unterscheid aus der Offenbarung selbst nehmen, und ihn vornemlich in denienigen Stüken sezen, die sie uns würklich bekant macht, und von denen man sicher darthun kan, daß sie durch die Vernunft entweder nicht haben erfunden werden können, oder die doch gewis nicht eher erkant worden sind, als bis

die Offenbarung in die Welt gekommen ist. Werden wir uns also nicht vorher erst vereinigen müssen, welche Offenbarung wir für gültig erkennen wollen? Denn es ist mehr als eine auf dem Erdboden. Und wer solte so wenig Ueberlegung haben, daß er nicht der Christlichen den einzigen Vorzug verstattete. Sie und ich Mamsel! sind volkommen überzeugt, daß die Christliche Lehre eine warhaftig göttliche sei, und ich wil Ihnen also den Unterschied der Offenbarung und Vernunft nach Anleitung dieser mit wenigem vorstellen. Ich glaube es mit voller Beruhigung, daß unsere Vernunft in der Lehre von dem göttlichen Wesen nur gar zu sehr in finstern irren würde, wenn uns die Offenbarung nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die Geschichte aller Weltweisen und Völker beweiset meinen Glauben, und ob es gleich sehr warscheinlich ist, daß wir ohne Offenbarung in unsern Zeiten in diesem Stüke weiter gegangen seyn würden, so würde unsere Erkentnis von Gott dennoch noch ungemeine Lüken behalten haben, und einige Warheiten, die uns auch selbst in der Offenbarung Geheimnisse sind, wären uns ewig unbekant geblieben. Allein izt verehren wir ein höchstes Wesen, das volkommen unendlich ist, das die allerhöchsten Eigenschaften besizet, das aus dreien Personen bestehet, und doch nur ein einiges Wesen ist. Hier nimt mich eine stille Bewunderung ein; ich glaube feste; aber ich schweige; ich grübele nicht. Ich räume ein, daß eine Vernunft nach dem richtigen Gebrauche ihrer Regeln einen Ursprung der Welt, eine Hervorbringung aus Nichts,

und

und unverbesserliche Absichten bei dem Weltgebäude und dem menschlichen Geschlechte zu erfinden hinreiche, aber dazu hätten gewis längere Jarhunderte gehöret, als in welchen man diese Warheiten durch Hülfe der Offenbarung würklich eingesehen hat. Auch hierin hat diese unserer Einsicht die wolthätigste Hülfe geleistet, und sie hat ohnedem noch Warheiten hinzu gethan, die auf einem freien Entschlusse der höchsten Gotheit allein beruhen, und wozu die Vernunft für sich ewig nicht die Bewegungsgründe entdekt hätte, und izt nicht einmal ganz übersehen kan. Die Offenbarung zeigt uns die Gotheit bei den ersten Handlungen der Schöpfung; sie lehret uns die Welt noch als ein Nichts kennen, und zeigt uns unseren waren ersten Ursprung. Und hiebei kommen gewis Lehren vor, die die Vernunft zwar bewundern und glauben, aber niemals erfinden, und nur mit der allergrössesten Behutsamkeit und Unterwürfigkeit unter Gott beurteilen kan. Hier mus sie ihre Schwäche notwendig fülen. Die Offenbarung lehret uns eine Haushaltung Gottes, in der sich die Maiestät der Gotheit in dem höchsten Glanze zeiget, aber deren ganzer Umfang und die vollen Bewegungsgründe unserer Vernunft, auch durch die Offenbarung gestärkt noch unbegreiflich bleiben. Sie stellet uns den Menschen als ein Wesen vor, das von der gütigen Hand des Schöpfers mit beneidenswürdigen Kräften, und einer anerschaffenen volkommenen Tugend, einer recht glänzenden Schönheit der Seele, versehen worden. Man solte die ersten Menschen für Engel gegen die izigen ge-

halten haben, und unsere grösseste Stärke der Seelenvermögen ist gegen die Grösse unserer Stameltern wie kindisch zu rechnen. Allein nur wenige Tage waren unsere Ahnherren so gros; ein betrübter Ungehorsam gegen die höchste Gotheit, und eine überraschende Lüsternheit stürzte sie ins Elend. Sie und wir alle durch sie wurden Kinder des Zornes; stat daß wir ein Paradies hätten bewonen können, so musten wir nunmehro eine wüste Erde bauen. Stat daß wir uns nach dem ersten Entwurfe des Schöpfers als Geschwister hätten lieben sollen, und einer immer des andern Glük zu befördern trachten, so schlich sich das Unvermögen der Natur, die Sünde, die Bosheit, und alles Uebel ein. Die Heiligkeit rüstete sich mit Straffen, und der Zusammenhang der Welt schlos tausend und unzäliche Dinge ein, die Störer unserer Glükseeligkeit sind. Der Tod wurde ein Schikfaal aller Lebendigen, und die Ewigkeit wurde unendlich schrekhaft für uns. Izt waren wir beiammerns würdige Geschöpfe geworden, und man sage uns, ob die Vernunft von allen diesen Dingen nur das geringste entdeken, übersehen, und ohne die alleräusserstен Zweifel beurteilen kan? Hier mus sie einzig und allein glauben, mit Ueberwindung glauben, die ihre volle Pflicht ist, und ihre eigne Schwäche und Nichtigkeit erkennen. So wie sie die Menschen aus allen Geschichten kent, so sind die allerältesten Menschen so wie die izigen sind, und wenn sie genau rechnen wil, so ist in keinem Jarhunderte die Vernunft stärker oder weiser, oder klüger geboren worden, als in dem

andern.

andern. Was hat sie irgend für Gründe, einen Fal Adams zu vermuten? Wo findet sie den Ursprung des Uebels? Wo sind die Beweise, daß die Gotheit mehr von den Menschen fordern kan, als sie ihr zu halten und zu erfüllen Kräfte geschenket? In Warheit Mamsel! von dieser Unwissenheit der Vernunft hängen Säze und Lehren ab, die uns in ein unendbares und unabsichtliches Labyrinth von Irtümern füren, daran ich zu gedenken mich scheue, und die uns ein System der Vernunft geben könten, (und vieleicht zum Teil gegeben haben,) das der Warheit und Offenbarung nur gar zu feindseelig wäre. Sehen Sie hier den ersten Teil der Haushaltung Gottes, der der Vernunft seiner eignen Natur wegen unbekant ist. Das wissen wir leider, daß wir sterben müssen, und dieses traurige Schiksaal hat uns freilich auf ein äusserstes Nachdenken wegen des künftigen gebracht. Allein wie uneinig ist die Vernunft nicht von ie her mit sich selber gewesen, was sie für einen Zustaud der Zukunft für ihre Seele glauben solte, wenn sie sich ia noch entschlossen eine Unsterblichkeit und eine Ewigkeit zu vermuten? Bis diese Stunde ist sie nicht vermögend, einen gewissen Beweis für ihre ewige Dauer zu füren, wenn sie sich auch in ihrer Feinheit zu denken selbst zu übertreffen scheint. Warscheinlich, höchst warscheinlich, kan sie ihr Leben nach dem Tode des Körpers wol erweisen, aber nimmer unumstöslich, und nimmer ohne quälende Zweifel. Am wenigsten aber kent sie bis diese Stunde bei allem ihren Reichtume der Säze die Beschaffenheit des

künftigen Zustandes, und malt sie ihn, so borgt sie gewis die Vorstellungen aus der Offenbarung, oder sie schildert ihn, wie sie wünscht, daß er seyn mögte. Hierüber müssen wir die Offenbarung allein hören, und diese verbindet damit noch andere Nachrichten und Lehren, woran die Vernunft nie einmal denken kan, und die ihr unbekant seyn müssen, weil sie in unerforschlichen Absichten und Entschlüssen der unendlichen Gotheit ihren bestimmenden Grund haben. Sie lehrt uns ein Ende der Welt, eine Auferstehung der Todten, einen algemeinen Gerichtstag, und einen Himmel und eine Hölle, und eine Verteilung des menschlichen Geschlechts unter diese beiden Oerter. Ganz gewis Lehren, die geoffenbaret werden musten. Eben diese Offenbarung kündiget uns an, daß die Gotheit eine Genugthuung für unsere Sünden verlange, wenn sie uns ewig glükseelig machen sol. Sie rechtfertiget sich volkommen in diesen Forderungen, und so sehr sie uns dadurch niederzuschlagen scheint, so kräftig tröstet sie uns, daß sie uns einen Mitler aus ihrem eignen Schoosse verspricht, und würklich in die Welt sendet, der diese Genugthuung leisten, und eine volkommene Gerechtigkeit für uns erwerben sol. Bewundernswürdige Gotheit! du bist unbegreiflich, und kein endliches Wesen ist vermögend, deine Ratschlüsse einzusehen, und deine Wege zu erforschen. Ewig würde es uns unbekant geblieben seyn, daß deine Gerechtigkeit eine Genugthuung von uns armseligen fordern müsse, aber izt ist es mehr, als zu gewis, und du hast volkommen Recht. Aber diese Ueberzeugung hast

du

du uns selbst verschaffen müssen. Wir hätten an diese Genugthuung nicht eher denken können, als bis wir entdekt hätten, daß wir aus deiner Hand grössere Kräfte erhalten, aber sie durch Misbrauch und Frevel wieder verloren hätten. Und dis wäre niemals geschehen. Gesezt nun auch die Möglichkeit der Entdekung, und wo wären die Gründe, daß sie unendlich seyn müste? Hätte nicht hundert Jare, nicht tausend Jare Unglükseeligkeit, oder wol gar schon das Elend dieses Lebens nach den schwachen Begriffen unserer Vernunft hinzureichen geschienen, dich zu versönen? Wir würden uns mit falschem Troste befriediget haben, und auf ein eingebildetes Geratewol zuversichtlich hingestorben seyn. Dis, dis ganz gewis ist der wichtigste Punkt der Ungewisheit, woraus uns die Offenbarung gerissen, und dabei wir nur einzig und allein fest glauben, und durchaus nicht klügeln dürfen. Dis ist der Punkt, worin ich der Vernunft alle, und auch die geringste Einsicht schlechterdings abspreche, und wobei ich mich des Beifals aller unparteiischen Menschen gewis getröste. Und o! wie viele auszuübende Warheiten hängen nicht von diesem Stüke der Offenbarung ab! Die Pflichten der Busse und des Glaubens, die Christliche Liebe, und viele andere Dinge sind es, welche einzig und allein nach dieser versönenden Haushaltung Gottes bestimt werden müssen. In Warheit Mamsel! Vorzüge der Offenbarung genug!

Dis sind die beiden ersten Stüke, welche Sie von mir einigermassen ausgefürt zu fordern beliebt

haben. Hier breche ich ab. Und Sie haben auch in der That schon Materie, und Waffen genug, einen Krieg der Religion zum Besten mit Ihrem Herrn Vetter anzufangen. Halten Sie sich als eine Heldin, streiten Sie unverzagt, siegen Sie unausbleiblich. Es wünschet Ihnen schon zum voraus Glük dazu

Ihr

ergebenster Freund.

Vier und dreissigster Brief.

Mamsel!

Nehmen Sie meinen Glükwunsch nicht an? Mein Herz sagt mirs, daß Sie ihn verdienen, und wenn Sie nach Ihrer Scharfsinnigkeit meine Gründe zu rechter Zeit und mit einer Ihnen leichten Ausschmükung Ihrem Herren Vetter entgegen gesezt haben werden, so wolte ich darauf schwören, daß er überwunden worden sei. O! ia Mamsel! die Offenbarung verdient diesen Triumph. Eben bin ich im Begrif, Ihnen noch die beiden lezten Fragen, die Sie mir vorgelegt haben, zu beantworten. Sie wollen wissen, was man zu thun habe, wenn uns etwas als eine Offenbarung vorgelegt werde, und was man für Beweise zu ihrer Gültigkeit fordern könne? Ich werde beide Fragen zusammen

men nehmen. Zu allererst behaupte ich, man müsse freilich anfangs etwas hartgläubig seyn, ehe man sich entschliest, eine Nachricht oder ein Buch als eine göttliche Offenbarung zu verehren. Es ist bei diesem Saze die allergröste Billigkeit. Man darf sicher vermuten, daß eine Offenbarung uns unbekante Warheiten zu glauben auflegen, und Pflichten von uns fordern werde, deren Verbindlichkeit allein darauf beruhet, weil es der ausdrükliche Wille des höchsten Gottes sei. Man hat nicht das geringste Recht, von der höchsten Gotheit zu fordern, daß sie uns von allen den Warheiten, die sie offenbaret, auch zugleich eine volle und überal verständliche Erklärung, oder Demonstrationen gäbe. Es ist Beweises genug für uns, wenn wir gewis wissen, daß es die Gotheit geredet habe, ein Verstand, der gar nicht trügen kan. Folglich komt alles auf die Ueberzeugung an, daß unser Beherscher der gewisse Urheber der Bekantmachung dieser Warheiten sei. Wichtig werden sie gewis seyn müssen, und da wir schlechterdings bei der höchsten Weisheit zum voraus sezen müssen, daß sie die grösseste Behutsamkeit bei wichtigen Warheiten von uns fordere, und mit uns als freien und vernünftigen Wesen umgehen werde, so wird sie ihrer Offenbarung auch allerdings keinen Beweis versagt haben, den man mit Recht fordern kan. Eben diese Weisheit erheischet von uns einen gewissen Glauben und eine volle Ueberzeugung, und diese kan unserer Natur gemäs nicht eher in uns entstehen, als bis wir alles genau und volständig untersucht, und alle Merkzeichen des göttlichen

chen Ursprungs einer Offenbarung eingesehen haben. Es kan ihr also auf keine Art zu wieder seyn, wenn wir etwas hartgläubig sind; denn wenn dis überwunden ist, so ist unsere Ueberzeugung desto stärker, und alle Furcht betrogen zu seyn verschwindet notwendig. Allein mit dieser Hartgläubigkeit mus die redlichste Neigung und Bemühung verbunden werden, die Untersuchung unparteiisch anzustellen, und den hinlänglich starken Gründen willig nachzugeben. Sonst wäre unsere Hartgläubigkeit ein Eigensin, und eine Wiederspenstigkeit gegen unsern Beherscher. Es ist gerade eben der Fal, als wenn iemand im Namen unseres Fürsten ein Gesez publiciren wolte, und werden wir nicht schuldig seyn, uns die Volmacht des Fürsten, und seine Hand und Siegel zeigen zu lassen? Aber werden wir nicht auch gehorchen müssen, so bald wir die Richtigkeit desselben erkant haben?

Nehmen Sie nun das alles, was ich eben izt, und in dem vorigen Briefe angemerkt habe, zusammen, so werden Sie auch leicht raten, daß aller Beweis, den wir mit Recht von der Gültigkeit einer Offenbarung fordern können, sich auf ihre Göttlichkeit beziehen müsse. Denn Notwendigkeit, und Warheit derselben sind wir schlechterdings aus der Vernunft zu erweisen nicht im Stande. Auch ihre innern Eigenschaften, oder was sie für Lehren bekant machen müsse, sind eben so wenig Vorwürfe unserer Demonstrationen; und wenn es also wahr ist, daß wir ihre Lehrsäze und Befehle nur deswegen glauben und annehmen müssen, weil sie von der höchsten

Got=

Gotheit herrüren, so können wir in der That ohne Wiederspruch nichts mehr als solche Kenzeichen fordern, die unmittelbar und untrüglich darthun, Gott selbst sei Urheber und Lehrer dieser Warheiten. Allein Mamsel! welches sind diese untrüglichen Kenzeichen? Wenn wir die möglichen Fälle mit gehöriger Aufmerksamkeit unterscheiden, die sich dabei gedenken lassen, so wird es uns vieleicht glüken, einige von diesen sichern Kenzeichen auszumachen. Es sind drei Hauptfälle. Solte es nicht möglich seyn, daß das höchste Wesen selbst sich offenbarete, und öffentliche Befehle gäbe? Solte es nicht angehen können, daß der Himmel sich öfnete, und die Gotheit zu einer Menge von Menschen öffentlich redete, und ihr seinen heiligen Willen ankündigte? Wäre dieser Fal zu den Zeiten, worin wir lebten, so würde alle Untersuchung der Kenzeichen wegfallen. Denn die Gotheit erscheinet niemals ohne Maiestät, ohne Glanz, ohne Gefolge, ohne Begebenheiten, die ihre besondere Gegenwart auf das deutlichste verkündigen, und sie von allen andern Wesen unterscheiden. Wir dürften unsern Sinnen, und dem was wir gesehen und gehöret nur schlechterdings trauen. Unsere ganze Seele würde fülen, daß die Gotheit geredet habe. Allein die Gegenwart der Gotheit selbst würde die Natur zu sehr erschüttern, und das Geschlecht der Menschen in gar zu grosses Erstaunen sezen, und es läst sich daher ein anderer Fall gedenken, daß die Weisheit des höchsten Beherschers Gesandten, oder Mittelspersonen gebrauche, durch deren Mund er dem menschlichen Geschlechte

schlechte kund machte, was sie wissen sollen. Sezen Sie den Fal Mamsel! daß eine Person in unsern Tagen aufstünde, und uns Lehren verkündigen wolte, von denen sie behauptete, sie durch eine unmittelbare göttliche Eingebung und Offenbarung empfangen zu haben. Würden nicht unsere ersten Untersuchungen dahin gehen, ob der Charakter einer solchen Person würdig sei, eine Offenbarung zu erhalten, oder ob nicht ein Verdacht der eignen Erfindung, und des Betruges oder Betrogenwerdens ihr das Recht der Glaubwürdigkeit näme? Würden wir nicht von dieser Person Beweise verlangen, daß sie mit der höchsten Gotheit in genauer Gemeinschaft stehe, und daß diese selbst öffentlich bezeugen solle, sie halte die Lehren und das Vorgeben dieser Person volkommen genehm? das heist, würden wir nicht unleugbare Creditive, und gleichsam die Hand und das Siegel der Gotheit fordern? Wir hätten volkommen Recht, und meines Erachtens wäre es schon ein unwiederlegliches Zeichen, daß die Person ihrer eignen Sachen nicht gewis sei, wenn sie sich nur im geringsten weigerte, daß man sich nach ihrem Charakter und Handlungen auf das schärfste erkundigte, oder Ausflüchte deswegen suchen wolte, und wenn sie keine unstreitige Beweise ihrer göttlichen Sendung aufzeigen könte. Ich wenigstens würde in dem Charakter einer solchen Person Gottesfurcht, eine volle Redlichkeit, keine ausschweifende Phantasie, keine ungestüme Neigungen, keine Unbeständigkeit, keine Arglist, und keine heimlichen Endzweke antreffen müssen, wenn ich sie nur einigermassen

glaub-

glaubwürdig halten solte. Ihr ganzes Leben müste ein Zusammenhang von rechtmässigen Handlungen seyn, sie müste sich bei allen ihren Unternemungen aufrichtig, ernsthaft, und gesezt bezeigen, und Torheit und lächerliche Sitten und Reden müsten schlechterdings ihren Charakter nicht befleken. Nur allein Schwachheiten, welche von der menschlichen Natur nicht getrent werden, oder welche ienen Charakter nicht verstellen könten, würde ich zu übersehen mich schuldig halten. Denn wenn ich voraus seze, daß Menschen diese Mittelspersonen sind, so sehe ich keinen Grund, warum die zu ihnen geschehene Offenbarung die Schwachheit der menschlichen Natur aufheben solte, da diese in sich nichts der Gültigkeit der Offenbarung benehmen können. Vielmehr wären sie ein Zeichen, daß die vorgetragenen Lehren keine eigne Erfindungen dieser Person seyn könten. Komt es auf den andern Teil der Untersuchung bei einer solchen Person an, und auf die Creditive von der Gotheit, die wir als gültig erkennen wollen, so glaube ich, daß man davon im algemeinen nicht viel ausmachen kan. Denn ihre Anzal ist so ungemein gros, und ihre Arten sind sehr verschieden; daß es mir also am billigsten zu seyn scheinet, wenn man die Wal derselben der freien Beurteilung der höchsten Weisheit allein überlässet. Indessen versteht es sich von selbst, daß uns das Recht übrig bleibe, sie auf das schärfste zu untersuchen, und die gewälten Merkzeichen auf das genaueste von der Seite zu beurteilen, ob sie unleugbare Beweise der Gemeinschaft und Genehmhaltung Gottes seyn können.

Die

Dis ist einmal die Hauptidee und der eigentliche Endzwek derselben, wonach sie schlechterdings erwogen werden müssen, und wenn sie hiemit nicht volkommen übereinstimmen, so haben sie auch keine Kraft zu beweisen. Wir müssen uns also die Beweise selbst von der Person geben lassen, die sich rümet ein Gesandter Gottes zu seyn, und keine einzige Art der Prüfung kan uns verweigert werden. Wäre es meine Absicht, Namsel! selbst zu untersuchen, welche unter allen vorgegebenen Offenbarungen die ware sei, so würde ich izt anfangen Beispiele anzufüren. Allein alsdenn wagte ich mich in ein Feld, das mich von dem ersten Entwurfe unseres Briefwechsels viel zu weit entfernete. Habe ich das Glük, Ihrer Gewogenheit noch länger zu geniessen, so werde ich Ihnen einmal den Vorschlag thun, wenn diese izige Materie des Briefwechsels geendiget ist, über die Gewisheit der Christlichen Offenbarung eine Correspondenz anzufangen. Wir wollen uns vereinigen, mit der allergrössesten Schärfe zu verfaren, und alles auf das pünktlichste zu untersuchen. Izt wil ich Ihnen nur die Hauptregel sagen: was ich als ein Volmachtszeichen eines göttlichen Gesandten erkennen sol, das mus eine That, oder Begebenheit seyn, die ganz sichtbar seiner Lehre wegen geschicht, und die man auf keine einzige Art begreiffen kan, als wenn man eine genaue Gemeinschaft dieser Person mit Gott, und eine höchste Genehmhaltung dieses Wesens zum voraus sezet. Mir scheint es wenigstens so, als wenn diese Regel eine ziemliche Strenge bei sich füre, und dennoch zugleich

viele

viele Schwierigkeiten ausschliesse, die bei der Art von Beweisen so leicht entstehen können. Ich wünsche das Vergnügen zu haben, Ihnen die herliche Anwendung und Zureichenheit dieser Regel mit der Zeit deutlich vor Augen legen zu dürfen. Sie ist es einzig und allein, die mich selbst gewonnen hat, da mir alles übrige viel zu schwach und ungewis zu seyn schien. Freilich löst sie sich wieder in einige andere Regeln nach Beschaffenheit der Umstände auf, und ich bin gewis überzeugt, daß sich diese ungemein natürlich entwikeln, und erhärten lassen.

Noch ist der dritte Fal übrig, der sich auf unsere Zeiten am besten schikt. Uns ist eine Samlung von Schriften überliefert worden, der man den ehrwürdigen Namen einer götlichen Offenbarung beileget. Viele tausend Menschen geben ihr ihren Beifal, und unter denselben ist eine ungemein grosse Anzal von solchen, deren Geist durch die tiefsinnigsten Wissenschaften, die die grösseste Stärke der Einsicht verlangen, aufgekläret ist. Sie hat seit anderthalb tausend Jaren allezeit den allerstärksten Anhang gehabt, und es sind bis auf unsere Zeiten nur immer einzeln zerstreuete Personen gewesen, welche ihr durch allerhand hämische Versuche die Götlichkeit und Warheit abzusprechen sich erkünet haben. Sie heissen sich selbst starke Geister; und daran thun sie sehr wol, denn andere vernünftige können sich nicht entschliessen, ihnen diesen Titel zu zu gestehen. Von der Zeit aber an ist es eine Beschäftigung unserer geschiktesten Geister geworden, auf die Götlichkeit unserer Offenbarung aufmerksam zu seyn. Was

werden wir also zu unsern Zeiten, da uns eine vor langen Jaren gegebene Offenbarung, die in gewissen Büchern aufbehalten ist, vorgelegt wird, für Kenzeichen ihrer Gültigkeit und Götlichkeit zu fordern haben? Wir dürfen allerdings noch etwas mehr verlangen. Denn wir müssen zugleich von der Richtigkeit der Ueberlieferung überfüret werden. Könten wir uns blos an einer mündlichen Tradition begnügen lassen? Nein! diese ist viel zu unsicher für wichtige, für götliche Warheiten; und das Entsteltwerden der Lehrer durch eine Tradition von so langen Jaren her ist beinahe eine unausbleibliche Folge in der Welt. Ich wenigstens glaubte von einer Tradition wenig oder nichts, und aufs höchste das, was mir recht begreiflich wäre, und was etwa übrig bliebe, nachdem ich alles das abgesondert, was aus warscheinlichen Gründen mir menschliche Erfindungen, Zusäze, und Erdichtungen zu seyn schienen, oder was ich etwa durch recht glaubwürdige Wort- und Sachenzeugnisse bestätiget fände. Ganz gewis, mit der Tradition würde dem menschlichen Geschlechte ungemein wenig geholfen seyn, und es würde mit der Christlichen Offenbarung herzlich schlecht stehen, wenn wir uns auf eine Tradition verlassen müsten. Wir wollen also annehmen, Mamsel! daß eine Samlung von Schriften, (wie bei der Christlichen, und Mahomedanischen, und Jüdischen Offenbarung, die die vornemsten des Erdbodens sind) als eine Offenbarung der Gotheit ausgegeben würden, und ich bin überzeugt, daß man das volle Recht habe, auf die äusserste historische

War-

Warscheinlichkeit und den höchsten Grad derselben, das ist, auf die historische Gewisheit zu dringen. Man würde nach den gesezmässigsten Wort- und Sachzeugnissen zu fragen berechtiget seyn, teils daß die in den Büchern aufgefürten Mittelspersonen alle vorher angemerkte Kenzeichen götlicher Gesandten an sich hätten, teils daß dieienigen, die uns diese Nachrichten in den Büchern erteilten, volkommen glaubwürdige Zeugen wären, teils daß die aufbehaltenen Bücher denienigen Personen auch würklich und ungezweifelt zugehöreten, denen man sie zuschreibt. Sind diese Stüke nach allen Regeln der Billigkeit und Warscheinlichkeit erwiesen worden, so sehe ich nicht ein, was uns irgend hindern könte, unsern Beifal solchen Schriften als einer götlichen Offenbarung zu schenken. Entweder wir müsten allen Glauben aus der Welt verbannen, und gar nichts mehr für wahr halten, als was wir selbst höreten, oder sähen, oder wir müssen die Götlichkeit einer solchen Offenbarung einräumen. Wir haben noch dazu einen dritten Probierstein übrig, den wir den andern Beweisen beifügen können, und das ist die innere Warheit einer solchen Offenbarung. Besorgen Sie keinen Wiederspruch, Mamsel! unter meinen Säzen. Weit gefehlt, daß ich die Vernunft zur Richterin der götlichen Warheiten machen wolte. Nein! ich betrachte sie nur blos, als ein natürliches Vermögen, das sich nach gewissen Regeln zu äussern gewönet hat. Ich sondere schlechterdings diesen Gesichtspunkt von ihr ab, unter welchem man sie als eine Gesezgeberin in einem Reiche von

Warheiten, die ihr unterthan sind, ansehen mus, sondern ich wil sie gleichsam nur als einen Abgeordneten betrachten, der einem Volke nach seinen eignen Grundgesezen Recht sprechen sol. Eben so wenig wie man einem solchen Commissionair einräumen wird, aus andern Rechtsregeln, als den eigentümlichen des Volks zu urteilen, eben so wenig wird man der Vernunft erlauben, die Offenbarung anders zu beurteilen als aus der Offenbarung selbst. Dürfen wir nach notwendigen Warheiten die Gotheit als ein unendliches Wesen zum voraus sezen, das alle höchste Volkommenheiten besizt, so werden wir auch schlechterdings glauben müssen, daß sich diese Gotheit in ihrer Offenbarung selbst als eine unendliche bekant gemacht haben werde. Ich werde also behaupten, daß der Begrif, den uns eine Offenbarung von Gott gibt schlechterdings dis Wesen als ein unendliches darstellen müsse. Dis wird das erste Grundgesez seyn, wonach sich unsere Vernunft zu richten hat, und könte man also in der That noch wol Säze als geoffenbarte, als götliche Warheiten annehmen, die dieser ersten Grundregel wiedersprächen? Nimmer mehr! Hat auf die Art unsere Vernunft erst einen richtigen Grundsaz, so wird sie auch im Stande seyn, zu beurteilen, ob ein geoffenbarter Saz nach diesem Hauptprobiersteine die Probe halte oder nicht! Gesezt also, daß die Offenbarung uns Eigenschaften von den götlichen Wesen bekant mache, so ist es eine notwendige Folge, daß sie diesem ersten Grundbegriffe nicht wiedersprechen müssen, ohnerachtet es der Vernunft schwer falle, oder gar

unmöglich sei, ihre volle Abhänglichkeit von ienem Begriffe einzusehen. Die Unbegreiflichkeit ist niemals ein hinlänglicher Grund, eine Warheit zu bestreiten. Denn die Vernunft kent sich selbst von keiner Seite gewisser, als von der, daß sie sehr endlich sei; und eine angeborne Schwäche, bei der sehr viel Geheimnisse stat finden können, ist ihr selbst unverleuglich fülbar. Alle Warheiten der Offenbarung also müssen auf das genaueste zusammenhangen, und sie thun es, wenn eine iede ins besondere und alle zusammen genommen mit dem Begriffe einer unendlichen Gotheit, der durch die Offenbarung allerdings näher hat bestimt werden können, freundschaftlich übereinstimmen. Von dieser Seite also mus der Zusammenflus der geoffenbarten Warheiten die stärkste Prüfung ausstehen können. Denn ein unendlicher Verstand kan sich selbst nicht widersprechen. Man mus ferner unwiederstehlich einräumen, daß es der Vernunft möglich sei, aus geoffenbarten Säzen notwendige Folgen zu ziehen, und dürften wir Säze als götliche, und geoffenbarte erkennen, die mit dergleichen Folgen nicht bestehen könten? Ist es möglich, daß ein unendlicher Verstand nicht alle Folgen übersehen solte, und ist nicht ein Saz nach dem Urteile aller Menschen, die denken können, gewis falsch, wenn er unleugbaren Warheiten zu wieder ist? Aber sind nicht notwendige Folgen aus gewissen Warheiten unleugbare Warheiten? Wer könte so verwegen seyn, dis zu verneinen? Es versteht sich von selbst, daß in sich offenbar unmögliche, und lächerliche Säze keine göt-

liche seyn können. Man nehme ferner einmal an, daß zu verschiedenen Zeiten Offenbarungen gegeben wären, und dürften die folgenden den ersten wiedersprechen? So lange ein Gott ist, nicht. Denn unter wiedersprechenden Säzen ist allezeit entweder der eine wahr und der andere falsch, oder beide zugleich falsch. Niemals können beide zugleich wahr seyn. Ich erlaube es also der Vernunft mit gutem Rechte, sich aus der ganzen Samlung geoffenbarter Lehren ein genaues System zu machen, und den gegebenen Begrif der Gotheit und ihrer Eigenschaften zum Grunde zu legen, und die Grundsäze der Offenbarung zu verknüpfen. Ist hier überal Harmonie, und die unbegreiflichen Säze ausgenommen, noch dazu ein leicht zu übersehender und schöner, und genauer Zusammenhang aller Lehren, die unmittelbar in den Büchern der Offenbarung vorgetragen werden, so schreibe ich ihnen eine innere Warheit zu, eine Warheit, die die Vernunft beurteilen kan, und so nehme ich sie mit volkommenster Beruhigung als göttliche an. Allein hiebei mus freilich die Vernunft alle ihre Redlichkeit, Stärke, und Behutsamkeit anwenden.

Nun Mamsel! bin ich mit der Auflösung Ihrer Fragen fertig. Ich mus Ihnen zugleich dabei sagen, daß mein Herz mit einer vollen Ueberzeugung geredet habe, und daß eine sehr lang fortgesezte Betrachtung des Streits mit den Deisten, und der Natur der Sache selbst mich auf diese Gedanken gebracht haben, die ich Ihnen eben vorgelegt. Meine Seele empfindet selbst eine innere Beruhi-

gung

gung dabei, und ein heimliches Gefül meiner eignen Vernunft bei der Richtigkeit dieser Säze zwingt sie, diesen Lehren beizufallen, ob sie gleich erniedrigend für sie sind. Allein eine ungeschmükte Redlichkeit kan wol leiden, daß man sie auf einen bessern Weg der Erkentnis füre. Es ist schlechterdings nötig, daß man erst ganz unparteiisch werde, und sich weder auf die Seite der Vernunft mehr, noch auf die Seite der Offenbarung mehr lenke. Untersucht man alsdenn den Streit aufrichtig, so daß man würklich den festen Entschlus gefast, den stärksten Gründen zu folgen, sie mögen auf einer Seite seyn, auf welcher sie wollen, und verbindet damit so wol das schärfste Nachdenken, als ein so lange fortgeseztes Zweifeln, bis man auf die deutlichsten Gründe zur Entscheidung kömt, so sind wir erst im Stande unserer Seele eine Befriedigung zu verschaffen, und auf die Art hat die Vernunft bei mir gegen die Offenbarung verloren. Noch habe ich von ein paar Stüken zu reden, die mit dieser Abhandlung einige Verwandschaft haben, und ich bitte mir Erlaubnis aus, sie in dem nächstfolgenden Briefe zu erörtern. Ueberdenken Sie unterdessen das, was ich bisher gesagt, mit der grössesten Schärfe, und ich schmeichele mir mit der angenemen Hofnung, daß Sie mich gewis nennen werden

Ihren

aufrichtigen Freund.

Fünf und dreissigster Brief.

Ramsel!

Haben Sie wol einen kleinen Versuch gemacht, zu erfaren, ob die Christliche Offenbarung sich iener Kenzeichen der Göttlichkeit rümen könne? Mir ist es eine so gewisse Sache, daß ich dieienigen, die mit Spöttereien der Religion so nahe treten, als die leichtsinnigsten Menschen von der Welt ansehe. Es ist mir unmöglich zu glauben, daß es ihnen ein Ernst gewesen seyn kan, sich darum zu bekümmern, ob die Religion wahr oder falsch sei, sondern sie haben sich einmal entschlossen, sie als falsch und erdichtet aus zu geben, weil es einige von ihnen gethan haben. Sie verdienen von der Seite gewis ein algemeines Mitleiden, daß sie sich blos aus Leichtsinn der Rache des höchsten Beherschers der Welt aussezen, und ohne sich die Mühe zu geben, zu untersuchen, ob die an sie ergangenen Befehle götlich sind, sich ihnen sogleich wiedersezen. Von der Seite aber, daß sie allen Unterricht des bessern verwerfen, und durch ihre unbändigen Spöttereien entweder einfältige verfüren, oder öffentlich den Gott, den wir verehren, und die Offenbarung, die wir hochschäzen, lästern, von dieser Seite, sage ich, sind sie der grössesten Verachtung wert. Sie verdienen keine Wiederlegung, und solte es ia eine seyn, so müste man sie mit ihrem eignen Wize lächerlich machen. Am

besten

besten thut man, wenn man sie ihrer eignen Torheit überläst, und es wird gewis eine Zeit kommen, wo sie ihren Unverstand heftig genug bereuen werden.

Lassen Sie uns vielmehr wieder an dieienigen gedenken, die sich entschlossen haben, die Christliche Religion, die sich auf eine unstreitig götliche Offenbarung gründet, zu erkennen. Und hiebei lassen sich gar leicht ein Paar Fragen aufwerfen, die einiger Betrachtung wol würdig sind. Eine kleine Kentnis der Welt lehret uns, daß die Christliche Religion sich in verschiedene Sekten zerspalten habe, die einander wechselsweise verkezern, und sich Hauptirtümer schuld geben; Irtümer, davon das Wol oder Weh unserer Seele nach dem Tode abhangen sol. Was sollen wir davon urteilen? Solte die Warheit der Religion wol selbst nicht dadurch verdächtig werden? Solten wir uns zu einer Religion bekennen, die so streitig ist? Sie werden bald die Entscheidung finden können, Mamsel! Wenn ich Ihnen nun einen änlichen Fal vorlege. Sezen Sie, ein Fürst lasse ein Mandat nach allen Regeln verfertigen, und es in seinen Ländern öffentlich bekant machen. Bei der ersten Publication verstehen es gewis alle Unterthanen, und Sachwalter, und Richter auf einerlei Art. Allein es wird nicht zehen oder zwanzig Jare wären, so wird gewis durch eigennüzige Richter, und schwankende Sachwalter mehr als einerlei Verstand dieser Verordnung heraus gebracht werden. Verliert aber dadurch das Gesez selbst sein Ansehen, und seine Gültigkeit? Nimmer mehr! Es war gar nicht möglich eine Offenbarung

zu geben, die nicht von unredlichen Personen und Richtern auf verschiedene Art ausgelegt werden könte, und daher sind alle Sekten entstanden. Nicht alle legten die Schrift redlich genug aus; sie waren durch andere Vorurteile, oder auch wol Dumheit, und heimliche Bosheit geblendet, den Worten der Schrift den natürlichsten Verstand zu geben; und vieleicht sind andere durch ihre gar zu grosse Kunst, in den Critischen Regeln und Untersuchungen verfüret worden, den waren Sinn der Offenbarung zu übersehen, und sich selbst einen recht Critischen zu bilden. Die Offenbarung behält einmal gewis ihren richtigen Verstand, und es kan ihrem Ansehen auf keine einzige Weise schaden, daß verschiedene Sekten sie verschieden erklären, und eine iede beinahe mit dem ganzen Systeme andere auswärtige Meinungen verbunden hat, die man eifriger zu verteidigen scheinet, als die Hauptartikel der Religion selbst. So viel ist freilich richtig, daß nicht alle Sekten gleich gut seyn können, und so weit wir sie kennen, so geht freilich eine iede von der andern in den Grundartikeln des Glaubens ab. Es ist daher unverantwortlich, wenn man sich gegen iede Sekte gleichgültig verhält, und eine eben so wol als die andere für wahr annimt. Mir wenigstens scheint es gerade gegen die ersten Grundsäze eines gesunden Denkens zu seyn, oder doch gewis eine gar zu schlechte Achtung für die Warheit zu verraten. Wer könte vernünftig seyn wollen, und doch nicht die Warheit, die nur einzig in ihrer Art seyn kan zu bekennen begeren? Wie wird es also noch möglich

seyn,

seyn, eine Gleichgültigkeit gegen die Sekten der Christen zu verteidigen, und doch den Charakter eines vernünftigen Mannes behaupten zu wollen? Wir sollen Spiegel der Gotheit seyn, und doch wolten wir es wol für erlaubt halten, Irtümer als göttliche Warheiten anzunemen. Es wäre gerade eben so viel, als der Gotheit zu zu muten, daß sie mit allen Begriffen von ihr zu frieden seyn mögte, sie könten im übrigen beschaffen seyn, wie sie wolten, wenn man diese übeln Begriffe nur in der Absicht hegte, Gott dadurch zu gefallen. Ich bin gewis, Mamsel! daß Sie hierin etwas ungemein Beleidigendes für die Gotheit finden werden.

Zu welcher aber mus man sich bekennen? Zu der richtigsten unstreitig. Und wie erfärt man das? Durch eine genaue Prüfung. Hier würde ich abbrechen können, wenn es mir nicht unverantwortlich zu seyn schiene, Sie in einer Dunkelheit zu lassen. Nach welcher Regel mns man diese Prüfung anstellen? Dis ist die erste Frage, die Sie mir gewis vorgelegt haben würden. Es ist die Offenbarung selbst. Mehr als eine Ursach dringen mich, zu sagen, daß die Grundwarheiten der Religion in der Offenbarung so klar, so deutlich, und so bestimt vorgetragen seyn müssen, daß ein redliches Herz, das kein Vorurteil des Ansehens sklavisch gemacht hat, sie ohne allen Zweifel daraus erkennen kan, und daß gar keine Kunst dazu gehören wird, durch lange Folgen sie aus den Worten der Offenbarung herzuleiten. Ich werde also dieienige Partei vorzuziehen raten, wo man sich bei der wenigsten Kunst unmittel-

mittelbar auf den natürlichsten Verstand der Offenbarung beruffet. Redliche Lehrer werden also im Stande seyn, sich aus den klaren Worten der Schrift ein Grundsystem zu machen, und eine iede Lehre, die mit diesen klaren Worten und Grundsysteme am besten übereinstimt, diese wird es seyn, die ich für die ware halte. Meinungen und Säze, die sich mit diesem klaren Grundsysteme nicht reimen lassen, werde ich entweder für gleichgültig halten, wenn sie Dinge betreffen, die nach ienen Grundregeln nicht zu dem Wesen der Religion gehören; und falsch, wenn sie einen Einflus auf die Seeligkeit haben müssen. Künstliche Erklärungen der Schrift haben über mein Herz keine Gewalt, und eine Lehre, die nicht mit dem natürlichen Verstande der Worte, welchen der Zusammenhang, und eine ungekünstelte Kentnis der Sprache, und richtige Folgen aus dem klaren Grundsysteme bestimmen, genau harmoniret, ist mir volkommen verdächtig, und gehört nicht zu meinem Glaubensbekentnisse. Dieienige Partei also, die diese Regeln am besten beobachtet, und sich noch überdem auf das Ansehen der allerersten Kirche mit Gewisheit beruffen kan, ist es allein, der ich meinen Beifal schuldig zu seyn glaube. Und in dieser Absicht glaube ich nicht geirret zu haben, wenn ich der evangelisch Lutherischen meinen Beifal gebe. Ich bedinge mir aber aus, daß man das Ansehen der allerersten Kirche nicht zu dem Hauptprobiersteine mache. Ich neme es nur als einen bestärkenden Grund an, da ich die Möglichkeit, und vieleicht die grösseste Wärscheinlichkeit zu

zu geben gedrungen bin, daß auch in den Zeiten schon Irtümer haben seyn können; wenigstens haben die ersten Väter nicht allezeit bestimt genug geredet, daß es nicht möglich seyn solte, zwo sich widersprechende Meinungen durch ihre Worte zu bedeken. Wie aber, wenn es Menschen gibt, die selbst nicht im Stande sind, von iener Uebereinstimmung zu urteilen, und wie werden diese zu recht kommen? Meines Erachtens ist kein anderer Rat für sie übrig, als sich mit warer Redlicheeit ihren geistlichen Fürern, und den Bestimmungen der Vorsehung zu überlassen. Wenn sie denn nun aber in einer nach unserm Urteile falschen Sekte geboren und erzogen sind, und die darin herschenden Irtümer, ohne im Stande zu seyn, sie zu beurteilen, als götliche Warheiten annehmen, wird ihnen das zu ihrer Verdamnis zugerechnet werden können, oder werden sie von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes Nachsicht zu erwarten haben? Ich mus nur die Warheit bekennen, Mamsel! diese Frage getraue ich mir nicht zu entscheiden. Ich mag es versuchen, das lezte zu beiahen, oder zu verneinen, so entdeke ich Schwierigkeiten, die unüberwindlich sind, und die mich zulezt verfüren müssen, verwegene Blike in die unerforschlichen Ratschlüsse der Gotheit bei der Regierung der Welt zu wagen, die ich doch nur allein zu bewundern, aber nie zu beurteilen vermögend zu seyn glaube. Erkünt man sich, mir zu bestimmen was die Gotheit in einem gewissen Falle thun werde, oder thun müsse, so vergleiche ich dergleichen Verwegene allemal mit denienigen Unterthanen, die

in

in ihren Geselschaften Krieg und Frieden beschliessen, und das Gleichgewicht von Europa ausmessen, ohne nur die geringste Einsicht in den Zusammenhang der Affairen zu haben, und die Stärke und Verhältnisse der Länder zu kennen.

Dis sind meines Erachtens, Mamsel! die wichtichsten Stüke, worüber Ihnen vieleicht einige Erklärung nicht misfallen konte. Verzeihen Sie dismal meiner Kürze; denn ich hätte ganz gewis ein grosses Buch, und keine Briefe schreiben, und mich in ein Feld von Anmerkungen wagen müssen, das mich von der Sittenlehre zu weit abgefüret hätte, wenn ich alles hätte sagen wollen, was zu dieser Materie gehörete. Und was wäre also noch übrig, als dis einzige, Ihnen zu versprechen, daß ich in dem nächsten Briefe noch etwas von der Verachtung der Welt reden wolle, und zu versichern, daß es meine angenemste Arbeit sei, Briefe an Sie zu schreiben, die ich mit der Unterschrift schliesse:

Dero

ergebenster Freund.

Sechs und dreissigster Brief.

Ramsel!

Es gibt eine gewisse Art Sittenlehrer, die eine ganz besondere Sprache annemen, wenn sie von der Verachtung der Welt reden, und mit diesen Leuten werde ich noch ein paar Worte sprechen. Eben von der Art war der Moralist, den ich in einer Gesellschaft hörte. Er flos von lauter prächtigen Worten über, welche das erhabene, das grosmütige, das pflichtmässige der Verachtung der Welt schildern solten. Was ist die Welt? sprach er; Nichts als ein Sammelplaz von vergänglichen, von verächtlichen Dingen, von Dingen, die nur durch ihren äussern Schimmer blenden, und wesentlich nichts schönes, nichts vortrefliches, nichts warhaftig gutes haben. Einbildungen sind es, und ein törigter Wahn der Menschen, die den Dingen in der Welt einen schäzbaren Wert beilegen. Ist es noch möglich, daß ein erhabener Geist an diesen Dingen würklich einen Gefallen finden könne? Ein Vergnügen, das uns die Schönheit der Welt verschaffet, hat nicht mehr würkliches und reizendes, als eine Einbildung, und man irret sich nur gar zu sehr, wenn man den Genus der Welt zu einem Teile der Glükseeligkeit machet. Weit gefehlet, daß die Welt zur Vermehrung unseres Glükes hervorgebracht worden sei, daß sie vielmehr nur vornemlich diesen

erhabenen Nuzen hat, den Geist durch die Verachtung derselben in sich selbst kehren zu machen, und ihn der Gotheit desto angenemer darzustellen. Das sinliche Vergnügen ist einmal vor allemal unerlaubt, und wenn es geändert werden könte, daß Geselschaften, und Städte, und Republiken wären, so würde diese erhabene Pflicht der Verachtung der Welt weit besser ausgeübet werden. Nur allein die Gotheit mus unsere Seele erfüllen, und alles Vergnügen, alle Glükseeligkeit in uns schaffen. Dasienige Herz, welches erhaben empfindet, empfindet die Welt nicht, sondern verachtet sie.

Er sezte noch weit mehreres hinzu, und ich fülte so viel Ehrfurcht gegen ihn, daß ich ihn versicherte, wie ich ihn ungemein hochschäzen würde, wenn er sich entschlösse, eine stille Wüste zu suchen, und diese erhabene Pflicht auszuüben. Ganz gewis, Mamsel! ich werde diesen Entschlus so leicht nicht fassen; denn mir scheinen die Absichten Gottes ganz anders beschaffen zu seyn, als nur eine Welt hervorzubringen, damit die Menschen sie verachten lerneten. Schuf nicht die Almacht eine Welt, damit sie ein Spiegel der Gotheit seyn solte, und solten die unbegreiflichen Kunststüke der unendlichen Weisheit wol verdienen, geringe geschäzet oder verachtet zu werden? Nur schwache Geister können nichts schönes, nichts vortrefliches in den Dingen der Welt finden. Vielmehr scheint es mir ein wahrer Gottesdienst zu seyn, auf die Dinge in der Welt aufmerksam zu werden, und die Vorsorge und Regierung der höchsten Gotheit überal zu betrachten,

und

und ihre vortreflichen Regeln kennen zu lernen. Denn wird uns erst die Gotheit als gros, als liebenswürdig einleuchten, und alle Betrachtungen derselben sind viel zu finster, und zu mat, wenn sie sich nicht auf das schöne und bewundernswerte der Werke des Schöpfers gründen. Sezen Sie einmal, warum bildete die Gotheit unsere Natur zu einem sinnlichen Vergnügen fähig, und warum flochte sie so viel Dinge in den Zusammenhang der Welt ein, welche unvermeidlich unser Herz mit süssen Empfindungen überströmen? Nur etwa darum, daß wir die äusserste Mühe anwenden sollen, diese Dinge nicht zu empfinden, und uns mit steter Reue zu plagen, wenn wir ihren Genus nicht vermeiden konten? Wäre es nicht eben dieselbe Grausamkeit, als einen überaus durstigen und hungrigen Menschen zu einem vortreflichen Gastmale einzuladen, und ihm dennoch schlechterdings den Genus auch des geringsten Gerichtes zu versagen? Die Gotheit ist ganz gewis gütiger. Das sinnliche Vergnügen, und das, welches uns aus dem Genusse der Welt keimet, sind unstreitig mare Teile der Glükseeligkeit, aber nur unter den gehörigen Regeln der Mässigkeit. Ein Mensch, der ein Feind des sinlichen Vergnügens ist, komt mir nicht anders, als ein Tadler der Gütigkeiten und Wolthaten Gottes vor, und als ein Törigter, der sich seiner Güter selbst nicht zu gebrauchen weis. Nachher werde ich noch einmal Gelegenheit haben, von dem sinlichen Vergnügen, als einem waren Teile der Glükseeligkeit zu reden, und izt wil ich nur anmerken, daß eben dieses Vergnü-

gen, und der Besiz der Dinge, aus welchen es entspringt, würklich unter diejenigen Wolthaten gehören, die in uns eine Dankbegierde gegen die Gotheit entzünden können. Denn sie erlangen ihren Wert erst dadurch, daß sie genossen werden, und durch ihren Genus ein Vergnügen machen. Ich halte mich schuldig zu seyn, dem Schöpfer für die Hervorbringung des Weinstokes zu danken, und wie wäre es möglich, ehe ich seinen Genus gehabt hätte? Ich halte ihn darum für ein ansehnliches Geschenk der höchsten Güte, die meine vernünftige Freude wil, weil er mein Herz frölich macht, und durch sein sanftes und schleichendes Feuer meinen Leib in einen muntern Zustand versezt. Wären seine erquikende Trauben nicht für mich gewachsen, so würde er nicht im Stande seyn, mich zur Gotheit hinzufüren; ich würde zwar ohne ihn zufrieden seyn können, aber meine Glükseeligkeit wäre gegen den izigen Zustand gerechnet kleiner, und ich füle izt eine lebhaftere Idee von der grössern Güte der Gotheit in mir, die mir dis Vergnügen gönnet, das sie mir sonst leicht hätte vorenthalten können. Nein! Mamsel! sol die Verachtung der Welt entweder in der Geringschäzung der Werke des Schöpfers, oder in der grausamen Enthaltung von dem Genusse der sinlich angenemen Dinge bestehen, so bekenne ich es frei, daß ich meinen gütigen Gott zu beleidigen glaube, sie als eine Pflicht mir aufbürden zu lassen.

Auf die Art werden Sie wol gar von dieser Pflicht nichts wissen wollen? = = = Viel nicht Mamsel! Ich zweifele, ob es der Vernunft einfallen

könte,

könte, an eine Verachtung der Welt zu gedenken, weil sie die Güter in der Welt als Quellen eines grossen Teiles der Glükseeligkeit ansehen mus. Allein es ist der Vernunft einmal zur Gewonheit geworden, aus der Offenbarung bald dieses, bald ienes zu borgen. Ich mus es nur bekennen, daß man auch in der Christlichen Sittenlehre in Ansehung dieser Pflicht viel zu strenge, und den Absichten der Offenbarung gerade entgegen gelehret habe. Es hat Christliche Moralisten gegeben, die aus einer gar zu redlichen Einfalt, und vieleicht aus einem natürlichen Ansaze zur Schwermut, die Menschen zu lauter unfreundlichen und melancholischen Geschöpfen machen wolten, und in dieser Verfassung des Gemüts war es ihnen leicht, in der Offenbarung einige Worte und Redensarten zu finden, die schwermütig erklärt werden konten. Die Verleugnung seiner selbst, und der Welt waren unvergleichliche Titel, unter welchen man allerhand seltsame Pflichten, die man selbst erdacht, vortragen konte. Ich bin volkommen überzeugt, daß die Worte der Schrift ganz etwas anderes bedeuten, als was sie zu gewissen Zeiten in der Christlichen Kirche bedeuten solten.

Wär Menschen Pflicht nur Leid und Pein,
Wie könten sie erschaffen seyn.

In der vernünftigen Sittenlehre scheinet mir das Wort: Verachtung der Welt: gar keinen Begrif zu haben, und ob ich Ihnen gleich einen richtigen davon sagen werde, so mus ich doch dabei gestehen, daß er gekünstelt sei, und mit der natürlichen Be-

deutung der Worte nicht überein komme. Entweder das Wort hat gar keinen Verstand, oder es heist nur eine solche Einschränkung des Genusses eines Vergnügens aus den sinlich angenemen Dingen in der Welt, der unsere Seele berauschet, und sie unfähig macht, in der Gotheit und erhabenern Gegenständen unserer Seele eine Glükseeligkeit zu suchen. Man könte noch dis dazu thun, daß man allezeit willig genug sei, den Genus eines sinlichen Vergnügens faren zu lassen, und ihn nicht zu begeren, wenn die Absichten der Vorsehung ihn nicht zu zulassen scheinen, und hingegen stark genug, sich an der Gotheit weit mehr zu ergözen. Ich wil aufhören, weiter davon zu reden; denn ist die erste Bedeutung dieienige, welche Ihnen gefält, so werde ich mich weiter zu erklären, die Ehre haben, wenn ich die Pflichten zum vernünftigen Gebrauche des Vergnügens erläutern werde; und ziehen Sie die lezte Bedeutung vor, so ersuche ich, meinen Brief von der Beruhigung in der Vorsehung Gottes, und von der Glükseeligkeit wieder durchzulesen.

Und nunmehro, Mamsel! sage ich Ihnen ohne Umschweife, daß ich meine Abhandlungen von den Pflichten gegen Gott zu Ende gebracht zu haben glaube, und daß ich mir mit der süssen Hofnung schmeichele, Ihnen Pflichten vorgelegt zu haben, die durch ihren eignen Reiz sich eine Willigkeit der Beobachtung selbst erwerben. Habe ich das Glük, bei Ihnen eine seelige Neubegierde, auch die andern Pflichten auf die Art ausgefürt zu lesen, erwekt zu haben, so verspreche ich, mit nächstem den Anfang zu

den

den Pflichten gegen sich selbst zu machen. Gewis ein Feld von Abhandlungen, das beinahe unerschöpflich ist, und das bei einem ieden Schritte seine vorzügliche Anmut zeiget. Allein Namsel! wünschen Sie mir nur immer eine volle Munterkeit meines Geistes, und eine zufriedene Unerschrokenheit, um in die finstern Tiefen des menschlichen Herzens dringen zu können. Es wird Ihnen selbst daran gelegen seyn, und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen alles, was ich gefunden, mit eben der Aufrichtigkeit wieder zu erzälen, der ich mich bis hieher bedienet, und welche mich besonders der Ehre würdig macht, mich zu nennen

Deroselben

ergebensten Freund.

Sieben und dreissigster Brief.

Mein Herr!

Wenn Sie so fort faren werden, mir allerhand angeneme und wichtige Ausfürungen zu versprechen, so sage ich Ihnen mit der grössesten Gewisheit, daß unser Briefwechsel in ungemein langer Zeit noch kein Ende nemen werde. Sie machen mich alzu wisbegierig, und wenn ich von Ihnen alles ausgefürt, und erklärt erhalten habe,

was Sie mir teils schon versprochen haben, teils noch werden versprechen müssen, so bin nicht gut dafür, daß mich nicht meine kleine Eitelkeit verleiten mögte, mich zur Doktorin machen zu lassen. Man hat doch, wie ich weis, schon Exempel davon, und ich würde mich nicht wenig darauf einbilden, wenn ich dereinst in dem Verzeichnisse des Gelehrten Frauenzimmers stünde. Wolten Sie sich nicht auch ein Bisgen freuen, daß Ihre Schülerin Ihre Lehren so gut fassete? Eine kleine Freude kan ich Ihnen schon machen. Und wissen Sie was? ich bin bei meinem Vetter, dem iungen Dechäine, bei Amalgen, und noch ein paar andern Freundinnen, beinahe eine ordentlich bestalte Professorin. Denn wir kommen die Woche hindurch ordentlich einige Stunden zusammen, wo ich Vorlesungen halte. Ich gebrauche dazu Ihre Briefe, davon ich einen oder den andern vorlese, und denn machen wir gesamt Anmerkungen darüber, und über die Handlungen und die Verschiedenheit der Charaktere der Menschen. Ich wünschte nur öfters gar zu sehr, daß Sie dabei wären, und ich mus es Ihnen im Namen der ganzen Versamlung sagen, daß Sie diesen Sommer zu uns kommen müssen, wenn es irgend Ihre Geschäfte erlauben. Aber schicken Sie sich ia auf eine unzäliche Menge von Materien, Antworten, und Anmerkungen aus der Moral, und natürlichen Theologie; denn so sehr wir uns auch befleissigen werden, Ihnen diesen Besuch angenem zu machen, so viel Fragen werden Sie doch ausstehen müssen, die uns bei Gelegen-

heit

heit Ihrer Briefe eingefallen sind. Wir haben schon einen ziemlichen Vorrat davon, und wir würden uns gern entschliessen, sie Ihnen mündlich vorzulegen, wenn wir die Hofnung haben könnten, Sie bald bei uns zu sehen. Allein, Mein Herr! sichere Nachrichten von Ihren Umständen, und von Ihrer einsamen Lebensart machen uns diese Hofnung zu nichte, und bewegen uns, Sie zu bitten, uns von den wichtigsten Fragen schriftliche Antwort zu erteilen; und die weniger wichtigen bis auf die Zeit Ihrer Ankunft zu versparen. Sie haben eben mit dem vorigen Briefe einen Hauptteil der vernünftigen Pflichten geendiget, und wenn es nach unserm Wunsche gegangen wäre, so würden Sie so bald nicht haben aufhören dürfen. O! wie viel schöne Warheiten hätte sie uns noch sagen können, und warum schweigen Sie davon? Ich freuete mich recht auf nüzliche Anmerkungen in Ansehung des öffentlichen Gottesdienstes, aber meine Freude war vergebens; denn Sie redeten nur ganz kurz davon. Ich war viel zu begierig, Ihre Gedanken von dem Streite mit meinem Vetter zu wissen; als daß ich an andere Sachen hätte denken können. Indessen Mein Herr! sollen Sie mir nichts schuldig bleiben, und ehe Sie den zweeten Teil der Pflichten Ihrer Sittenlehre anfangen, werden Sie mir noch verschiedene Fragen zu beantworten, und noch einige Ausfürungen zu liefern haben. Sie schicken sich ohnedem am besten hieher, und Ihre Gefälligkeit gegen das Frauenzimmer wird Ihnen hoffentlich nicht verstatten, meine Wis-

begierde mit einen blossen Nein! zu befriedigen. Ich drohe Ihnen in dem Falle mit den übelsten Prophezeihungen, und fürchten Sie sich nur vor ihrer traurigen Erfüllung. Doch nein! ich weis wol, daß Sie meine Bitten gern erhören, und deswegen lege ich Ihnen noch einige Materien vor, die wir insgesamt gern ausgefürt lesen mögten. Sie beziehen sich auf dreierlei Hauptmaterien, die Sie in Ihren Briefen abgehandelt haben. Ich wil sie nennen: auf den öffentlichen Gottesdienst, auf die Verachtung der Welt, und auf die Warheit der Christlichen Religion. Sie wissen, daß mein Vetter ein Bestreiter dieser leztern ist, aber bei dem allen doch ein Mensch, der die Warheit lieb hat, und den stärksten Gründen nachzugeben geneigt genug ist. Izt können Sie sich ein wares Verdienst erwerben, wenn Sie diesen verfürten Geist wieder auf den rechten Weg verhelfen, und ich mus nur gestehen, er hat sich über die Art gewundert, mit der Sie sich über die Christliche Religion in Ihren Briefen erklärt haben. Er hoft in Ihrer Seele eine freie Ueberzeugung von der Göttlichkeit dieser Religion anzutreffen, und erst muste sich so weit herauslassen, Ihrem Glauben beizupflichten, wenn Sie im Stande wären, den Beweis für die Warheit und Göttlichkeit unserer allerheiligsten Religion zu füren, den Sie selbst erfordern. Ich habe ihm alles von Ihrer Neigung gegen die Religion versprochen, und die Wichtigkeit der Sache, und Ihre Geneigtheit gegen mich machen mir die gewisseste Hofnung, mich hierin

nicht

nicht in Verlegenheit zu lassen. Retten Sie die Ehre unseres Glaubens, und wenn Ihr Beweis auch nur kurz wird, so wird er doch seine erwünschte Würkung haben. Ich wil Ihnen Zeit lassen, das gehörige dazu zu samlen, und unterdessen sollen Sie mir andere Fragen beantworten. Warum haben Sie bei Gelegenheit des öffentlichen Gottesdienstes nichts von den Kanzelreden erwänet? Ihre freie Art zu denken wird Sie manches haben bemerken lassen, das vieleicht bei dieser Gelegenheit zu tadeln wäre, und ich mus es nur sagen, daß ich mit den Predigten gar nicht zufrieden bin. Sie scheinen mir viel zu pedantisch zu seyn, und den Nuzen lange nicht zu haben, den sie doch wol haben solten. Sie scheinen mir nach und nach sehr von ihrem ersten Endzweke abgewichen zu seyn, und mit dieser Abweichung hat sich auch ihr Nuzen sehr verringert. Mein Vetter hat mir viel von der ersten Kirche erzält, und mir deucht, da sahe der Unterricht ganz anders aus, als izt. Wäre es nicht besser, daß man stat der Predigten nur blos die Bibel läse, und mehr sänge und betete, wie dis leztere, doch ohne das erstere, noch in der römischen Kirche gebräuchlich ist? Ich bin einmal bei einem Catholischen Gottesdienste gegenwärtig gewesen, und er hat mir sehr wol gefallen. Was meinten Sie dazu. Bei der Gelegenheit fält mir die Gewonheit ein, allezeit den siebenden Tag zu feiren, von der ich gehöret habe, daß sie bei den meisten Völkern des Erdbodens üblich gewesen seyn sol, und solte diese Anmerkung wol nicht ein ver-

mutlicher Beweis seyn, daß man aus der Vernunft erkennen könne, daß iedes mal der siebende Tag gefeiret werden müsse? Noch mehr! in den meisten Orten der Christenheit sind die Tempel ungemein prächtig, und ich habe hin und her gedacht, ob man die Rechtmässigkeit dieser Pracht aus der Vernunft und guten Gründen verteidigen könne. Ich mögte wol eine gute Verteidigung lesen; denn mir scheinen bei dieser Auszierung der Tempel teils eine kleine Eitelkeit, teils unrichtige Begriffe von der Gotheit zum Grunde zu liegen. Mit dieser Frage ist eine andere verknüpft: ob es eine Pflicht gegen Gott seyn könne, der Kirchen Geschenke und reiche Vermächtnisse zu thun? Man siehet diese Geschenke würklich als solches an, die der Gotheit unmittelbar gegeben werden, und die ich weis nicht was verdienstliches haben sollen. Der iunge Dechäine ist sehr übel darauf zu sprechen, und er meint, daß diese Schenkungen, nach seiner Art sich aus zu drüken, nur den Stolz der Geistlichen vermehreten, da er ohnedem schon dafür hält, daß diesen Leuten zu viel Hochachtung und Ehre und Rang zu gestanden sei. Ich glaube immer, daß Sie ihn wiederlegen werden, und deswegen habe ich Ihnen dieses Urteil vorgelegt. Allein nun komt eine Gewissensfrage. Darf man am Sontage Visiten geben? Amalgen, die izt bisweilen recht strenge ist, verneinet diese Frage, und sie sagt, daß sie angesehene Gelehrte auf ihrer Seite habe. Ich halte es mir für keine Sünde, denn ich gehe niemals in Gesellschaft um zu lästern, oder andere

Possen

Possen zu treiben. Stärken sie das zarte Gewissen. Sol ich aufhören, noch mehr Fragen aufzuwerfen? Nur noch an ein paar Stüke wil ich gedenken. Warum haben Sie nichts von dem Eifer um die Religion erwänet, von einer Pflicht, die doch in der That sehr gottesdienstlich seyn mus? Ich weis wol, daß Sie ihre Religion lieb haben, und daher werden Sie auch geneigt genug seyn, den Eifer um dieselbe als eine Pflicht zu erkennen. Reden Sie ia von dieser Materie nicht alzu kurz. Zulezt nur noch müssen Sie mir Ihre Gedanken von dem Klosterleben entdeken; denn eine meiner Freundinnen geht beständig damit um, eine Nonne zu werden. Ihre Anmerkungen von der Verachtung der Welt scheinen Ihr nicht allerdings zu gefallen, und sie wil diese Pflicht in der heiligen Stille eines Klosters erfüllen. Solte wol nicht das Klosterbeten etwas tadelnswürdiges an sich haben, und solte eine Nonne sich eben durch ihren Stand nicht mit Fleis vieler schönen Pflichten entziehen wollen, die sie sonst beobachten könte?

Nun Mein Herr! schliesse ich meinen Brief mit der freundschaftlichen Ermanung, sich so bald als möglich anzuschiken, mir alle diese Materien nach Ihrer gewönlichen Art ausgefürt zu liefern, besonders aber den Beweis für die Götlichkeit unserer Religion. Werden Sie meinen Vetter dadurch wieder zu recht bringen, so werden Sie auf die höchste Art verpflichten

Ihre

ergebenste Freundin.

Acht und dreissigster Brief.

Mamsel!

Bald solte ich es wagen, Sie schon zum voraus Doktorin zu nennen; denn die mir vorgelegten Fragen zeigen von keiner kleinen Einsicht. O! wie sehr wünschte ich bisweilen in Ihren artigen Versamlungen zu seyn, und ich danke Ihnen auf das verpflichtetste für Ihre gütige Einladung. Vieleicht bin ich so glüklich, diesen Sommer eine kleine Reise thun zu dürfen, und denn komme ich gewis zu Ihnen. Allein ich mus nur gestehen, daß Sie ein Bisgen grausam sind, indem Sie mich auf Materien leiten, davon ich gern noch einige Zeit geschwiegen hätte, und den Beweis für die Warheit unseres Glaubens habe ich Ihnen ia mit der Zeit zu liefern versprochen. Indessen damit Sie sehen, daß es meine Freude sei, Ihnen gefällig zu werden, so wil ich mich anschiken, Ihre Fragen zu beantworten, doch nur so gut ich kan, und darf. Sie sind eine sehr scharfe Beurteilerin der Kanzelreden, und ganz und gar haben Sie wol nicht unrecht, wenn Sie glauben, daß sie nicht alzu vielen Nuzen stiften. Es ist herzlich zu bedauren, daß der grösseste Haufe der Menschen so feucht in den Religionswarheiten unterrichtet ist, und man trift doch unter denselben Personen an, die sich rümen

men können, seit langen Jaren keine einzige Predigt versäumt zu haben. Was ist Schuld daran? Ist es die natürliche Unfähigkeit des Geistes dieser Personen? Man würde ihnen gewis unverantwortliches Unrecht anthun. Ist es der Mangel der Aufmerksamkeit? Auch das nicht. Denn es gibt Leute, die nicht selten das meiste der Predigt zu Hause wieder hersagen können. Es gibt Leute, die sich nach einem Jare noch zu erinnern im Stande sind, was ihnen ihr Lehrer vor eben dieser Zeit vorgesagt hat, und es scheinet mir also eine grosse Unbilligkeit zu seyn, den Mangel der Aufmerksamkeit zur Ursach ihrer Unwissenheit in dem Systeme des Glaubens und der Sitten zu machen. Offenherzig gestehe ich Ihnen daher, daß die gewönliche Art der Predigten und ihre Einrichtung eine grosse Schuld an dieser Unwissenheit habe. Ich wil Ihnen anfangs erzälen, wie man es in der ersten Christlichen Kirche mit den Predigten gehalten habe, weil Ihr Herr Vetter sich darauf beruft, nnd denn wil ich Ihnen auf Ihren Vorschlag antworten, und dabei einige Anmerkungen zu bedenken geben.

Die allerälteste Gemeine der Christen ist die zu Jerusalem, die zu allererst von den Aposteln angelegt worden, und von dieser finden wir schon in der Apostelgeschichte, einem heiligen Buche unserer Bibel, Nachricht. Wir finden dabei eine Rede des Apostels, und darauf folgten die freiwilligen Gaben, das Abendmal, das Liebesmal, und das Gebet. Es wird nicht schwer seyn, die Einrichtung einer

solchen Predigt zu finden, wenn man sich nur die Mühe giebt, die Muster der Apostel, die uns in der heiligen Schriften aufgezeichnet sind, anzusehen. Ich bemerke besonders an ihnen, daß sie kurz, ungekünstelt, und ohne alle Regeln der Rhetorik waren. Alle aber bezogen sich auf die wichtigsten Lehren unseres Glaubens, oder auf vornehme Stüke der Heiligkeit des Lebens. Es war ein freier Vortrag, der weniger zum Ergözen, als vielmehr zum Unterrichten und Bessern, zum Ermanen und Straffen eingerichtet war. Man wuste von keiner förmlichen Rede, die aus bestimten Teilen, aus einer abgemessenen Länge, und aus einer gezwungenen Ordnung bestand. Man redete, wie es die Natur des Glaubens und die Umstände und Notwendigkeiten der zu unterrichtenden, oder zu bessernden Gemeine erforderten. Texte waren unbekant, und am wenigsten lies man es sich einfallen, einen abgerissenen, oder öfters höchst unnüzen Saz durch allerhand geschwäzige Künste auszufüren. Man lehrete, worauf das wesentliche der Religion ankam, und aus waren und götlichem Eifer bemühete man sich, den Gliedern der Gemeine volle Ueberzeugung von den Warheiten zur Seeligkeit, und unwiederstehliche Aufmunterungen zu einem heiligen Leben zu verschaffen. O! redliche Lehrer! die ihr nur Ueberzeugung und Tugend suchtet, und nicht durch gekünstelte Worte und schmeichelhafte Ausfürungen die Ohren eurer Zuhörer zu küzeln suchtet! Ich merke noch dis an, daß man in den Reden der Apostel einen vortreflichen Zusammen-

menhang der notwendigen Lehren antrift, und daß man aus ihrem Vortrage allemal einen ganzen Teil des Glaubens und Lebens Systems übersehen kan. Allein wie weit entfernen wir uns nicht von dieser so unvergleichlichen Lehrart! Ein einziger bisweilen unbeträchtlicher Saz wird izt nur durch Künste erweitert, die müden Zuhörer eine ganze Stunde lang zu beschäftigen, in welcher Zeit man ihrem Herzen und ihrem Geiste eine Menge von wichtigen Lehren einflössen könnte. Es ist über dies noch besonders anmerklich, daß man eine sehr wolgegründete Vorsichtigkeit bei dem Vortrage der Lehren beobachtete. Nicht alle Lehren des Christenthums hielten sie vor geschikt, dem Volke öffentlich vorzutragen, und es in Schwierigkeiten oder Zweifel zu verwikeln. Sie machten einen ungemein grossen Unterschied unter denen, die nur immer lernen musten, und unter denen, die dereinst wieder lehren solten, und auch die Wissenschaft dieser war verschieden. Erhabne Klugheit! wie sehr verstost man izt gegen diese Geseze! Wie oft werden Lehrsäze auf die Rednerstüle des Herrn gebracht, die sehr nach der Schule schmeken, und die durchaus schwachgläubigen vorenthalten werden müssen. Mehrenteils sind sie doch nichts mehr, als nur klägliche Beweise einer unnüzen Gelehrsamkeit des Redners. Was ist der Gemeine damit gedienet? Gar nichts! Man pralet nur, wo man nüzen solte; man verwirret, wo man überzeugen und erbauen solte. Nach der Gemeine zu Jerusalem richteten sich die andern. In den allerwenigsten, und bei diesen doch auch selten,

konten Apostel zugegen seyn. Man las also zu erst in der Bibel ein gewisses Stük, und wenn dieses geschehen war, so hielt der Bischof, oder an seiner Stat ein Presbyter, dem er es aufgetragen hatte, eine kleine Rede. Allein weit gefehlet, daß sie so geschmükt ausgesehen, als die unsrigen. Sie waren nichts als ein freier Vortrag, der sich bald auf das gelesene Stük der Bibel gründete, bald aber nicht, sondern nur auf die besondern Umstände der Gemeine sich schikte. Ermanung, Unterricht, und Lehre waren allezeit der Hauptendzwek solcher Reden; und ob man gleich schon im dritten Jarhunderte die griechische und römische Beredsamkeit mit einmischte, so wuste man doch noch von keiner ordentlichen Form der Predigten, sondern diese schlich sich erst in dem folgenden Jarhunderte ein. Indessen war sie doch in der That nicht einmal so gezwungen, als die unsrige. Mit dem Verderben der Kirche verdarb man auch die geistlichen Reden, und die alte erbauliche und ungekünstelte Lehrart verschwand, und verwandelte sich entweder in ein leeres Wortgepräuge, oder gar in Schuldemonstrationen. Diese Gewonheit hat noch nicht aufgehöret, und man wird öfters gezwungen, entweder eine schwülstige Menge von Worten ohne Gedanken, oder übelzusammenhängende Demonstrationen, bisweilen aus philosophischen Lehrbüchern, zu verdauen. Nicht selten trägt man so gar spizige Einwürfe gegen diese oder iene Lehre des Glaubens vor, und wil sie beantworten. Es würde diese Art zu verfaren den grössesten Schaden thun, wenn

es

es nicht die Vorsicht so weislich geordnet hätte, daß gerade dieienigen, welche sie am wenigsten selbst verstehen, und das Geschik besitzen, sich deutlich und einnemend zu erklären, sie am liebsten vortrügen. Wir haben es als ein Glük anzusehen, daß der gemeine Man mit einer unverständlichen Antwort auf einen noch unverständlichern Einwurf sich leicht befriedigen läst. Nach diesem Vorberichte Mamsel! werden Sie leicht ermessen können, daß ich Klagen genug gegen die gewönliche Art der Kanzelberedsamkeit füren könte. Allein Sie müssen mich ia recht verstehen. Eine ware Beredsamkeit auf der Kanzel heiliget sich durch den Ort und ihren Endzwek, den sie erhalten sol. Aber ich zweifele nur gar zu sehr, ob sie in den izigen Zeiten sich in ihrem waren Glanze befinde. Man hat den besten Geistern ein Joch aufgeleget, und eine Methode eingefüret, welche meines Erachtens der Erreichung des öffentlichen Endzwekes sehr zu wieder ist. Der ganze Bau einer heutigen Kanzelrede scheint mir grössesten Teils aus Not entstanden zu seyn, weil man dem Redner die Notwendigkeit aufbürdete, über gewisse Abschnitte der heiligen Bücher Jar aus Jar ein zu predigen, und seine Zuhörer eine ganze Stunde lang zu unterhalten. Man vermischte nachher zugleich eine heilige und eine weltliche Rede, die doch meiner wenigen Einsicht nach allezeit zu verschiedenen Endzweken abzielen müssen, und einen sehr unterschiednen Ursprung haben. Eine Predigt muste sich also nothwendig auch unter die Regeln und die bestimten Teile einer weltlichen Rede beugen,

und daher kam es, daß sie nach wenigen Veränderungen noch gezwungener als eine Schulrede wurde. Ich wil mich izt nicht darüber einlassen, wie schädlich die einmal verordneten Texte oder Perikopen sind, sondern ich wil nur eines und das andere von dem innern Baue einer gewönlichen Kanzelrede anmerken. Sie mus einen einzigen logischen Saz haben, und der mus aus dem Texte genommen seyn. Man hat nicht selten die grösseste Ursach zu zweifeln, ob er in das Glaubens oder Lebens System gehöre, und hat er ia einigermassen eine Verbindung damit, so ist er doch öfters ein Saz, den man irgend wo nur als eine Erläuterung eines wichtigern Sazes anbringen könte. Dieser Saz mus in zween oder dreien Teilen ausgefürt werden, und am allerösterstен ist der Redner in Not, wie er diese Ausfürung anzufangen habe. Seine Abteilungen werden bisweilen lächerlich, und wenn sie recht gut sind, dennoch nicht selten pedantisch. Alle diese Stüke mus er beweisen, und seine wenigste Sorge darf darauf gehen, daß sich sein Vortrag und seine Ausfürung für seine Gemeine schike. Er hat alles gethan, was er nur thun solte, wenn er über einen unbeträchtlichen Saz eine Stunde geredet, Sprüche angefüret, und in seiner Nuzanwendung eine Prüfung angeraten hat. Die Worte müssen das Beste thun; und wenn sein Eingang nur einigermassen auf sein Hauptthema past; dieses aber wol klingt, und gehörig eingeteilet ist, und seine Ausfürung der Teile nur wolgeordnete Worte einschliest, und die Nuzanwendung

pfrüfet,

prüfet, ermanet ganz im algemeinen, und auch wol die frechen Sünder zur Hölle verdammet, so ist die Predigt ganz gut geraten. Aber die arme Gemeine hat wenig Nuzen daraus geschöpfet. Sie erhält doch keine ordentliche Einsicht in das System ihres Glaubens und ihrer Pflichten. Man kan sicher einem sonst ganz vernünftigen Manne funfzig Jare Zeit geben, und ihm alle Sontage eine Predigt nach der gewönlichen Methode hören lassen, und ich wil doch nichts verlieren zu behaupten, daß er teils nicht alle Glaubens und Lebens Lehren abgehandelt gehört, teils und am wenigsten doch nicht sie im Zusammenhange eingesehen haben wird. Ich könte bei dieser Materie ungemein ausschweifen, allein ich wil mich nur ganz kurz erklären. Ich glaube, daß eben deswegen, weil die Predigten in Form einer ordentlichen Rede über einzelne Säze, und nach gewissen Texten, ohne Zusammenhang, und ohne Rükficht auf die Beschaffenheiten, Umstände, Bedürfnisse, und ohne die genauste Kentnis der Glieder der Gemeine nach einer gezwungenen Methode verfertiget werden, so verlieren sie den vornemsten Teil ihres warhaftig abgezielten Nuzens. Sie sind öfters nichts mehr als weltliche Reden, und Spielwerke einer gleissenden Beredsamkeit oder vielmehr abgezirkelten Kunst, schöne Worte zu machen. Das rürende, das lehrende, das bessernde, das erwekende und götlich tröstende bei täglich vorkommenden Fällen fehlt, und man hält sich mit überaus algemeinen Anmerkungen auf, welche einleuchtende Beweise von dem

Mangel der so notwendigen und apostolischen genauesten Kentnis der Bedürfnisse der Gemeine bei den Lehrern sind. Verzeihen Sie Mamsel! meiner Freiheit zu urteilen. Ihr Befehl und die Warheit dringt mich. Denn das ist die kleinste Pflicht der Lehrer, eine oder zwo Stunden öffentlich zu reden, aber die Hauptpflicht ist, das göttliche Wort nach den Bedürfnissen der Glieder der Gemeine klug und vorsichtig auszuteilen.

Indessen Mamsel! würden Sie mir viel zu viel thun, wenn Sie glauben wolten, daß ich dis alles nur in der Absicht sagte, um den Schlus daraus zu ziehen, daß die Kanzelreden abgeschaft werden müsten. Bei Leibe nicht! Sie sind viel zu unentbehrlich, und ich gestehe Ihnen frei, daß ich Ihnen keinesweges beitreten kan, wenn Sie sich auf die Seite derer zu neigen scheinen, welche das Predigen verbannet wissen wollen. Ich verwerfe das Bibellesen gar nicht; allein da in unserer Kirche es einem iedem eine Pflicht ist, stets für sich die heiligen Bücher zu lesen, und viele Sachen ohne weitere Erklärung dem gemeinen Manne zu dunkel sind, so scheint mir dieses blosse Lesen der Schrift zu den Endzweken Christlicher Versamlungen zu unzureichend zu seyn. Singen und Beten, und wolte Gott! daß es mit mehrerem Eifer und vielleicht mit mehreren Ceremonien geschähe! gehören ganz gewis zu einem vernünftigen Gottesdienste, aber allein können sie nicht alle Endzweke erreichen. Der römische Gottesdienst hat äusserlich sehr viel blendendes, und man mus mit der grössesten Klugheit

über

über das Gefallen an demselben herschen. Wir würden zu viel Gutes verlieren, wenn eine unglükliche Nachamung uns ihnen nähern solte, und wir würden zu eigensinnig seyn, wenn wir manchen guten Gebrauch schlechterdings tadeln wolten. Ceremonien können ihren vortreflichen Nuzen haben, aber ein gehäufter Misbrauch kan auch eine Sklaverei des Geistes einfüren. Wenn man die Predigten teils nach ihrem Ursprunge teils nach der Natur der Gemeinen betrachtet, so scheinen mir die Hauptendzweke derselben zu seyn; zu unterrichten, zu bessern, und zu trösten. Zum Unterrichte rechne ich die Bemühung, den Gliedern der Gemeine eine gehörige Einsicht und Ueberzeugung von ihrem Glaubenssysteme zu verschaffen, vor Irtümer vorsichtig zu warnen, und die überzeugten in dieser Verfassung zu befestigen. Man thut aber meines Erachtens so lange noch immer eine vergebliche Arbeit, ehe man nicht die Glaubenslehren nach einer vorsichtigen Auswal im Zusammenhange, ordentlich, deutlich, gründlich, und den Fähigkeiten der Zuhörer gemäs vorträgt. Dieser Vortrag kan doch schön, und angenem seyn, und er wird es nur allein in einer waren Gestalt werden. Man bessert, wenn man das Gefühl der Sünden erwekt, Busse prediget, und der zuvorkommenden und bereitenden Gnade Eingang in die Herzen verschaft, und einen thätigen Glauben durch den weisen Gebrauch des götlichen Wortes anzuzünden sich bemühet. Das Laster mus geschildert, und bestraft, und das Herz gerürt und erschüttert werden. Die

Tugend oder die Pflichten der Heiligkeit reizend, und gründlich, und überzeugend, und liebenswürdig dergestalt, und eine dankbare und zärtliche Liebe des Erlösers angeflammet werden. Allein man hüte sich sehr für Ausschweiffungen in einer unnatürlichen Strenge so wol, als in einer leichtsinnigen Gelindigkeit. Beide sind dem ächten Christenthume tödlich. Man tröstet, wenn man betrübten und Traurigen, und die in Not sind durch eindringende Vorstellungen der unendlichen Liebe, Weisheit, und Gerechtigkeit Gottes, durch Verheissungen, und durch Beispiele Jesu und der Apostel oder auch anderer Bemerkungen aus der Erfarung die Ruhe der Seelen wieder herstelt, und den Geist erheitert. Allein, Mamsel! diese beiden lezten Endzweke können nimmermehr durch algemeine Betrachtungen und Vorstellungen erreicht werden, sondern hiebei mus die Kentnis der Beschaffenheit und Bedürfnis der Gemeine die einzige Richtschnur seyn, nach welcher die Anwendung der Mittel geordnet werden mus. Sezen Sie nur diese Endzweke, und zugleich die Bemerkung, daß die allerwenigsten Menschen im Stande sind, auf eine Sache sehr lange aufmerksam zu seyn, und daß man den Grad der Fähigkeit unter den Menschen meist vergebens suche, sich aus einem weitläuftigen, und nach den Regeln der Kunst ausgedehnten Vortrage eine deutliche und gründliche Erkentnis zu erwerben, so werden Sie mir Recht geben müssen, wenn ich gegen die gewönliche Form der Reden, und der Art aus dem Texte eine Predigt zu machen,

eifere. Nicht die Liebe zur Neurung, sondern eine gegründete Hofnung eines' grössern Nuzens haben mich überredet, daß es besser seyn würde, die ordentliche Form weltlicher Reden von der Kanzel zu verbannen, und dagegen einen ungezwungenern und lehrreichern Vortrag einzufüren. Solte es nicht dienlich seyn, die ganze Glaubens und Lebens Lehre nach der Ordnung ihrer Artikel von Zeit zu Zeit vorzutragen, ohne Form einer Rede, und ohne rednerische Ausdehnungen? Man teile einen ieden Artikel in kleinere Abschnitte, und seze zur iedesmaligen Betrachtung so viel Materie aus, als in einer halben Stunde deutlich doch kurz erklärt, durch Beweise aus der Schrift erhärtet, und durch nüzliche Folgen, und klug eingestreuete Anmerkungen, die den Zusammenhang der Glaubenslehren zeigen, der Gemeine auf die beste Art brauchbar gemacht werden könte. Der Vortrag kan volkommen zusammenhängend, und reizend und schön seyn, ob er gleich keine Schulrede ist. Nach dieser Ausfürung müste der Prediger mit seiner Gemeine vorzüglich reden, und nach Beschaffenheit der Umstände ermanen, strafen, warnen, trösten; es mögte sich diese lezte Art des Vortrages auf die erste Abhandlung beziehen oder nicht. Sittenlehren und Glaubenswarheiten könten in einer gleichen Ordnung abwechseln, und man würde gewis in kurzer Zeit Christen bilden, die Grund von ihrem Glauben zu geben wüsten, und Pflicht und Verbot wol uuterscheiden könten.

Eben sehe ich, daß mein Brief schon wieder ziemlich lang ist, und daß ich mich über diese Materie vieleicht deutlicher und weitläuftiger erklärt habe, als Sie es vermuteten. Allein es gereuet mich nicht, denn Sie haben mir ein Feld geöfnet, in dem sich noch sehr vieles sagen liesse, und worin ich vieleicht auch wol eine oder die andere Warheit einfliessen lassen, die nicht iedem gleich wol gefält. Genug wenn Sie mir nur Beifal geben, und auch diese freie Ausfürung wird Ihnen ein Beweis seyn, daß ich schlechterdings den Charakter behaupten wolle, stets zu seyn

Ihr

aufrichtiger Freund.

Neun und dreissigster Brief.

Mamsel!

Wer hat Ihnen denn immer das gesagt, daß der siebendte Tag bei den meisten Völkern des Erdbodens heilig gehalten worden sei, und daß man von den allerältesten Zeiten her die Wochen aus sieben Tagen zusammen gesezt habe? Sie haben Recht; man trift bei den ältesten Schriftstellern diese Gewonheit von den Aegyptiern, Hebräern, Indianern, und Italienern, Deutschen, Galliern, und Brittanniern bemerkt an. Allein solten Sie wol

nicht

nicht einen Sprung im Schliessen begehen, wenn Sie daraus folgern wolten, daß die Vernunft hinreiche, gerade diesen Tag zu bestimmen? Ich weis wol, Sie tragen diese Anmerkung als einen Einwurf gegen meine geäusserte Meinung vor, daß den Tag zum öffentlichen Gottesdienste zu bestimmen nach der Vernunft dem Gutachten der Republiken überlassen sei. Ich zweifele sehr, daß Sie mich von meiner Meinung abbringen werden. Sezen Sie einmal, wer hat mehr Recht, Sie, die Sie daraus folgern, daß die Vernunft etwas von dieser Zeit wisse, oder ich, der ich behaupte, daß man diese Gewonheit nicht ohne eine Offenbarung begreiffen könne? Ich weis, Sie sind zu vernünftig, als daß Sie behaupten solten, daß diese Gewonheit ein ohngefehrer Einfal der Völker hätte seyn können. Er mus doch seinen guten Grund gehabt haben. Nun suchen Sie einmal eine verständliche Ursach davon auf ohne eine Offenbarung anzunemen. Sie werden am ersten darauf verfallen müssen, daß diese Einteilung der Wochen in sieben Tage in der Bewegung der Himmelskörper einen Grund haben müsse, weil man nach dieser Bewegung von den allerältesten Zeiten an, die Ausrechnung der Zeiten gemacht hat. Und wenn Sie mir dieses einräumen, so haben Sie gewis verloren; denn man kan von dieser Seite nicht den allergeringsten Grund entdeken. Gesezt aber auch, daß ich Ihnen einmal eingestünde, daß man diese Rechnung hätte erfinden können, warum hielt man denn gerade den siebendten und keinen andern Tag hei-

lig? Suchen Sie alle alte Geschichte durch, und Sie werden keinen einzigen warscheinlichen Grund finden. Wir wollen noch weiter gehen! Lassen Sie uns einmal die Geschichtbücher Mosis als die allerälteſten, wie sie es würklich sind, annemen, und lasſen Sie uns fragen, woher Adam gewust, daß der siebendte Tag heilig zu halten sei? Hat er es von sich selbst wissen können, oder hat ihm eine besondere Offenbarung erst bekant machen müssen, daß die Welt in sechs Tagen erschaffen sei? Adam wurde gemacht, da schon alles fertig war, und was war für ein Grund da, zu vermuten, daß der Schöpfer gerade sechs Tage zu diesem Werke angewendet hätte? Sezen Sie, daß Gott nicht mit Adam besonders geredet, und ihm befolen hätte, den siebendten Tag, oder den Tag nach seiner Schöpfung zu heiligen, und denn zeigen Sie mir den Grund an, warum Adam auf diesen Gedanken verfallen, und wenn er auch den nächst folgenden Tag seinem Schöpfer besonders gedanket, warum er beschlossen, daß alle seine Nachkommen gerade den siebendten Tag feiren solten? So viel ich sehe, wird schwerlich eine Ursach entdekt werden, es sei denn, daß Gott der Herr selbst dem Adam dis zum Andenken der Schöpfung der Welt zu thun, und um gerade den besten Tag zu seinem besondern Dienst zu erwälen, befolen hätte. Versuchen Sie es demnach nur nicht, der Vernunft die Erkentnis einer Sache beizulegen, welche allein auf dem Wilkür Gottes beruhete. Eine mündliche Tradition aber ist volkommen hinlänglich, diesen Befehl der Gotheit auf alle Völker gebracht

bracht zu haben ; und es ist also am warscheinlichsten, den ersten Ursprung dieser Gewonheit von einer besondern Offenbarung herzuleiten.

Das ist wahr! Sie fallen auf Dinge, woran ich mein Tage nicht gedacht hätte. Die Pracht der Christlichen Tempel ist mir allezeit eine Sache geschienen, die nun einmal so wäre, wie sie ist, ohne daß ich mich darum bekümmert hätte, warum sie so wäre. Wenigstens hat mir allezeit eine wol ausgezierte Kirche besser gefallen, als eine ganz schlechte, ob ich gleich iederzeit dafür gehalten, daß der Gotheit mit der einen nicht mehr, als mit der andern gedient sei. Allein durch Ihre Aufforderung, Mamsel! habe ich etwas schärfer an diese Sache gedacht. Ich wil Ihnen eben nicht ganz widersprechen, daß bei manchen Gelegenheiten eine kleine Eitelkeit zum Grunde gelegen, die Tempel so prächtig zu verzieren, und daß man auch bisweilen durch irrige Begriffe von Gott dazu veranlasset sei. Allein mehr räume ich Ihnen doch nicht ein, als daß dis ein Misbrauch einer guten Sache sei. Wir finden bei den meisten Völkern des Erdbodens prächtige Tempel der Götter, und nachdem sich der Reichtum der Völker vermehrete, nachdem stieg auch mehrenteils die Pracht der Tempel. Die Juden, ein Volk, das die höchste Gotheit besonders liebte, musten auf Befehl derselben einen ungemein prächtigen Tempel bauen. Die meisten Ursachen waren wol von der Beschaffenheit des Volkes selbst hergenommen ; allein sie hatten doch auch ihren vernünftigen Grund. Alle Heiden aber hielten sehr

auf

auf den Schmuk ihrer Tempel. So gewis es auch ist, daß die Christen der zwei ersten Jahrhunderte eigene Versamlungshäuser gehabt haben, so sehr verhinderte sie doch ihr bedrängter Zustand ordentliche Kirchen zu bauen, und viel Geld an die Auszierung derselben zu wenden. Im dritten Jarhunderte erhielt man erst hin und wieder von den Käisern die Erlaubnis, ordentliche Kirchen zu bauen, und auch schon in dieser Zeit fing man an, einige Verzierungen zu machen, um den Heiden mehr Lust einzuflössen, Christen zu werden. Allein der grausame Diokletian zerstöret e sie meistenteils wieder, und erst nach Constantin des Grossen Uebertritte zur Christlichen Religion erhielten die Tempel der Christen ihren gehörigen Puz. Izt hatte man noch mehr Ursach, die Kirchen den Tempeln der Heiden änlich zu machen, da es unter der Regierung dieses Käisers ganz darauf angesehen war, alle Rechte des heidnischen Gottesdienstes auf den Christlichen überzutragen, und die Heiden desto leichter zu bewegen, der nunmehr zu herschen anfangenden Religion zu folgen. In dieser Zeit ward der Grund zu dem Reichtume der Kirchen geleget, und die nächst folgenden Jarhunderte hindurch wuchs der Pracht der Christlichen Tempel ungemein sehr. Haben die Christen Recht gethan, oder findet die Vernunft in diesem Verfaren etwas tadelhaftes? Wir wollen einmal nicht an die ganz guten Absichten der ältern Christen gedenken, und vieleicht läst sich doch wol ein vernünftiger Grund angeben, warum eine nicht übertriebene Pracht der Tempel der Vernunft gar

nicht

nicht zu wieder sei. Ist es nicht an dem, daß die Tempel Häuser der Gotheit sind? Nicht zwar daß sie darin war, oder in denselben auf eine vorzüglichere Art gegenwärtig sei, sondern Häuser, welche der Gotheit geheiliget sind, und worüber sie so zu reden ein besonderes Eigenthumsrecht besizet. Solte es aber die Gotheit nicht verdienen, daß man ihr Eigenthum von andern Gebäuden unterscheide? Ich bin von allem Aberglauben sehr weit entfernet, aber ich finde doch in der Pracht der Tempel so etwas vorzügliches, welches sich für die Gotheit sehr wol schicket. So wie nach dem Verhältnisse der Hoheit des Standes die Pracht und die Ehrbarkeit der Personen in den Republiken bestimt wird, so halte ich es nicht weniger für anständig, auch durch die äussere wol geordnete Pracht der eigentümlichen Gebäude die höchste Hoheit der Gotheit zu unterscheiden. Man amet zugleich dem Verfaren der Gotheit selbst nach. Sie schuf eine Welt, in welcher die grösseste Pracht der Werke und zugleich die grösseste Sparsamkeit ohne Schande herscht. Lassen Sie uns annemen, daß ein Tempel der Gotheit eine Welt im kleinen sei, und mir scheint es sehr schiklich zu seyn, daß in demselben eine grosse Pracht und zugleich eine weise Sprrsamkeit angetroffen werde. Aber gesezt, daß auch aus diesem Grunde keine grosse Pracht zu verteidigen sei, wie ich doch stark der Meinung bin, so würde doch der Vorteil der Menschen der Klugheit ein Gesez zur prächtigen Verzierung der Tempel geben. Es ist unserer Natur nur gar zu eigen, durch das äussere gerürt zu

wer-

werden, und ein Gotteshaus, in dem eine wohlgeordnete Pracht herscht, überschüttet unsere ganze Seele mit einer Ehrfurcht, welche die gewisseste Gefärtin der Andacht ist. Man thut kaum den ersten Schrit in einen so wolgeschmükten Tempel ohne zu gleich das innere Gefühl der Ehrerbietigkeit und Heiligkeit des geweiheten Ortes zu haben. Man spürt es in sich selbst, daß man gleichsam der Gotheit näher sei, und ein heiliger Schauder und eine Ehrfurchts volle Bewunderung verbreitet sich über die ganze Seele. Prächtige Zimmer der Fürsten haben eine änliche Würkung, allein ihr Eindruk ist nicht so gros, weil nicht so erhabene Ideen als bei dem Andenken an die Gotheit erwekt werden können. Ich zweifele nicht, daß nicht die Erfarung bei andern Menschen eben so seyn solte als bei mir, und ich gestehe es offenherzig, daß die stille Pracht eines götlichen Tempels sehr viel Würkung auf mein Herz äussere. Zum allerhöchsten also zu gegeben, daß der Schmuk der Tempel eben keine Pflicht sei, so bleibt er doch eine Gewonheit, die ihren guten Nuzen hat, und die keines weges tadelns würdig ist. Die Pracht der Kirchen ist meines Erachtens kein Fehler, der dem Christenthume vorgeworfen werden kan.

Ich bin vieleicht nicht zu argwönisch, wenn ich mutmasse, daß Sie keine Freundin der Geschenke an Kirchen sind. Ich gestehe es, ich bin zweifelhaft, ob ich Ihnen beitreten, oder Ihnen wiedersprechen sol. Vieleicht kan ich beides thun; aber in verschiedner Absicht. Eine Unterscheidung der Fälle

wird

wird der einzige Ausweg seyn, durch den ich die vernünftige Billigkeit im Urteilen erreichen kan. Ich weis auch gar nicht, wo Sie alle Gelegenheit hernehmen, mich gleichsam zu zwingen, in die ersten Jarhunderte der Christen hinauf zu gehen, um mich ordentlich zu erklären. Ich werde es bei Ihren gegenwärtigen Fragen nicht unterlassen können, oder ich entziehe meinen Anmerkungen das gehörige Licht. Ist es erlaubt, die ersten freiwilligen Gaben der Christen, wodurch die Diener des Wortes ernäret, und die Unkosten der Kirchen bestritten wurden, als Geschenke, die den Kirchen geschahen, anzusehen, so ist diese Gewonheit sehr alt, und ohne allen Tadel. Und macht man noch izt an arme Kirchen, zur bessern und bequemern Einrichtung derselben, und zur leichtern Versorgung der Geistlichen, wo sie es bedürfen, Geschenke, so verdienen sie allerdings eine dankbare Lobeserhebung; nur daß man doch alles verdienstliche davon absondere, als welches niemals stat finden kan, und ohne daß man notdürftigen Erben aus frommen Aberglauben etwas entziehe. Diese leztern haben ein näheres Recht, und die Kirchen stehen unter einer besondern Bemerkung der Vorsicht, der doch nur immer das bessere und weisere gefält. Durch allerhand Vorurteile veranlast verlangte man schon in den ältesten Zeiten eine ungemein grosse Menge von Kirchen, und um die Menschen desto leichter zu bewegen, diesen Endzwek zu Stande zu bringen, so versprach man ihnen die herlichsten Würkungen von ihrer Freigebigkeit gegen die Kirchen. Diese Methode war alzu einträglich,

als

als daß man nicht weitern Gebrauch davon 'gemacht haben solte. Constantin der Grosse, dem es darum zu thun war, die Christliche Religion eben so ansehnlich als die heidnische zu machen, erlaubte öffentlich zur bessern Versorgung der Geistlichen den Kirchen Vermächtnisse zu thun, und die Einredungen der Priester unterstüzten diese Erlaubnis vortreflich. Doch der dadurch erworbene Reichtum flos nur mehrenteils den Bischöfen zu, und die Untergeistlichkeit und die Kirchen blieben arm. Im fünften Jarhunderte aber rissen die Geschenke besonders ein. Man erfand die Lehre von den gedoppelten Straffen für die Sünden, der ewigen, und der zeitlichen; für die erstere hat Christus nur genuggethan, aber die andere müsse der Mensch übernemen. Daher entsprungen die priesterlichen Bussen, welche den Reichen und Vornemern viel zu unerträglich waren, als daß sie sie selbst hätten ausstehen wollen. Arme Geistliche standen sie also für Geld aus. Allein diese wurden auch bequemer, und der Preis zu geringe, daß man daher die Geldbussen an die Kirchen und Klöster einfürete. Von der Zeit an sind die Geschenke an die Kirchen recht in Gang gekommen. Der Aberglaube und die List der Ordensleute wuchs in den folgenden Jarhunderten immer mehr und mehr, und die Einfalt der Leute muste nicht selten alle ihr Haab und Gut an die Kirchen verwenden, geblendet durch die Hofnung einer leichtern Seeligkeit, und eines geschwindern Uebergangs aus dem Fegfeuer, welches alles bei den Geistlichen feil war. Sie haben also Recht, Mamsel!

sel! daß man seit langen Zeiten den heiligen Vermächtnissen ein grosses Verdienst zugeeignet habe, und daß sie in dieser Absicht sehr unrechtmässig sind, und den Stolz der Geistlichen befördert haben. Allein unter gewissen Bedingungen wird man die Rechtmässigkeit solcher Geschenke dennoch zu geben müssen. Ich habe schon vorher eine davon angemerkt; und ich gestehe, daß schon in ältern Zeiten Misbrauch damit getrieben worden; daß auch daher vernünftige Obrigkeiten schon in vorigen Jarhunderten durch bürgerliche Befehle diese Ausschweifung einzuschränken gesucht haben. Die Kirchen haben allerdings ihre Unkosten, die die ganze Gemeine tragen müsse, und es ist sehr billig, daß reiche Personen den Kirchen etwas schenken, damit auf die Art den armen Gliedern eine Last entzogen werde. Allein die Kirchen reich zu machen, und ihnen todte Schäze zu samlen, ist freilich etwas, worin eine billige Vernunft nicht wenig tadelnswürdiges findet. Es sind todte Schäze, welche in ein Schweistuch gewikelt vergraben liegen, und worüber sich die Sittenlehre allerdings beschweren darf. Sind sie wol noch gar dazu bestimt, faule Mönche zu mästen, so hat man die grösseste Ursach zu befürchten, eher Sünde gethan, als ein gutes Werk verrichtet zu haben, gesezt auch, daß den rechtmässigen Erben nichts dadurch entzogen sei. Batritte war eine alte Witwe, welche sich ein schönes Vermögen gesamlet, und nur Anverwandte ins vierte oder fünfte Glied hinterläst, die doch ganz wol zu leben haben. Diese gotselige Frau wuste, daß in

ihrer Nachbarschaft eine arme Pfarre sei, und daß der Geistliche nur sehr kümmerlich leben konte. Sie that dieser Kirche schon bei ihrem Lebzeiten allerhand Gutes, und nach ihrem Tode vermachte sie dieser Pfarre ihr halbes Vermögen. Sie stiftete dis Gute, daß järlich etwas zur Bau und Besserung dieser Kirche gesamlet, und die Dienste an derselben um ein Dritteil verbessert werden konten. Hat sie recht gethan? Allerdings! Sie munterte die Bedienten der Kirche auf, und verstopfte auf einmal alle die Klagen über den Mangel des Unterhalts, der bei Geistlichen teils mehr mitleidenswert, teils der Religion schädlich ist. Lassen Sie uns glauben, daß Batritte es aus einer Liebe gegen die Religion gethan habe, und man wird behaupten können, daß sie ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen sei, dieses gute Werk zu verrichten.

Izt werden wir ganz natürlich auf die Geistlichkeit gefüret, und ich werde das Urteil Ihres Herrn Vetters etwas beleuchten. Er spricht gerade so, wie er sprechen mus, wenn er den waren Charakter eines Deisten behaupten wil. Diese Herren scheinen einen ordentlichen Beruf zu haben, von den Geistlichen der Christen übel zu reden, und ihnen alles Unheil schuld zu geben. Ihr Herr Vetter beschweret sich über die Hochachtung, und den Rang, den man den Geistlichen verstattet. Es wird nicht möglich seyn, dieses Urteil gehörig zu prüfen, wo man sich nicht vorher erklärt hat, von was für Geistlichkeit die Rede sei. Sol es von der Clerisei, und Bischöfen, und Erzbischöfen der römischen Kirche verstan-

standen werden, so kan es wol einigermassen wahr seyn. Denn obgleich ihr heutiges Ansehen kaum ein Schatten gegen die Rechte der mitlern Jarhunderte ist, so ist es doch noch so gros, daß es der Republik gefärlich seyn könte. Allein schränkt sich die Bedeutung ienes Urteils auf unsere Kirche ein, so sagen Sie Ihrem Herrn Vetter nur, daß er gewaltig gegen die Erfarung verstosse. Es hat nur einen Thomasius bedurft, um den Menschen auch nur eine mittelmässige Hochachtung gegen ihre geistlichen Lehrer aus dem Sinne zu reden; und der Rang, den die Geistlichen in den Republiken unter uns haben, ist ziemlich herunter gesezt. Kan ein Lehrer der Kirchen sich nicht durch eine grosse Gelehrsamkeit, meistens in Dingen, die nicht zu seinem Amte gehören, einiges Ansehen erwerben; so wird es unmöglich seyn, daß er blos durch die Ehre und Ehrerbietung, die man ihm nach seinem Stande, und als einem Diener der höchsten Gotheit erweist, hochmütig gemacht werde. So sehr man es also in der römischen Kirche versieht, etwas zu viel einzuräumen, eben so sehr, glaube ich, fehlet man bei uns, wenn man den Geistlichen zu wenig äusserliches Ansehen übrig läst. Sie müssen ihrem Stande Ehre machen, und dieser Stand mus aus Ehrerbietung gegen den Herrn, dem er geweihet ist, einen Vorzug haben. Alle Völker des Erdbodens habens die Vorsteher der Religion in ungemeinen Ehren gehalten, und sie haben recht gethan. Geistliche sind Gottes Haushalter, und Gesandten, oder Bedienten des höchsten Herrn, über dem kein höhe-

res Wesen ist, und gegen welche Hoheit betrachtet, die höchsten Fürsten der Erden nur sehr klein sind. Gott selbst erteilte in seiner Republik, welche er unter den Juden anrichtete, den Priestern ein sehr ehrwürdiges Ansehen, und nicht gemeine Rechte. Es ist wahr, die ersten Priester der Christen wusten von keiner Hoheit. Allein, Mamsel! Hoheit schikt sich auch nicht vor Priester; aber wol Hochachtung, und ein ehrwürdiger Unterschied in der Republik. So klein auch die Priester der ersten Christen waren, und ob sie gleich im Anfange noch bürgerliche Handtierung trieben, so hatten sie doch bei den Gliedern der Gemeine sehr viel Hochachtung und Ehrerbietung, und wäre die Christliche Kirche nicht eine grausam verfolgte gewesen, so würden ihre Lehrer bald auch mehr äusserliches Ansehen erhalten haben. Es geschahe, so bald ein Käiser ein Christ wurde. Und hätte man nach diesen Zeiten bessere Ordnung gehalten, so würde der äussere Glanz der Würde eines Geistlichen keine Quelle zu Lastern geworden seyn. Sie wissen Mamsel! daß ich kein Geistlicher bin, und Sie wissen zugleich, daß kein Vorurteil der Erziehung mich verleitet, dem Stande der Geistlichen das Wort zu reden. Sie werden mir also nicht einwerfen können, daß ich aus Eigennuz spräche. Erinnern Sie sich nur an das, was ich oben von den Endzweken des Predigtamtes erwänet habe, und Sie werden mir gewis beitreten müssen, wenn ich behaupte, daß diese Absichten nicht volkommen ohne ein äusseres Ansehen der Geistlichen erreicht werden können. Sie sollen straffen

und

und ermanen. Aber was werden sie viel anders, als fruchtlose Worte vorbringen können, wenn nicht ein äusserer Glanz ihren Reden zugleich einen gewissen Nachdruk giebt? Nur diejenigen, denen es mit der Besserung der Menschen kein rechter Ernst ist, können es ungerürt erdulden, daß die Redlichkeit umsonst arbeite, und die Worte des Höchsten durch seine Diener ohne Frucht verschwendet werden. Die Menschen sind einmal so, daß die Sinne ihrer Seele zu Hülfe kommen müssen, wenn sie bewegt werden sol, und spricht nicht ein Lehrer der Tugend mit einem Nachdruke, den der Glanz seines Standes unterstüzt, und der die Sinnen zugleich rüret, so ist die Hofnung nun sehr klein, daß seine Bemühungen eine erwünschte Würkung haben werden. Es scheint, als wenn es würklich nötig wäre, daß die Busse mit einer göttlichen Autorität gepredigt werden müste, wenn man sie als eine Sache ansehen sol, der wir uns schlechterdings nicht entziehen dürfen. Ich mus es leider! volkommen einräumen, daß die Geistlichen selbst an dem Verfalle ihres Ansehens schuld sind. Misbrauch und ein tadelhaftes Leben haben ihrem Stande Schande gemacht, allein man hätte sie doch auch etwas liebreicher verbessern sollen, und sie lieber einer schärfern Aufsicht und Zucht unterwerfen, als sie gar in den Stand zu versezen, wo sie keiner Aufsicht bedürfen. Bei dem allen aber ist dis volkommen wahr, daß die Geistlichen weder zu reich noch zu arm, und andere Gewonheiten abgeschaft, und eine genauere Vorsicht und Regeln bei Besezung geistlicher Stel-

len beobachtet werden müssen, wenn von keiner Seite erhebliche Klagen entstehen sollen. Vieleicht nimt sich die Vorsehung ihrer Kirche einmal sichtbarer an.

Nun solte ich billig einen Gewissensfal entscheiden; aber das mus ich mit rechtem Nachdenken und Bequemlichkeit thun. Ich werde diese Entscheidung also bis in den nächsten Brief versparen. Wie wenn ich Ihnen nun aber auch eine Gewissensfrage vorlegte, ob Amalgen sich auch in meiner Entscheidung beruhigen, und mir erlauben wolte, wenn ich sie überzeugt habe, und hinkomme, ihr am Sontage ein Visite zu geben? Ich werde alles hervorsuchen, um mir diese Erlaubnis zu erwerben, und um zugleich zu beweisen, daß Sie Mamsel! volkommen zu befehlen haben

Ihrem

ergebensten Freunde.

* *

Vierzigster Brief.

Mamsel!

Ich halte es mir für keine Sünde; denn ich gehe niemals in Gesellschaft um zu lästern, oder andere Possen zu treiben. = = = Dis sind Ihre eignen Worte Mamsel! und mir deucht, sie enthalten die volle Entscheidung der Frage, worüber ich izt

meine

meine Gedanken erklären soll. Ist es genug, zu sagen, daß ich Ihrer Meinung sei, oder erfordert ein zartes Gewissen, wie Sie sich aus zu druken belieben, eine weitläuftigere Entscheidung? Nimmer mehr hätte ich geglaubt, daß Amalgen so strenge sei; aber vieleicht ist es möglich, sie auf andere Gedanken zu bringen. Es ist freilich zu bedauren, daß in den meisten Gesellschaften entweder der Ehre anderer zu nahe geschicht, oder Possen getrieben werden. Vieleicht verdient das leztere noch eher Nachsicht als das erstere, wenn diese Kleinigkeiten teils unschädlich sind, teils das Gemüt zerstreuen können. Ich glaube nicht, daß die gewönlichen Sontags Visiten von der gemeinen Regel der andern ausgenommen seyn werden, und deshalb mus ich mich verteidigen, wenn ich Possen zu erlauben scheine. Auch das erwachsene Alter spielt bisweilen gerne, und erheitert oder erholt sich bei unschädlichen Kleinigkeiten. Ich nehme das Wort Possen in einem gelindern Verstande, und bezeichne damit, alle nichts bedeutende Handlungen, Reden, und Beschäftigungen, welche weiter keinen Nuzen und Schaden bringen, als daß sie machen, daß die Zeit leichter vorbei gehe, und das Gemüt gleichsam ausruhe. Ich scheue mich diesem Worte eine andere Bedeutung zu geben, aus Ehrerbietung vor dieienigen Personen, welchen man sie bisweilen Schuld gibt. Und lassen Sie uns also eine Gesellschaft annemen, die mit aufgewektem und zufriedenen Geiste eine Schale Caffee trinkt, sich von Frieden und Krieg, von Theurung des Caffee und Zukers, oder von diesem und ienen schönen

Nesseltuche, oder Zeuge, doch ohne Neid und Lästerung; vom guten oder schlimmen Wetter, oder von andern Neuigkeiten sich unterredet, und sie treiben Possen; lassen Sie andere von artigen und wizigen Schriften, von lustigen Einfällen der Zeitungs Schreiber, von der Musik und andern gleichgültigen Sachen sich besprechen; lassen Sie eine dritte Partei wol ein bisgen schäkern, doch ohne Absicht, und Bitterkeit, und wenn Sie glaubten, daß ich sie verdammen würde, so thäten Sie mir Unrecht an. Allein ist denn das alles am Sontage erlaubt? Warum das nicht? Ist denn der Sontag nur dazu, daß man alle Heiterkeit verbannen sol? Was wäre für ein Grund da, daß man am Sontage nicht eben so gut, als an andern Tagen von gleichgültigen Dingen sprechen dürfte. Wir sollen an demselben Tage von aller Arbeit ruhen, und ob es gleich wahr ist, daß sehr viele Menschen die ganze Woche hindurch ruhen, so sehe ich es dennoch nicht ab, warum sie es nicht auch am Sontage thun solten. Unsere Seele ruhet zwar niemals, und sie gedenkt auch bei den geringsten Kleinigkeiten; allein es gibt doch Beschäftigungen für sie, welche mehr Anwendung der Kräfte erfordern, als Gespräche über Kleinigkeiten. Diese dienen nicht selten zur Erholung des Geistes, und diese Erholung des Geistes ist des Sontages eben so nötig, und bisweilen schiklicher, als an anderen Tagen, wo dem Körper keine solche Ruhe vergönt werden kan. Haben Personen, die sonst nicht scharf zu denken gewont sind, dem Gottesdienste zu beiden Zeiten mit Aufmerksamkeit beigewonet, so haben

ben sie zwar keine grosse Ruhe nötig, aber ich sehe auch nicht ab, warum sie nicht auch eine minder nachdenkende Abwechselung in den Geschäften ihres Geistes machen dürften. Eine unschädliche Munterkeit kan der Gotheit nicht misfallen; sie gehört zu unserer Glükseeligkeit, und der gesellschaftliche Umgang hat seinen grossen Nuzen. Oefters aber ist er nur an den Sontagen erlaubt, und die Einrichtungen der Republiken machen andere Tage dazu unbequem. Lästern in Gesellschaften, und andere unanständige Handlungen zu verrichten ist in allen Tagen unerlaubt. Die Juden, welche mit den schweren Lasten des Ceremonial Gesezes beleget waren, das bisweilen auch Kleinigkeiten beträchtlich machte, worüber unsere Sittenlehre keine Aussprüche thut, durften doch an ihren Sabbathern nach geendigtem Gottesdienste zu sammen kommen, und allerhand unschuldige Handlungen zum Vergnügen vornemen. Sie haben ebenfals auf ihre Art einander Visiten gegeben. Wenden Sie nicht ein, daß der Sontag ein heiliger Tag sei. Gut! aber wird er durch unschuldige Gespräche, und durch Erheiterungen der Seele, die zur Zufriedenheit gehören, entheiliget? Ich verneine es so lange, bis man aus einleuchtenden Gründen das Gegenteil zu erweisen im Stande seyn wird, und so habe ich Hofnung noch eine geraume Zeit in dem Besize meiner Meinung zu bleiben. = = = Allein denken Sie denn nicht daran, daß eben darum, weil dieser Tag heilig ist, auch folge, daß er mit unaufhörlicher Betrachtung der Gotheit und der Wiederholung der

angehörten Lehren zugebracht werden müsse. = = = = Nein! daran denke ich nicht. Denn ich finde, daß diese Pflicht den Kräften der Menschen zu schwer sei, und bei mir gilt die Regel: Ueber sein Vermögen kan niemand verbunden werden. Die Abwechselung in unsern Geschäften ist unserer Natur nur gar zu eigen, und die fertigsten Geister bedürfen derselben. Wenn gleich die Moral von Menschen redet, die sich ihren Pflichten gemäs bezeigen sollen, so kan sie doch nicht mehr von ihnen fordern, als wozu ihre Natur zureicht, und Menschen zu glauben, die sich mit einerlei Vorwurf, ohne Abwechslung zu ganzen Tagen in gleicher Aufmerksamkeit beschäftigen könten, heist gewis Geschöpfe erdichten, denen man den Namen der Menschen höchst wilkürlich beileget. Wir haben keine Ursach, den Tag des Herrn gerade mit einem gewissen Glokenschlage zu schliessen, und uns bleibt der ganze Abend übrig, das Gute zu wiederholen, was uns öffentlich gesagt worden. Wo steht es denn aber geschrieben, daß man den ganzen Sontag nichts weiter, als heilige Betrachtungen vornemen dürfe? Verkündigen Sie also Amalgen nur, daß sie keine Sünde thue, am Sontage Visiten zu geben, oder anzunemen. Sagen Sie ihr, daß sie fleissig in die Kirche gehen, und ausser den Visitenstunden gotseelige Bücher lesen, oder andere Andachtsübungen verrichten solle. Die Verantwortung, wenn sie unschuldige Visiten habe, oder gäbe, wolle ich mir auflegen lassen.

O! Mansel! raten Sie alles ab, was Sie können, daß Ihre schöne Freundin keine Nonne

werde,

werde, wenn man das Wort im römischen Verstande nimt. Es wäre Jammer schade um sie. Man mus sein Leben nicht so frühzeitig zur Sklaverei machen. Und was sind Klöster anders, als halbe Zuchthäuser? Denken Sie nur, wenn alles schöne Frauenzimmer Nonnen werden wolte, so müsten alle Männer Mönche werden, und so würden wir bald eine spashafte Welt haben, in der beständig zur Kirche gelautet, und gesungen und gebetet, aber alles Vergnügen und bei nahe alles Leben aufgehoben würde. Dis wäre gerade der nächste Weg, daß die Welt in wenigen Zeitaltern ausserben müste. Wenn ich auch gleich wüste, daß der iüngste Tag bald kommen werde, so würde ich ihn doch lieber bei meiner Arbeit in meinem Zimmer erwarten, als mich in ein Kloster einsperren lassen. Die Freiheit des Lebens ist ein unschäzbares Gut, und diese ist doch nur das kleinste Opfer, das man den Kloster Altären bringen mus. Man seze die frömmeste Nonne, und sie wird doch nur ein verschlossener Spiegel der Gotheit seyn, darin niemand das Bild des Schöpfers erbliken wird. Sie haben volkommen Recht, Mamsel! daß man im Kloster sich vieler Endzweke entziehe, die man doch nach der Absicht der Vorsehung durch schöne Handlungen erreichen solte. Wir sind nimmer mehr allein dazu erschaffen, nur stets zu singen, und zu beten, und uns um keine andere Geschäfte des Lebens zu bekümmern. Die Gotheit hat sich nur einen einzigen Tag vorbehalten, an dem ihr mit Unterlassung anderer Arbeiten

allein

allein und besonders gedient werden sol; sechs Tage hingegen hat sie unserer Glükseeligkeit und andern guten Endzweken geweihet, und ich beruffe mich auf meine vorhergehenden Abhandlungen, um die Anmerkung zu machen, daß man dem höchsten Wesen auch unmittelbar bei seinen Arbeiten und ausser Klostergelübden dienen könne. Sie haben sehr wol bemerkt, daß das klösterliche Beten etwas tadelhaftes habe. Es ist gezwungen, und ohne den gehörigen Zustand des Gemüts. Ueberdem überrede ich mich gar zu fest, daß man freiwillig auf dergleichen Entschlus nicht leicht verfallen könne, es sei denn, daß man darin etwas verdienstliches suche, oder durch eine kränkliche Schwermut dazu angetrieben werde. Allein beides ist etwas, welches teils gegen die Absichten der Welt läuft, teils niemals ein gotgefälliger Antrieb zu guten Handlungen seyn kan. Allein Mamsel! wenn ihre schöne Freundin nur nach protestantischem Verstande eine Nonne werden wil, so wird es wol nicht viel auf sich haben. Unsere Nonnen sind eben nicht gar zu strenge, und ein unaufhörliches Beten, Singen, Lesen, und eine lange Reihe von Busübungen sind eben nicht die Endzweke unserer Klöster. Unsere Nonnen leben mehrenteils ganz vergnügt, und thun sich auf die mildthätige Einfalt der ersten Stifter etwas zu Gute. Sind die Klöster in den Städten selbst, oder doch sehr nahe daran gelegen, so ist die Verachtung der Welt auch nicht eben allzu gros. Sie werden nicht verhindert, bei guter Gelegenheit das Kloster wieder zu verlassen, und

nach

nach der gewönlichen Sprache die Welt lieb zu gewinnen. Wil also Ihre Freundin ein Bisgen eigensinnig thun, und Sie finden in ihrer Stadt oder dichte daran ein gutes Kloster, ei nun so lassen Sie sie nur immer hineinziehen. Und wenn Sie einen hübschen Gemal für sie wissen, und er könte Ihre Freundin nicht gleich finden, so werden Sie doch auch wol die Gewogenheit haben, und ihn nach dem Kloster hinweisen. Vieleicht bleibt sie wol nicht einmal so lange darinnen; denn ein Bisgen gewungen ist doch die Lebensart auch in unsern Klöstern. Man hat eben so viel Gelegenheit, zornig, verdrüslich, und misvergnügt zu werden, als in der grossen Welt, und stören gleich nur Kleinigkeiten die Ruhe, so haben diese in den Klöstern doch eben den Wert und die Folgen, die die wichtigsten Begebenheiten in der grossen Welt haben. O! sagen Sie Ihrer Freundin, daß ihr eigen Haus sich eben so gut zu einer stillen und eingezogenen Lebensart schiken könne, als ein Kloster, wenn die Besizerin es haben wil. Sie wird noch diesen Vorteil erhalten, daß sie Domina und Untergebene zugleich sei, und daß sie die volle Freiheit habe, sich Regeln zu machen, wie es ihr gefält, und sie auch wieder aufzuheben, wenn ihr bessere einfallen. Ist Ihre Freundin Mamsel! ein Bisgen zur Schwermut geneigt, o! so verrichten Sie den Liebesdienst, und verschaffen Sie ihr bisweilen muntere Gesellschaft; lehren Sie ihr unschuldige Spiele; oder die Musik: geben Sie ihr aufgewekte Bücher; scherzen Sie bisweilen, und lassen Sie sie nur oft

in

in seiner lustigen Gesellschaft Pfänder einlösen, und tanzen, und ein Glas Wein trinken. Ich müste sehr unglüklich in meinen Kuren seyn, wenn ich nicht bald mit Vergnügen von Ihnen erfaren solte, daß diese Schöne das Kloster vergessen hätte. Aber im Ernst Mamsel! ich glaube nicht, daß Ihre Freundin ins Kloster gehen wolle, um einige Wolthaten in Absicht des Unterhalts zu erlangen; und dis scheint mir hauptsächlich nur der Gebrauch zu seyn, den man in unserer Kirche von den Klöstern machen könne. Es sind Häuser, die mehrenteils ein reiches Einkommen haben, und worin im Anfange Personen ernärt werden solten, die durch ihr Gebet dem Stifter den Himmel verdienen, oder die aus einer geistlichen Grausamkeit gegen sich selbst ihr Leben in Sklaverei verbringen wolten. So lange man das verdienstliche und den Aberglauben noch schäzte, so waren die Stiftungen der Klöster etwas sehr rümliches. Allein wir, die wir gesundere Begriffe von der Gotheit hegen, verachten beide Endzweke, als Dinge, die der volkomensten Gotheit unanständig sind. Hingegen die guten, und wolgemeinten Stiftungen selbst verachten wir nicht, und wir dürfen uns allerdings bemühen, dieselben zu bessern Endzweken anzuwenden. Vieleicht urteilen wir den Neigungen der Vorsehung, und den Bedürfnissen der Republiken nicht zu wieder, wenn wir glauben, daß dergleichen Stiftungen, wie zum Beispiel die Nonnenklöster sind, zur Standes mässigen Versorgung der Töchter derjenigen Familien angewendet werden

könten,

könten, welche für sich entweder nicht hinlänglich leben, oder durch allerlei Umstände der Republiken auf keine andere Art versorgt werden könten, oder denen ein zu grosses Alter eine einsame, und abgesonderte Lebensart anrät. Hierin würde in der That etwas rümliches, und nüzliches gelegen seyn. Allein reicher Familien Kinder, und durch welche noch gesellschaftliche Endzweke erreicht werden könten, würden meines Erachtens keinen Anspruch auf gotseelige Stiftungen haben dürfen. Ich sehe also die Klosterstiftungen als Wolthaten an, die nur auf gewisse sonst nicht leicht zu erreichende Endzweke der Bürgerschaften abzielen müssen, und werden Sie ihre Freundin dahin vermögen, diese Endzweke zu erwägen, so zweifele ich nicht, daß sie nicht viel lieber eine andere Person für sich ins Kloster schiken, als selbst dahin ziehen werde.

Wie sehr wünschte ich, Namsel! durch diesen Brief Ihre Absichten befördert, und ein paar Herzen gewonnen zu haben, vor welche ich grosse Hochachtung trage. Ich mus nur noch dis anmerken, daß es bisweilen mit unsern Meinungen und Entschlüssen auf eine sehr wunderbare Art zugehe, und daß sie die Zeit mannigmal besser, als alle andere Gründe wiederlege. Nicht zu allen Zeiten sind wir gleich aufgelegt, eine Meinung anzunemen, oder sie faren zu lassen. Ofters scheinet es uns gar unmöglich, auf einen Entschlus zu verfallen, den wir doch oft durch unser eigen Herz, und andere Umstände überrascht in wenigen Minuten nachher wirklich ergreiffen. Amalgen schien mir sonst gar

nicht strenge zu seyn, und doch wil sie keine Visiten am Sontage zu lassen, worüber sich doch bisher nur noch wenig Menschen ein Gewissen gemacht haben. Vieleicht gehet es ihr aber wie denen, die ihrer Meinung unter den Gelehrten beipflichten. Des Morgens eifern sie gegen die Visiten, und am Nachmittage geben sie selber welche. Bereden Sie nur einmal Amalgen, daß sie an dem nächsten Sontage keinen Besuch annemen, und geben, und die ganze Zeit mit lauter heiligen Betrachtungen zu bringen wolle, die ihre Seele ganz und gar beschäftigen, und ich wolte wetten, daß sie es den folgenden Sontag nicht wieder thäte. So geht es; es blendet uns bisweilen ein zu unvermutet entstandener Gedanke, und es scheinen uns öfters Handlungen Pflichten zu seyn, deren ganzen Umfang, und Verhältnis zu unsern Kräften wir nicht gleich in der Geschwindigkeit übersehen können. Vieleicht ist die Neigung zum Kloster bei Ihrer schönen Freundin auf eben die Art entstanden, und eine glükliche Unwissenheit von den Beschwernissen dieses Lebens, und der heimlichen Seufzer derienigen, die das Kloster versperret, wozu etwa noch ein kleiner Ansaz von Melancholie kommt, der doch vieleicht durch einen muntern Umlauf der Säfte des Körpers gehoben werden könte, stelt ihr dis Leben von einer ganz guten Seite vor. Aber die Zeit und eine Bekantschaft mit Nonnen wird diese Einbildung bald vertreiben; und ich habe die Hofnung, bald Nachricht von ihrer Bekerung zu erhalten. Thun Sie Mamsel! mit Ihren Zureden auch etwas zu dieser

Veränderung, und ich glaube, daß meine Prophezeihung ungezweifelt eintreffen müsse, wenn Ihre Freundin so gefällig gegen Sie gesint ist, als

Deroselben

ergebenster Freund.

Ein und vierzigster Brief.

Mamsel!

Sehen Sie, daß ich fleissig in meinen Scheiben bin; denn Sie erhalten schon wieder einen Brief. Es ist mir nur noch eine einzige Materie übrig, die ich durchdenken sol, ehe ich den Beweis für die Warheit unserer götlichen Religion füren darf. Sie wollen eine Abhandlung von dem Eifer um die Religion haben, und mir deucht, ich habe Ihnen hin und wieder schon Beispiele und Würkungen dieses Eifers in meinen Briefen gegeben. Izt will ich mich auf Ihren Befehl rechtfertigen. Es ist wahr, ich hätte von dieser Pflicht nichts gesagt, wenn Sie mir erlaubt hätten, an der Stelle diesen Abschnit meiner Moral zu endigen, wo ich es Willens war. Ich glaubte, daß diese Pflicht gar zu relativisch wäre, und sich zu sehr nach der Beschaffenheit der Personen richtete, als daß man in der Kürze

viel davon sagen könte. Auser dem schien mir die Ausfürung derselben mehr in die geoffenbarte, als natürliche Sittenlehre zu gehören. Indessen leugne ich gar nicht, daß nach billigen Bedingungen auch die Vernunft etwas davon zu sagen wisse. Erlauben Sie mir also, um Ihrem Verlangen doch einiges Genügen zu thun, daß ich nur das algemeine dieser Pflicht berüre, und nur das anzeige, was Privatpersonen, oder einzelne Glieder einer Gemeine in Absicht des Eifers um ihre Religion beobachten können. Denn das ist das erste, welches ich anmerken mus, daß nicht alle Menschen eine gleiche Schuldigkeit auf eine gleich grosse Art zu eifern haben können. Es würde viele Menschen über ihr Vermögen verbinden, und der Ruhe der Republiken feindselig lehren heissen, allen Menschen die Pflicht des Religionseifers auf einerlei Art aufzulegen. Es gibt viele Schuldigkeiten, deren verschiedene Grösse die Klugheit und der Stand der Menschen bestimt, und es scheint mir ein grosser Fehler zu seyn, die unterschiedne Grösse der Verbindlichkeit nicht deutlich zu unterscheiden. Sie werden ein ungemein klares Beispiel eben an diesem heiligen Eifer haben. Er ist eine Pflicht, die besondere bürgerliche Rechte erfordert, und sich auf den genau beobachteten Unterschied der Zeiten, Oerter, und Gelegenheiten gründet, und die so bald tadelhaft wird, als sie die Klugheit verlässet. Sie gehet mehr Regenten, und Obrigkeiten, und ansehnliche Lehrer der Religion, und nächst diesen Gelehrte an, welche durch ihre Wissenschaft unterstüzt wol ein Wörtgen

in

in der Republik sprechen dürfen. Andere Glieder der Kirche müssen sich mehr regieren lassen, als selbst regieren, oder mehr einen rechtmässigen Eifer unterstüzen, und erleichtern helfen, als selbst eifern. Indessen so klein der Bezirk des Eifers der Privatpersonen zu seyn scheinet, so lassen sich doch gewisse besondere Stüke gedenken, die ihnen als ein Eifer um die Religion zugerechnet werden können. Und die wil ich erzälen.

Das Wort, womit diese Pflicht benent wird, ist sehr geschikt, uns einen falschen Begrif damit verbinden zu lassen, und es kan wol daher gekommen seyn, daß man Zorn, Verdrus, und bisweilen eine ziemliche Raserei für einen erlaubten Eifer um die Religion gehalten hat. Verfolgungen aller derer, die sich nicht zu den Lehrsäzen der Religion, um welche man eiferte, freiwillig bekennen wolten, sind wenigstens nicht schwache Gründe zu Mutmassungen, daß man einen heiligen Eifer von einer Raserei nicht viel unterschieden habe. Die traurigsten Beispiele aller Zeiten, und aller Sekten bestärken uns in diesem Glauben. Allein wo Vernunft und Billigkeit, ich wil nicht einmal sagen, die Christliche Liebe die Pflichten bestimt, da wird man von keiner Ausschweifung der Affekte etwas besorgen dürfen. Lassen Sie uns dieser Richtschnur folgen, und so werden Sie den Religionseifer als einen Inbegrif von Pflichten halten müssen, die uns zu Spiegeln der Gotheit machen, und die Liebe und Rechte unserer Brüder auf keine Art verlezen. Und betrachten wir alles aus diesem Gesichtspunkte, so kan der Eifer

um die Religion in der That nichts mehr, als eine zärtliche und ernstliche Bemühung und Neigung seyn, alles zu verhüten, was der erkanten waren Religion schädlich werden, und alles zu thun, was ihr Ansehen, und ihre Würde befestigen und erheben kan. So werden wir klare Spiegel der Gotheit seyn. Denn die ware Religion und eine auf unzerstörbare Lehren gebauete Art, die Gotheit auf eine anständige Weise zu verehren, sind einerlei Begriffe. Und wäre die Religion wol also nicht ein System von Lehren und Handlungen, durch welche wir der Welt die grossen und waren Eigenschaften unseres ursprünglichen Herren vor Augen legten? Eine iede Handlung der Religion ist eine Volziehung eines Befehles der Gotheit, und ein Beweis unseres Gehorsames, den wir gegen ein Wesen ausüben, dessen Herschaft wir vor aller Welt bekennen. Je anständiger unsere Lehren und Handlungen der Religion der Gotheit sind, desto erhabenere Begriffe erweken sie vor diesem grossen Wesen, und ie mehr wahr also unsere Religion ist, desto deutlichere Spiegel des Schöpfers sind wir, der eben das allervolkommenste und erhabenste Wesen seyn mus. Eben die Ueberzeugung von der Warheit unserer Religion mus zu gleich die gewisse Einsicht würken, daß alles das, was unserer waren Religion schädlich ist, auch der Ehre unseres grossen Beherschers nachteilig sei, und mehr als diese Gedanken hat man nicht nötig, um die Schuldigkeit zu erkennen, für das Ansehen seiner Religion zu eifern. Es ist ein erhabener Vorzug rechtschaffener Diener, ihre Gebieter mehr zu

lieben,

lieben, als zu fürchten, und dieser Vorzug kan waren Unterthanen der höchsten Gotheit nicht fehlen. Denn sie liebt uns, und unzäliche Wolthaten schüren täglich das Feuer der Gegenliebe in unsern Herzen an. Wir verdienten nicht Menschen zu seyn, wenn unsere Liebe gegen unsern Gott nicht die allerzärtlichste seyn solte, und eben diese ist es, welche die ernstlichste Neigung gebieret, alles zu thun, was unsere Kräfte erlauben, um den waren Dienst Gottes und die ware Religion zu unterstüzen, zu befördern, und ihren Glanz zu erheben. Nur die, welchen eine so glükliche Erfarung dieser Liebe fehlet, werden zu zweifeln im Stande seyn. Sehen Sie also wol, Mamsel! daß meiner Moral keine Gründe mangeln, das zu einer Pflicht zu machen, was würklich eine solche ist, und sehen Sie, daß die Vernunft die Menschen verbinde um ihre ware Religion zu eifern.

Wir, die wir nach den Regeln einer geläuterten Vernunft urtheilen, müssen schlechterdings behaupten, daß die ware Religion eine algemeine seyn solle, und wir erbliken daher eben so viel Schaden, der unserer Religion wiederfäret, so viel Völker uns bekant sind, die keine Erkentnis der waren Religion haben. Sie sind uns eben so viel Beweise, daß der Herr und Herscher der Welt, der von allem, was lebt, gedienet und verehret werden solte, wo nicht verachtet, doch nicht erkant werde. Wir erbliken Abtrünnige, oder Toren, die zu den besten Endzweken und der erhabensten Erkentnis erschaffen worden, aber durch Irtum und Nachlässigkeit sich die reichsten

Quellen der Glükseeligkeit verschliessen. Wir finden den Herrn der Welt selbst in seinem Eigentume verkent, und seine Befehle nicht geachtet. Wäre es möglich, daß eine zärtliche Liebe gegen die Gotheit diese Dinge gleichgültig bemerken könte? Oder mus nicht vielmehr eine heilige Betrübnis in unserer Seele entstehen, über die Torheit und Blindheit oder auch wol Bosheit der Menschen? Mus diese Betrübnis wol nicht den Wunsch, und die Neigung in uns erweken, wo es möglich sei, die ware Religion algemeiner zu machen? Aber diese Neigung wird es auch bei den allermeisten Personen und Fällen nur allein seyn, die von dieser Seite unsere ganze Pflicht des Eifers ausmacht. Es gibt viele Handlungen, wodurch diese Neigung ihren Zwek zu erhalten im Stande wäre, aber die wenigsten Menschen sind dazu verbunden. Jedoch von einer Art derselben mus ich reden. Das Hauptmittel, die Herschaft der christlichen Religion zu erweitern, sind unstreitig die Missionen. Gesezt also, daß unser Eifer von dieser Seite sich nicht anders ergiessen könte, als durch Beförderung der Missionen; und werden nicht reiche Beisteuren, und milde Stiftungen ware Pflichten unseres Eifers seyn? Ich zweifele nicht daran, doch unter der Bedingung, daß uns die Vorsehung in den Stand gesezt, eines oder das andere zu thun, ohne andere eben so notwendige Pflichten zu verlezen. Es gibt in der That Menschen, welche bisweilen durch eine andächtige Raserei, oder, damit ich es gelinder ausdrucke, durch eine andächtige Blödsinnigkeit, die keine Regeln der

Weis=

Weisheit und Klugheit achtet, dahin gerissen werden, so genannte gute Werke zu thun, welche eben durch diese Uebereilung und die Verlezung anderer Pflichten ihren Wert verlieren. Neulich hatte Clarisse, eine reiche Dame, welche der Himmel länger vieleicht leben läst, als ihre Verwandten es wünschen mögten, in den Missionsberichten gelesen, daß es bisweilen so schwer halte, um Lehrer zu finden, die sich nach Tranquebar und den andern Orten senden lassen wollen. Gleich wie sie nun schon seit langen Jaren ihres Alters viel auf die Religion gehalten hat, so geriet sie auf den Einfal, ihr Vermögen dereinst zu einer Stiftung anzuwenden. Ihr Entwurf war der; es solten von den Zinsen ihres Kapitals stets sechs Studirende in allem frei auf einer Akademie ernärt, und in allen den Wissenschaften unterrichtet werden, die nur irgend eine Beförderung zu bessern Fortgange der protestantischen Missionen machen könten. Diese Leute müsten stets bereit seyn, sich senden zu lassen, zu welchen Völkern man wolle, und ehe sie gesendet würden, solten sie täglich Betstunden und Predigten halten. Was meinen Sie Mamsel! war der Einfal nicht eine Würkung des besten Religionseifers? Er scheint es zu seyn; allein Clarissens Beichtvater, der ein sehr vernünftiger Man ist, hielt es nicht dafür. Er stelte ihr teils die Unbequemlichkeiten bei der Art von Stiftungen, teils den Mangel der Verbindlichkeit, der bei ihr sich fände, vor. Wissen Sie nicht, sprach er, daß sie noch nahe Anverwandten haben, die ihres hinterlassenen Vermögens so sehr bedürfen,

und deſſelben wegen ihrer Tugend ſo ſehr würdig ſind? Eben darum, antwortete ſie, weil meine Anverwandten tugendhaft ſind, wird ſie der ſo reiche Gott wol auf eine andere Art verſorgen, ohne meine Hinterlaſſenſchaft. Sie irren ſich, redete Jener. So viel ich weis, gebraucht ſich die Gotheit allemal der natürlichſten, und nächſten Mittel, ſeine Endzwecke auszuführen, und die Tugend zu belonen; und ſie werden doch nimmermehr leugnen, daß eben in dieſem Falle ihre Verlaſſenſchaft ohne Teſtament und alle Verordnungen auf ihre Verwandten komme, und alſo das nächſte und natürlichſte Mittel zur Verſorgung iener tugendhaften ſei? Ueberdem ſcheinen mir viel mehrere Wege nach den Beſchaffenheiten der Welt der Gotheit möglich zu ſeyn, allezeit eine hinreichende Anzal von Miſſionarien zu ſenden, als Arten möglich ſind, ihre tugendhafte Anverwandte zu verſorgen. Ich ſchlieſſe daher, daß ſie der Weisheit ihres Gottes viel gemäſſer handeln, wenn ſie ihr Vermögen ihren Erben hinterlaſſen, als wenn ſie iene Stiftung machen wolten. Durch dieſe und noch weitere Vorſtellungen wurde Clariſſe von der Ausübung ihres unbedächtlichen Eifers wieder abgezogen. Ihr Beichtvater hat eine rümliche That gethan, und Clariſſe hatte ſich meines Erachtens würklich verſündiget. Allein geſezt, daß man öffentlich eine Beiſteuer zur Beförderung der Miſſionen fordere, und man mus ohne Zweifel den Eifer billigen, der nach dem Verhältniſſe des Standes eines ieden das ſeinige beiträgt.

Man

Man wird unserm Eifer eben die Schranken sezen müssen, wenn man auch annimmt, daß hin und wieder sich ein Verfal der Religion in derjenigen Kirche, der man aus Ueberzeugung zu gethan ist, äussere. Die Grenzen des Besizes unserer bürgerlichen Rechte, sind auch die Grenzen des Eifers gegen das Verderben der Religion. Auch hier wird ein wolgemeinter Seufzer zu der Gotheit, diesem Verderben zu steuren, hinreichen, unsere ganze Pflicht erfüllet zu haben. Derjenige, der nicht im Stande ist, die Gemüter der Menschen zu lenken, und ohne Unruh Veränderungen in der Republik zu machen, ist volkommen schuldig, die Sorge für das Aufnemen der Religion und Kirche der Vorsehung allein zu überlassen, und er darf nur einen heimlichen Wunsch ernären, daß andere sich diesem Verderben entgegen sezen mögten. Es ist mehr als eine Art, auf welcher ein Verfal der Religion gedrohet werden kan; doch rechne ich hauptsächlich nur dahin die Einfürung irriger Lehrsäze, und die Kaltsinnigkeit in der Ausübung des Christenthums. Solte es wol erlaubt seyn, daß ieder gegen die Kezereien und die schlechte Ausübung der Gotseligkeit predigte? Nimmer mehr! Allein das ist volkommen erlaubt, durch stille Seufzer, und durch andere Handlungen, die die Liebe nicht verlezen, sein Misfallen daran zu erkennen zu geben. Am allererlaubtesten aber ist es, sich desto emsiger in der Ausübung des Christenthums selbst zu erzeigen. Wir werden gewis durch Beispiele, denen man die Redlichkeit ansehen kan, auch andere reizen, uns nach zu folgen, und wir wer-

den auf die beste Art eifern. Ausserdem aber wird uns der Umgang mit Personen, welche an dem Verderben der Religion in Lehren und Ausübung Teil nehmen, nicht selten Gelegenheit geben, unseren Eifer etwas sichtbarer zu machen. Und Mamsel! Sie selbst haben schon eine Probe davon gegen den iungen Dechäine abgelegt, indem Sie seine feindseeligen Meinungen gegen die Religion freundschaftlich bestritten haben. O! faren Sie fort in dieser pflichtmässigen Ausübung Ihres Eifers, und Sie werden von dieser Seite alles gethan haben, was Sie thun konten. Verbinden Sie damit reizende Ermanungen zur Gotseeligkeit, und wo man in Geselschaften der Religion spottet, da zeigen Sie bei guter Gelegenheit und mit guter Manier den Unbedachtsamen das ekle, das wiedrige, das ausschweifende ihres Wizes. Ihre Freundinnen hingegen befestigen Sie durch angeneme Gespräche, die doch nicht einmal den Schein der Predigten haben müssen, in der Ueberzeugung von unserer Religion, und ich versichere Sie, daß Sie alsdenn eine ware Pflicht gegen Gott erfüllen. Auf die Art wird es allerdings angehen, daß alle ware Christen Eiferer um Gott und die Religion werden können, und würde mein Wunsch von dieser Seite erfült, so würde es eine Lust anzusehen seyn, wie sehr das Ansehen unserer allerheiligsten Religion erhoben, und das Thätige des Christenthums in vollem Glanze stralen würde. Ich werde mich auch zum Eifer um unseren Glauben erweken, und seine Götlichkeit gegen Ihren Herrn Vetter verteidigen. In dem nächsten

sten Briefe wil ich anfangen, und ich schmeichele mir zu gleich, Ihren Beifal zu erhalten, den über alles schäzet

Dero

ergebenster Freund.

Zwei und vierzigster Brief.

Mainfel!

O! seelige Gedanken, die uns zur Gotheit füren, und die sie uns in ihrer ganzen Grösse sehen lassen. Der Schöpfer hat sich uns geoffenbaret, und uns den waren Weg zu der Vereinigung mit ihm gezeiget. Nie bewundere ich die unendliche Gütigkeit und Weisheit mehr, als wenn ich an die Haushaltung der Gotheit gedenke, die sie nach den Lehren der Offenbarung der Christen mit den Menschen vornimt. Ich werde entzükt, ich verliere mich in meinen Betrachtungen, und ich danke der allergütigsten Vorsicht, daß sie mich zu einen Christen geboren werden lassen. Ich erblike mich in einem Lichte, das allen Wahn und allen Zweifel bei den wichtigsten Gelegenheiten zerstreuet. Ich weis warum ich lebe, und warum Gott bei der Regierung der Welt so und nicht anders verfäret. Ich weis, was künftig aus mir werden sol, und wozu die kurze Wanderschaft meines izigen Lebens bestimt sei. O! glükliche Wissenschaft, die mein Herz beruhi-

ruhigen, und eine Zufriedenheit über meine Seele ausbreiten kan, der ich alle Schäze der Welt unendlich weit nachseze. Izt weis ich erst, daß ich glüklich bin, und das alles habe ich den ewig göttlichen Lehren der Religion Jesu zu danken. = = = = Dis, eben dis, Mamsel! sind meine Empfindungen, da ich mich zubereite, Ihnen und Ihrem Herrn Vetter den Beweis für die Warheit und Göttlichkeit der Christlichen Religion vorzulegen. Ich muste Sie Ihnen entdecken; denn sie legen das Zeugnis der unschäzbarsten Nuzbarkeit dieser Religion ab, und zugleich sind es Beweise, daß ich das, was ich in dem folgenden vortragen werde, nicht etwa aus Kunst, auch zweifelhafte Sachen warscheinlich zu machen, sondern aus warer Ueberzeugung sage. Meines Erachtens kan man es den Beweisen für eine Warheit sicher ansehen, ob sie aus einer Ueberzeugung hergeflossen sind oder nicht. Das, was ich Ihnen sagen werde, ist es bei mir gewesen, was seine volle Würkung gethan hat, und um desto lieber lese ich dis nur aus, weil mir meine Erfarung selbst zu Hülfe komt. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen die vornemsten Stüke meines Beweises zu entwerfen, und o! wie viel werde ich nicht gegen Ihren Herren Vetter gewonnen haben, wenn er sich entschliessen kan, der Ordnung meines Entwurfs zu folgen. Solte ihm mit abgezogenen Beweisen gedienet seyn, so darf er nur befehlen, und der Fleis der Gelehrten hat uns in diesem Stüke einen ziemlichen Reichthum verschaffet. Allein so viel ich kenne, so gründen sie sich meistens auf

Schlüsse,

Schlüsse, die die Notwendigkeit eines Mitlers aus der Vernunft beweisen sollen, und darüber habe ich schon meine Gedanken erklärt. Ich würde im Stande seyn, Ihnen eine grosse Menge von Büchern zu nennen, welche alle die Absicht haben, die Warheit der christlichen Religion zu beweisen, aber ich würde Ihnen auch Mängel bekant machen müssen, die denselben vieles von ihrer Zureichenheit entzögen. Eine sehr verwikelte und dunkle Art zu schliessen, und Grundsäze, und Folgerungen, welche teils noch vielen Zweifeln unterworfen sind, teils die Hauptsache nicht unmittelbar berüren, sind in der That Hinderniſſe zur vollen Ueberzeugung. Ich wundere mich, wie man auf eine und die andere Art der Beweise verfallen ist, da man doch sehr leicht zum voraus sehen können, daß sie die gehofte Würkung so leicht nicht haben würden. Das deutliche, und billige, und ungezwungene in den Beweisen rürt weit mehr, als der Zwang der stärksten so genanten Demonstrationen, und was erfordert ein Glaube sehr dunkle Beweise, der für alle Menschen gehören sol? Ich werde mich bemühen, so sachte und von Schrit zu Schrit zu gehen, aber dabei so genau, deutlich und strenge, als es möglich seyn wird. Nimmer werde ich so weit ausholen, daß ich von dem Saze: mache dich und deinen Zustand volkommen, anfangen solte.

Jedoch ehe ich den Beweis würklich anheben kan, mus ich erst ein vernünftiges Bündnis mit Ihrem Herrn Vetter machen, damit ich in dem folgenden Weitläuftigkeit meiden, und mein Herr

Gegner

Gegner mir nicht entwischen könne, wo ich ihn auf die ware Beschaffenheit der Sachen füren werde. Wir wollen uns über billige Bedingungen vereinigen, und wenn das geschehen ist, so verspreche ich den erforderlichen Beweis mit der grössesten Genauigkeit aus einander zu legen. Ich wil noch dazu die Billigkeit meiner Forderungen rechtfertigen. Ich werde sehr oft mich auf weltliche Schriftsteller beruffen müssen, und ich verlange daher, daß man mir die weltliche Geschichte und ihre Glaubwürdigkeit zu gestehe. Ich fordere dieses mit desto grösserm Rechte, weil ich sonst gar nicht absehe, wie irgend etwas bewiesen werden kan, von der Art Dingen, die zum Beweise unserer Religion, und zu unzälichen menschlichen Bedürfnissen gehören. Man mus notwendig am Ende die Warheit alter Geschichte und die Gewisheit in historischen Sachen zu geben, oder der gröste Teil aller unserer Gelehrsamkeit ist nichts als eine Sammlung von Fabeln, und Gedichten, die uns müssige Köpfe aufgedrungen haben. Wie sehr würde es nicht ein Geschichtschreiber zu unsern Zeiten übel zu nehmen haben, daß man nach funfzig oder mehr Jaren behaupten wolte, er habe nicht würkliche Begebenheiten, sondern nur Fabeln auf geschrieben. Man darf nur den kleinsten Grad der Billigkeit besizen, um anzunehmen, daß ein Geschichtschreiber, der nur irgend redlich ist, die Absicht habe, auch seinen spätesten Nachkommen die ware Beschaffenheit seiner Zeiten zu ihrem Nuzen vorzustellen, und er sezt schlechterdings zum voraus, daß er Glauben haben wolle.

wolle. Dürften wir uns in geschehenen Dingen blos mit der absoluten Möglichkeit des Gegenteils der Erzälungen begnügen lassen, und nur für wahr annemen, was uns etwa gefiele, so würden wir aus dieser Welt bald ein Utopien machen, und der Ehre gegen die Menschheit, welche wir unsern Vorfaren schuldig sind, sehr zu nahe treten. Wir werden uns aber auch wieder gefallen lassen müssen, daß die Nachwelt uns auf gleiche Weise entehren werde. Und vieleicht ist dieser erste Punkt gerade derjenige, den man mir am leichtesten einräumen wird. Allein die folgenden Punkte sind etwas wichtiger. Es gibt Deisten, die zwar von ihrer Seite nichts beweisen wollen, aber von uns doch förmliche Demonstrationen fordern. Ich würde mich, wenn es endlich darauf ankäme, noch wol entschliessen, die Schuldigkeit, sie zu geben, zu erkennen, wenn nur die Natur der Sachen selbst, die erwiesen werden sollen, einen strengen Beweis zuläst. Es ist etwas überal bekantes, daß man bei der Erzälung unlängst vergangener Begebenheiten nichts mehr, als eine einleuchtende Warscheinlichkeit haben könne, und daß unser Glaube unter zwo verschiedenen Erzälungen einerlei Begebenheiten dem grösserm Grade der Warscheinlichkeit zugehöre. Zwei Stük sind es also zu nächst, die ich mir zum voraus bedinge, teils daß man den unleugbaren Regeln der Warscheinlichkeit nachgebe, wo keine strenge Gewisheit seyn kan; teils daß man mit denienigen Gründen zu frieden sei, die nach Beschaffenheit der Sache, die zu erhärten ist, ausgefunden werden können. Glauben Sie

nicht,

nicht, Mamsel! daß ich durch diese Bedingung etwa schwachen Gründen unserer unzerstörbaren Religion einen Beifal erschleichen wolle. Nein! das habe ich gar nicht nötig. Dergleichen Gründe können doch ungemein stark seyn, und ich habe teils dadurch, daß ich diese Bedingung gesezt, mir den Weg zu banen zur Absicht, ihre Stärke zu erheben, wenn sie gerade diejenigen sind, die man verlangen kan, und zugleich den Gegnern die Ausflucht zu benemen, noch andere und stärkere zu fordern. Die wesentlichen Teile unseres Beweises haben ihre unwiderspreclichen Gründe, und wenn etwa hin und wieder Nebenstüke nicht auf gleich starke Art dargethan werden mögten, so wird doch das Hauptstük dabei nichts verlieren, wenn uns die Billigkeit dieser Bedingung zu Hülfe komt. Denn entweder man mus eine solche Sache ganz verwerfen, oder man mus sie so lange um der schwächern Gründe willen, die doch die einzigen sind, die man nach Beschaffenheit der Zeiten und Umstände haben kan, für wahr halten. Das erstere zu thun, wäre in der That ein grosser Eigensin; denn zur Verwerfung ist in diesem Falle gar kein Grund weiter da, als die blosse Möglichkeit, daß die Sache auch nicht wahr seyn könne; hingegen auf der Seite der Warheit sind doch würklich Gründe, ohnerachtet sie nicht die stärksten sind. Und diese sind so lange die stärksten, bis man entweder noch stärkere erfinden, oder ihnen stärkere entgegen sezen kan. Sind sie nun die einzigen, die man haben kan, so wird keiner von den beiden lezten Fällen iemals stat finden können, und

folglich

folglich müssen iene ihre volle Gültigkeit haben. Nicht selten pflegt es eine Kriegeslist der Deisten zu seyn, gegen die vorgetragenen Dinge lächerliche, oder nichtsbedeutende Einwendungen zu machen, nur damit sie den Zusammenhang des Beweises stören, und ihren Gegner mit Kleinigkeiten ermüden, oder ihn gar von der Hauptsache abziehen mögen. So wenig man behaupten wird, daß dieses Verfaren mit einer uneigennüzigen Liebe zur Warheit bestehen könne, so viel Recht wird man mir einräumen, dergleichen Einwürfe bei dieser Gelegenheit eifrigst zu verbitten. Die Deisten rümen sich, die getreuesten Freunde der Vernunft zu seyn, und ich bedinge mir daher mit der grössesten Zuversicht zu ihrem Charakter aus, daß sie auch bei diesem Beweise der Vernunft, als einer Richterin, wo sie etwas zu sagen hat, sich unterwerfen, und das als das beste und glaubwürdigste in den Fällen bekennen wollen, wo wir den Ausspruch der Vernunft zur Entscheidung nötig haben. Damit ihnen aber, so viel möglich, alle Wege zu Ausflüchten verschlossen werden mögen, so wollen wir uns über den Begrif der Vernunft vereinigen. Diese Herren werden mir verzeihen, daß ich ihren besondern Einfällen, oder den Ausprüchen eines Schaftesbury, Rochesters, Hobbes, und anderer allemal nicht den Titel der Vernunft zuerkennen kan, aber ich wil mich auch zu gleich bescheiden, und mich von selbst des Rechts begeben, eigentümliche Säze dieser oder iener Sekte der Philosophen als Vernunft, ohne einleuchtenden Beweis

von meiner Seite anzufüren. Es sol nicht viel Streit unter uns seyn, und ich werde nichts als Vernunft in diesem Beweise annemen, was nicht ein Saz ist, den entweder kein Mensch ohne unsinnig zu seyn leugnen kan, oder der sich nicht einleuchtend sichtbar auf den Zusammenhang der Dinge und ewig warer Säze gründet.

Wollen Sie die Gewogenheit haben, Mamsel! diese Bedingungen Ihrem Herrn Vetter vorzulegen, und ich zweifele nicht, wenn er würklich eine Liebe zur Warheit hat, daß er sie eingestehen werde. Unter dieser billigen Hofnung werde ich mich eifrigst anschiken, nächstens meinen Beweis anzufangen, wenn ich Ihnen nur erst noch die alte Warheit gesagt habe, daß ich unverrükt sei

Ihr

ergebenster Freund.

Drei und vierzigster Brief.

Mamsel!

Ich müste sehr unglüklich in meinen Mutmassungen seyn, wenn ich mich dis mal betrügen solte, daß Ihr Herr Vetter meine Bedingungen angenommen hätte. Ich habe mit Fleis einen Posttag übergeschlagen, ehe ich weiter schriebe, ob etwa ein Brief von Ihnen einlauffen mögte, der etwas gegen meine Punkte einwendete. Allein da dieser nicht erfolget, und mir Ihr Charakter bekant ist, so mache ich daraus den gewissen Schlus, daß ich nach meinen vorausgesezten Regeln fortfaren dürfe, die Gültigkeit unseres Glaubens zu erweisen. So billig ich bei dieser Gelegenheit zu schliessen verfaren bin, so gewis ist es, daß man der höchsten Warscheinlichkeit in den Bedürfnissen des menschlichen Lebens nicht entbehren könne. Unser allerheiligster Glaube gründet sich auf eine Sammlung von Büchern, die wir als eine göttliche Offenbarung ansehen, und er selbst bestehet in einem Systeme von Lehren, und Befehlen der Gotheit, die offenbar auf unsere allergrösseste Glükseeligkeit abzielen, und die wir darum für göttlich halten, weil sie uns von Personen vorgetragen sind, zwischen welchen und der höchsten Gotheit eine ganz besondere Gemeinschaft gewesen seyn mus, und weil wir

auf das stärkste versichert seyn können, daß diese Lehren von den Personen selbst nicht erdichtet, sondern ihnen schlechterdings von Gott eingegeben worden sind. Es komt also bei der Gültigkeit unseres Glaubens alles darauf an, ob die Bücher, aus welchen wir unser System genommen, einen warhaftig götlichen Ursprung haben, und ob die Personen, von denen wir diese Lehren empfangen, warhaftig und unstreitig götliche Gesandten gewesen sind. Ich mus gestehen, Mamsel! daß dieser Beweis in Betracht unserer Zeiten so gar kurz nicht seyn könne, doch wil ich mich bemühen, ihn so enge einzuschränken, als möglich ist, um es Ihnen desto leichter zu machen, seinen ganzen Bau und die Festigkeit desselben zu übersehen. Man ist mehrenteils gewont, so wol die Wiederlegung der heidnischen Theologie und ihrer Orakel, als des Mahomedanischen Glaubens in diesen Beweis mit einzuflechten, und zugleich ein ganzes Verzeichnis der Bücher zu machen, welche wir als Christen für götlich erkennen. Allein beides werde ich nicht thun, teils um nicht die Kette meiner Schlüsse zu zerreissen, teils um auf eine andere Art bei ihrer Wiederlegung zu verfaren; und da ich für Personen schreibe, die mit der christlichen Religion bekant sind, so darf ich nichts mehr sagen, als daß ich unter unserer Offenbarung das System der Bücher verstehe, welches man das alte und neue Testament zu nennen gewont ist, und welches nach den Ausgaben der protestantischen Kirche von den Büchern Mosis anfängt, und sich mit der Offenbarung des heiligen

Johan-

Johannis endiget. Es versteht sich von selbst, daß ich die apocryphischen Bücher davon absondere. Sie wissen, Mamsel! daß ich nach dem Entwurfe meines Beweises, den ich Ihnen vor einiger Zeit überschrieben, schlechterdings einleuchtende Creditive von der Gotheit erfordert, wenn ich mich entschliessen solte, eine gewisse Person für einen göttlichen Gesandten zu halten, und auf dieser Forderung bestehe ich ohne alle Ausname. Wir werden sehr hoch anfangen müssen, um die Reihe der göttlichen Gesandten zu haben; denn wir nehmen die Bücher der Juden, welche einige der allerältesten sind, als götliche an. Nun sagen Sie mir einmal, welches der gewisseste Weg ist, wie wir von der Rechtmässigkeit und Gültigkeit so alter Gesandten Gottes urteilen können? Seit anderthalb tausend Jaren ist kein Prophet in der Welt erschienen, und es ist doch nicht möglich, daß wir von seiner würklichen Sendung eine ware Ueberzeugung haben können, es sei denn, daß wir uns selbst gleichsam in die Zeiten versezen, wo ein solcher Prophet erschienen ist, und aus allen seinen Handlungen, und allen Umständen den Schlus auf seine Sendung zu machen die untrüglichsten Gründe hernemen. Allein wie wird dis geschehen können, wenn wir nicht recht sichere Nachrichten von ienen Zeiten haben, die uns eine volständige Beschreibung von denselben geben, und uns ein gehöriges Feld der Begebenheiten eröfnen? Wir haben der Weisheit unsers Schöpfers allerdings zu danken Ursach, daß sie uns von dieser Seite keine Mittel

zu unserer Ueberzeugung versagt hat. Denn sie hat uns in den Schriften, welche wir als göttlich verehren, in der That so viel Nachrichten von den Umständen und Begebenheiten der Zeiten und Völker geben lassen, als volkommen hinreichen, um von der Beschaffenheit ihrer Gesandten zu urteilen. Und ich behaupte schlechterdings, daß wir aus diesen Büchern selbst die Nachrichten nemen müssen, teils um die Creditive der Gesandten, teils um die Fähigkeit der Völker zu beurteilen, die eine Person als einen glaubwürdigen Gesandten Gottes aufgenommen haben. Solte man auch an der Billigkeit dieser Forderung zweifeln dürfen? Haben wir es nicht mit schon längst verflossenen Begebenheiten zu thun, und müsten diese wol nicht aus sehr alten und glaubwürdigen Schriften geschöpft werden? Auf der Warheit und Deutlichkeit dieser Geschichte beruhet die Gültigkeit unseres Urteils von der Sendung iener Personen, und ie volständiger iene ist, desto gewisser wird auch dieses seyn. Ginge es also wol an, nach den Regeln der Liebe zur Warheit handeln zu wollen, und doch die Schuldigkeit nicht zu erkennen, diejenigen Nachrichten aufzusuchen, und zu durchforschen, die die volständigsten sind? Allein gilt dieser Grund, so habe ich gewis gewonnen, daß man unsere Bücher, die wir als eine Offenbarung verehren, annemen müsse. Sie sind es unstreitig, die uns teils die volständigste und zusammenhängendste Geschichte von den Personen der Gesandten, und ihren Thaten sowol, als auch von den öffentlichen Begebenheiten ganzer Völker

lie-

liefern. Und wie konte es auch anders seyn? Sezen Sie einmal, Mamsel! daß diese Bücher auf Befehl Gottes aufgesezt wären in der Absicht ganz gewis, das Andenken und das Ansehen der Gesandten Gottes zu erhalten, und dächten wir wol nicht zu klein von einer unendlichen Weisheit, wenn wir glauben könten, daß sie nicht der spätesten Nachwelt eben durch die Beschaffenheit dieser Bücher Mittel verschaffen wollen, von der Richtigkeit der Sendung ihrer Diener auf eine unumstösliche Art zu urteilen? Diese Absicht der Weisheit ist so natürlich, daß sie uns ungemein klar einleuchtet, und gleichsam von selbst einfält, so bald uns ein Buch in die Hände gegeben wird, von dem man behauptet, es gäbe selbst auf Befehl Gottes von götlichen Boten an die Menschen Nachricht. Doch lassen Sie uns nicht einmal daran gedenken, daß diese Bücher auf Befehl Gottes geschrieben wären; denn das wil ich keines weges zum voraus sezen; soudern meine Absicht bei Anfürung dieses Grundes war nur, zu zeigen, daß wir würklich das Recht hätten, eine so volständige Nachricht in dergleichen Büchern zu suchen, im Fal man uns dieselbe als solche vorlegte, die auf Befehl Gottes selbst aufgezeichnet wären. Juden und Christen thun das allerdings, und wenn ich ein Deist wäre, aber es doch redlich meinte, so hätte ich mich gewis dieses Rechts bedienet, wenn man mir zugleich die Glaubwürdigkeit dieser Bücher aus andern Gründen dargethan hätte. Allein die Billigkeit der Sache komt meiner Forderung auf eine andere Art

zu statten. Die Bücher, von denen wir reden, sind teils selbst von Männern aufgesezt worden, die sich als Gesandten Gottes ausgegeben haben, teils von andern Personen, die die darin namhaft gemachten Boten der Gotheit ungezweifelt gewis als solche erkant haben. Man darf gerade nichts mehr, als nur das glauben, was die höchste Billigkeit zu glauben befielet, daß nemlich beide Arten von Schriftstellern vernünftige Leute gewesen, uns es kan uns nicht schwer werden, die Absicht dieser Aufzeichnung zu erraten. Hätten wol nicht die Gesandten selbst eben so wol, als ihre Anhänger den Endzwek haben müssen, das Andenken und die Gültigkeit dieser Gesandschaften der Nachwelt vor Augen zu legen? Hätten also nicht die erstern ihre Creditive angeben, und diese die Gerechtigkeit ihres Glaubens rechtfertigen müssen? Und würden beide es ohne Erzälung gewisser Begebenheiten thun gekont haben? Denn kein Volk ist iemals so dum gewesen, das doch nicht wenigstens einige Beweise von solchen Personen verlangt hätte, die ihnen Säze als götliche Warheiten haben aufbürden wollen, ob sie gleich einfältig und treuherzig genug gewesen sind, höchst unzureichenden Beweisen zu glauben. Das leztere bekümmert uns nicht, und man kan bei dieser Gelegenheit die wichtige Anmerkung machen, daß ie richtiger der Begrif eines Volkes von Gott gewesen sei, desto strengere Beweisthümer ein solches Volk auch von götlichen Gesandten gefordert habe. Verfüre die Nachwelt also nicht auf die allersicherste Art, wenn sie selbst aus den Bü-

chern,

chern, in denen die volständigste Nachricht von göt-
lichen Gesandten gegeben wird, teils von der Gül-
tigkeit ihrer Creditive, teils von der Rechtmässig-
keit des Glaubens ihrer Vorwelt urteilte? Auf die
Art wird es überdem am leichtesten seyn, alles
auf das genaueste zu untersuchen, und entweder den
Vorfaren beizutreten, oder sie der Leichtgläubigkeit,
oder Unbesonnenheit in Annehmung der genanten
Personen als götliche Boten zu überfüren. Mei-
nes Erachtens ist dis ohnedem der einzige Weg, zu
einer vernünftigen Ueberzeugung von dergleichen
Sachen zu gelangen. Wenn es erst möglich seyn
wird, daß alle Deisten, wie Ihr Herr Vetter,
Mamsel! eine vorgefaste Feindschaft gegen das
Christenthum abzulegen sich entschliessen, und der
Billigkeit ein Gehör geben wollen, so werden un-
sere Gefechte für die Religion bald sehr vermin-
dert werden. Eben aus der Art der Deisten, den
christlichen Glauben anzugreiffen, siehet man offen-
bar, entweder, daß sie sich auf keine Weise ge-
trauen, seine ganze Gültigkeit umzustossen, oder
daß es ihnen wenigstens kein rechter Ernst seyn
müsse. Denn sie streiten nur wie die Husaren, die
bald hie bald da einen flüchtigen Einfal wagen,
und schon wieder weg sind, da man eben glaubt,
daß sie ein ordentliches Gefechte anfangen würden.
Das Hauptwerk unserer Religion wird nur sehr
von ferne angefochten, aber die Aussenposten der-
selben müssen sehr viel Beunruhigung erdulden. Ich
seze zu viel Warheitsliebe bei Ihrem Herrn Vet-
ter zum voraus, als daß es ihm nicht angenem

seyn solte, wenn ich ihn auf das Hauptwerk der ganzen Sache fürete. Sie sollen sehen, daß ich mich nach den strengsten Regeln der Billigkeit richten werde.

Darf ich nun diesen Regeln folgen, so wird die allernächste Frage, die ich aufzulösen habe, diese seyn: Verdienten es denn diese Schriften auch, daß man sich auf ihre Nachrichten sicher verliesse? Wenn es allein damit gethan wäre, daß man nur Nachrichten hätte, ohne sich darum bekümmern zu dürfen, ob sie glaubwürdig wären, oder nicht, so würde es in den meisten Fällen eine der allerleichtesten Arbeiten seyn, zu beweisen, was man wolte. Wir haben auf keine Art die allergeringste Ursach, der Götlichkeit und Warheit unseres allerbesten Glaubens einen Beifal zu erschleichen, sondern eben die grosse Strenge und Aufrichtigkeit, mit der wir zu Werke gehen wollen, sol unsern Beweisen einen vorzüglichen Wert verschaffen. Wir haben schon sehr viel gewonnen, wenn wir die Glaubwürdigkeit der Bücher unserer Bibel dargethan haben. Allein, Mamsel! hier müssen wir unterscheiden. Es ist ganz etwas anderes, die Glaubwürdigkeit der darin vorgetragenen Lehren darzuthun, als eben dieses von den darin vorkommenden Erzälungen zu erweisen. Ist es nicht unwidersprechlich richtig, daß die in den Büchern vorkommenden Lehren ungezweifelt wahr und götlich sind, wenn ihre Urheber götliche Gesandten gewesen sind. Wir müsten alle nur erträgliche Begriffe von einem Gesandten Gottes verleugnen, wenn es nur irgend möglich

seyn

seyn solte, gegen diesen Saz den geringsten Zweifel zu erregen. Um nun ausser allen Streit zu sezen, was immer bei dieser Art von Beweisen gefordert werden kan, so müssen zwei Stüke ausgemacht werden. Erstlich ob die angegebenen Personen würklich Boten der Gotheit gewesen sind, und ob die ausgesprochenen Lehren derselben sie würklich als ihre Urheber erkennen. Beides mus aus der Geschichte und den Nachrichten, die in diesen Büchern zugleich aufgezeichnet sind, erhärtet werden, und alles löset sich also in die Frage auf: sind die Bücher unserer Offenbarung, in so fern sie Geschichte und Nachrichten von ganzen Völkern und merkwürdigen Personen enthalten, ungezweifelte Urkunden, und verdienen sie den Glauben aller Vernünftigen? An der Auflösung dieser Frage ist uns nur alzu viel gelegen, als daß wir sie nicht mit der grössesten Genauigkeit anstellen solten. Lassen Sie uns daher die unwiedersprechlichsten Regeln ausmachen, nach welchen wir die Glaubwürdigkeit eines Buches, das Geschichte in sich fast, abmessen können, und wenn diese bestimt sind, so lassen Sie uns mit der grössesten Aufrichtigkeit darthun, daß die Bücher Altes und Neues Testamentes nach allen diesen Regeln den höchsten Glauben verdienen. Die Hauptregel bei Beurteilung eines Buches, das Geschichte einschliest, ob es glaubwürdig sei, oder nicht, ist wol ohne allen Zweifel diese: Daß die darin erzälten Begebenheiten nicht haben erdichtet seyn können, und daß sie mit voller Aufrichtigkeit aufgezeichnet worden. Bücher, denen man auf eine

ein-

einleuchtende Art Unwarheiten in der Geschichte zeigen kan, sind eines vollen Glaubens nicht wert. Nun weis ich keine andere Manier die Forderung dieser Regel gewis darzuthun, als durch folgende Punkte. Ist es nicht an dem, Mamsel! wir zweifeln auf keine Art, daß ein Buch ware Geschichte erzäle, wenn andere glaubwürdige Schriftsteller eben dieser Personen, und eben der Begebenheiten gedenken, oder sie wol gar auf einerlei Weise erzälen? Müssen nicht in geschehenen Dingen allein die Zeugnisse alle Warheit ausmachen, sonderlich wenn man mit ihnen vernünftige Betrachtungen verbinden kan? Werden also nicht unsere Bücher alle Glaubwürdigkeit haben, wenn weltliche Scribenten, und besonders solche, die ihnen an Alter am nächsten kommen, eben der Personen und Hauptgeschichte gedenken, die wir in unsern Büchern A. und N. Testaments finden? Sezen Sie noch dazu, daß man in beiden einerlei Zeit, in denen die erwänten Personen gelebt, und die Begebenheiten geschehen seyn sollen, angemerkt antreffe, und so weit ich die Regeln des rechtmässigen kenne, wird dieser Beweis der Gültigkeit seine gute Stärke haben müssen. Ich habe mit Fleis nur der Hauptpersonen, und Hauptgeschichte gedacht. Denn nicht alle Geschichtschreiber arbeiten zu einerlei Endzwek, und wo findet man die, die in verschiednen Zeitaltern und nach verschiedenen Absichten schreiben, und doch alle Begebenheiten auf einerlei Art, und nach gleicher Anzal und Ordnung beschreiben? Es kan uns zu unsern Beweisen volkommen genug seyn,

wenn

wenn wir nur die Hauptgeschichte bestätiget finden, und billige Beurteiler werden uns ihren Beifal gewis nicht versagen, wenn es ihnen gefallen solte, zu bedenken, daß die Bücher unserer Bibel vornemlich teils für ein Volk besonders geschrieben sind, teils zum vollen Unterrichte derer, welchen an den meisten Geschichten überaus viel gelegen war, dahingegen die andern weltlichen Schriftsteller, den Joseph ausgenommen, vieler Stüke nach ihren Absichten nur bei Gelegenheit gedenken konten. Lassen Sie uns daher, um desto strenger zu verfaren, zwischen Haupt- und Neben-Geschichten unterscheiden. Die Regeln der Glaubwürdigkeit der leztern wil ich nachher anzeigen; und izt verlange ich nichts mehr, als daß man einräume, unsere Bücher verdienten allerdings überhaupt einen vernünftigen Glauben, wenn weltliche Schriftsteller das Dagewesenseyn der Hauptpersonen, und ihr Alter, und die vornemsten Geschichte bestätigen. Allein noch nicht genug, unsere Bücher haben alle Beweisthümer auch der besondern Glaubwürdigkeit. Solten wol nicht Geschichtbücher, die selbst zu den Zeiten, da die erzälten Begebenheiten vorgegangen seyn sollen, oder doch noch zu solchen Zeiten aufgesezt sind, da man sichere Nachrichten von der Warheit der Geschichte haben konte; die ferner unter den Völkern selbst, dessen Begebenheiten sie erzälen, geschrieben, und diesen Völkern öffentlich bekant gemacht worden sind, und die endlich Begebenheiten berichten, welche öffentlich geschehen, und viele Personen angegangen sind; solten dergleichen Bücher,

sage ich, nicht den allergröſſesten Glauben verdienen, wenn noch überdis dargethan werden kan, daß sie von den Völkern, deren Geschichte sie ausfüren, von den ersten an, und in allen folgenden Zeiten als ware und glaubhafte Berichte angenommen worden? Wir dürfen uns nur selbst in die Zeiten versezen, und ein kleines Nachdenken wird uns zeigen, daß diese Bedingungen uns in der That für alle Unterschiebung solcher Erzälungen sichern. Diese Bedingungen erhalten noch mehrere Stärke, wenn man bedenkt, daß sie Begebenheiten einschlieſſen, daran dem Volke und bei nahe der ganzen Welt so viel gelegen gewesen, daß sie alle redliche Personen aufgemuntert haben würden, ihre Unwarheit zu zeigen, wenn es möglich gewesen wäre, und warum solte es nicht zu allen Zeiten redliche Leute gegeben haben? Jedoch nur noch ein einziger Zweifel könte uns beunruhigen, ob auch diese Bücher, wenn sie vor langen Jarhunderten geschrieben worden, unverfälscht zu uns gekommen sind? Ich gestehe es, die Auflösung dieser Frage ist ein wichtiges Stük zur Glaubhaftigkeit unserer heiligen Bücher, und es gehören dazu besondere Gründe, die uns aber bei unserm Beweise auf keine Art entstehen können. Ist dis noch nicht genug, eine so grosse Ueberzeugung von der Richtigkeit unserer heiligen Erzälungen zu würken, als wir mit Recht fordern können, so wil ich noch in Absicht der Nebenbegebenheiten, die aus andern Schriftstellern nicht erwiesen werden können, folgende algemeine Regeln hinzu thun, deren ich mich bei denienigen Geschichten gebrauchen

chen werde, die zu meinem Beweise dienen. Denn alle in unsern Schriften erzälte Begebenheiten zu rechtfertigen, wäre eine Bemühung, die viel zu weitläuftig und meistens unnüz seyn würde, zumal man keinen Grund entdeken kan, um welches willen die Feinde unserer verehrten Schriften diese Rechtfertigung fordern fönten; denn der Gehorsam gegen die Geseze der Billigkeit erheischet schlechterdings, sich mit der Richtigkeit derienigen Erzälungen zu beruhigen, die wir als Beweise unserer Hauptsache nötig haben, und den übrigen eben um der Warheit dieser willen eine gleiche Gewisheit einzuräumen. Meine Regeln bedürfen keiner weitern Erhärtung, und ich wil sie nur anzeigen. Ist eine Nebenbegebenheit in sich volkommen warscheinlich; dienet sie zur deutlichern Einsicht und zur Volständigkeit der Hauptbegebenheit; ist sie mit dieser auf das genaueste verbunden; oder könte diese entweder ohne der Nebengeschichte gar nicht wahr seyn, oder doch nicht begriffen werden; und sind noch dazu von den Nebengeschichten unleugbare Sachzeugnisse da, das ist, andere Vorfälle in der Welt übrig, die einzig und allein ihren Grund und Ursprung in einer solchen Begebenheit haben, so verlasse ich mich auf den Beifal aller vernünftigen Menschen, wenn ich behaupte, daß eine solche Geschichte den höchsten Grad der Warscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit habe. Nunmehro Mamsel! bin ich mit der Anzeige des ersten Teils meiner Hauptgründe fertig, auf die ich mich schlechterdings steiffen mus, wenn mein Beweis für die Warheit

und

und Götlichkeit unserer Religion seine volle Stärke haben sol. Ich werde also hier wiederum einen Abschnit machen, und Sie ersuchen, Ihrem Herrn Vetter diese Stüke vorzulegen, und seine Meinung darüber zu hören. Punkte genug, die erwiesen werden sollen, und wenn es geschehen ist, uns unmittelbar zur Beruhigung füren. Ich erwarte keine Antwort; denn ich befürchte bei einem aufrichtigen Geiste keine Einwendungen und Ausflüchte; und solten sich ia einige finden, so bitte ich sie so lange zu versparen, bis mein ganzer Beweis zu Ende gebracht ist, und ich würde sie alsdenn mit eben so grossen Vergnügen beleuchten, als ich mich izt unterschreibe

Deroselben

ergebenster Freund.

* *

Vier und vierzigster Brief.

Mamsel!

Eben schike ich mich an, die Glaubwürdigkeit der Bücher, welche wir mit den Juden zu gleich als götlich verehren, zu erweisen. Ich werde aber nur sehr kurz seyn, teils weil an diesen Büchern so vieler Zweifel nicht ist, noch seyn kan, in dem wir noch ein ganzes Volk vor Augen haben, welches von den undenklichsten Zeiten her diese Bücher auf behal-

behalten hat, und das uns ein weit stärkeres Zeugnis für die Warheit derselben ablegt, als wir nur immer von den Büchern der Griechen und Römer haben können, teils weil, wenn wir die volle Glaubwürdigkeit der Bücher N. Testaments erwiesen haben, auch eben die Warheit des alten Testaments daraus fliest. Zuerst wil ich Zeugnisse der allerältesten weltlichen Schriftsteller von den Hauptgeschichten der alten Bücher anfüren. Die meisten werde ich aus des Flavius Josephus Werken nehmen, der aus priesterlichem Geschlecht der Juden war, und zu den Zeiten der Käiser Vespasians und Titus als General Galiläa tapfer verteidigte auf Seiten der Juden, nachher aber von den Römern gefangen und nach Rom gefürt ward, wo er seine Bücher geschrieben, und sie, wie er selbst schreibt, dem Käiser und vielen andern vornemen Personen gezeigt, und auch einigen verkauft hat. Auf die Art waren seine Schriften bekant worden, und es hatte sich ein gewisser Gelehrter mit Namen Apio unterstanden, seine Erzälungen von dem Alterthum und den alten Geschichten der Juden zu verleumden, die doch Josephus, wie er sagt, nach Anleitung der heiligen Bücher geschrieben. Er bemühet sich die vornemsten Begebenheiten seiner Geschichte, und also auch der heiligen Bücher, deren Ansehen er gegen den Apion nicht gebrauchen konte, aus den allerältesten Geschichtschreibern, gegen deren Glaubwürdigkeit man nichts in der Welt einzuwenden pflege, zu rechtfertigen. Wo Josephus nichts gedenkt, wollen wir uns der rümlichen Arbeit anderer Schriftsteller in

Ansehung der alten Zeugnisse bedienen. Die allermerkwürdigste Geschichte, deren Moses gedenkt, ist die Sündflut. Denn von den vorhergehenden Begebenheiten ist es unmöglich, daß uns ein anderer Schriftsteller, der seine Erzälungen nicht aus Mose genommen, Nachricht geben könte, weil, wie wir nachher zeigen werden, alle weltliche Geschichtschreiber viel iünger als Moses sind, und wenn die Geschichte von der Sündflut wahr ist, man durch die Tradition nichts mehr, als dieses wissen können, daß schon vorher Menschen gelebt, deren besondere Schiksale, und Folgen endlich gar bald vergessen sind, weil sie ihnen nichts nuzen konten, wenn nicht besondere götliche Hülfe dazu gekommen, obgleich in der That noch allerhand Sachzeugnisse übrig sind, die sehr viele von diesen allerältesten Geschichten zu bestätigen scheinen, welche Moses erzälet, die aber auszufüren zu weitläuftig wären, und wohin man vornemlich die Gewonheit, nach sieben Tagen zu zälen, und den siebenden Tag zu feiern rechnen kan. Ueberdem ist es sehr warscheinlich zu behaupten, daß noch manche Tradition von ienen Zeiten unter den uralten Fabeln der Heiden enthalten sei, die aber bei keinem einzigen Volke des Erdbodens unverfälscht hat aufbewaret werden können, als unter den Juden allein. Josephus beruffet sich zum Beweise der Sündflut auf die Bücher der alten Völker, indem er sich gegen den Apion verteidiget; er spricht: „Dieser Berosus, (auf den und auf viele andere er „sich in den iüdischen Altertümern beruffen) der den „ältesten Geschichtbüchern hierin gefolget, hat bei-

„des

„des von der Sündflut, die geschehen ist, als auch von „dem Untergange der Menschen in derselben, eben „so wie Moses, geschrieben, wie auch von der Ar„chen, in welcher der Stammvater unsers Geschlechts „beym Leben erhalten worden, nachdem dieselbe auf „die höchsten Gipfel der Armenischen Berge gekom„men„ Ein anderer uralter Assyrischer Geschichtschreiber Abydenus redet umständlich davon, und ob er gleich diese Geschichte mit vielen Fabeln verunzieret, so geben uns aber doch diese den deutlichsten Beweis, daß die Tradition davon stets unter den Menschen gewesen seyn müsse. Von der Beschneidung gibt es hin und wieder Zeugnisse. Josephy füret eine Stelle aus dem Melo an, der eine ganze Zeit vor Christi Geburt gelebt haben mus, und nachdem er angemerkt, daß dieser Man des Abrahams und des Isaaks gedenke, so sezt er seine Worte also: „das Kind (Isaak) ward geboren (dem Abraham) in dem lezten Jare vor hunderten, welches sie bald am achten Tage beschneiden, und von der Zeit an haben die Jüden die Gewonheit nach so viel Tagen die Beschneidung zu verrichten„ Mehr ist uns an dem Moses und seinem Leben und Thaten gelegen, und davon wollen wir besonders reden. Ich will nur ein Paar Stellen anfüren, teils von dem Alter Mosis, teils von seinem Leben und Thaten. Ctesias ein Leibarzt eines Persischen Königes des Artaxerxes Mnemonis, der aber zugleich die Assyrische und Persische Historie beschrieben, bestimt das Alter Mosis und des Ausganges aus Egypten genau, dessen Worte ein alter Kirchenlehrer anfürt: „In dem zwei und dreissigsten

„Jare ist Moses, zu den Zeiten Amasis des Egy-
„ptiers, und Inachi, des Griechen, aus Egypten
„ausgezogen„ Inachus einer der allerältesten Kö-
nige in Griechenland, dessen Alter nach der billig-
sten Rechnung drei bis vier hundert Jar vor der
Zerstörung Troia gesezt werden mus, und diese wird
nach der Rechnung des Isaac Neutons neunhun-
dert und vier Jar vor Christi Geburt zu sezen seyn,
oder nach der gewönlichen Rechnung 1173 Jar vor
Christi Geburt, und also wird Moses bei; nahe
funfzehen hundert Jar, vor Christum gelebt haben,
welches auch mit den Rechnungen unser Bibel ziem-
lich wol übereinstimt. Von Mosis Leben und Tha-
ten hat ein alter Scribent Artapanus, der höchst-
warscheinlich über hundert Jar vor Christum gelebt
hat, ganz ausfürlich geschrieben, und auch aller der
vorhergehenden Plagen in Egypten gedacht. Kurz!
es mag nun zugegangen seyn, wie es wil, wir fin-
den in den allerältesten Geschichtbüchern der Heiden
einige Erwänung der Geschichte Mosis, und daß
sie mit verschiedenen fabelhaften Umständen verge-
selschaftet sind ist eben ein Beweis, daß sie von ei-
ner uralten Tradition herrüren müssen. Alle alte
Schriftsteller gedenken Mosis als des Gesezgebers
und Heerfürers der Juden. Nun gehört ja nicht
mehr Billigkeit dazu, den jüdischen Geschichten zu
glauben, als den griechischen und römischen in dem,
was sie uns von ihren Königen, Heerfürern, und
Fürsten erzälen. Und wenn man die Warheit be-
kennen sol, so haben die Juden noch weit mehr
Recht, weil sie einmal den allerältesten Geschicht-
schreiber haben, welches alle andere Völker gestehen,

die

die sie kennen, teils weil sie durch die Anordnungen in ihren Republiken von Glied zu Glied ihre Abstammungen darthun können, und ihr Volk bis diese Stunde auf dem Erdboden übrig ist. Keine einzige Nation aber wird sich dieser unleugbaren Vorzüge rümen dürfen. Aus diesen wenigen Stellen wird man also anmerken können, daß das Volk der Juden eines der allerältesten sei, und würklich die vornemsten Begebenheiten erfaren habe, die in ihren Büchern aufgezeichnet sind. Bedenken Sie noch dis, daß in den Erzälungen der iüdischen Bücher eine vernünftige Ordnung und nicht die geringste Spur der Fabeln enthalten sei; alle Dinge aber auf eine vernünftigen Geistern und der höchsten Gotheit volkommen anständige Art erklärt und verbunden sind. Dieses lezte Stük hat schon eine grosse Stärke über die Gemüter der Menschen gezeigt, daß ich nicht umhin kan, ein Zeugnis eines ältern Schriftstellers davon anzufüren. Tatianus, der in dem zweiten Jarhunderte nach Christi Geburt gelebt, und aus einem heidnischen Weltweisen ein Christ geworden war, bezeugt von sich selbst die Ursachen, die ihn bewogen ein Christ zu werden. Er spricht: „Ich „habe bei mir selbst nachgeforschet, wie, und auf „welche Weise ich die Warheit finden mögte. Nach „langem Nachforschen geriet ich endlich auf einige „Schriften der Barbaren (der Juden, die ebenfals „von den Griechen Barbarn oder Ausländer ge„nent wurden) die nicht nur in Vergleichung der „griechischen Lehrer älter, sondern auch in Anse„hung iener Irtümer vortreflicher waren. Ich „ward ungemein so wol durch die Einfalt der Re-

„den (oder das natürliche) als auch durch die Auf=
„richtigkeit der Verfasser eingenommen, indem die
„Erschaffung der Welt auf eine so begreifliche Art
„beschrieben, zukünftige Dinge vorhergesagt, her=
„liche Geseze vorgetragen, und alles nur einem ein=
„zigen Gotte zugeeignet wird.„ Ich wil nur noch von einigen andern Begebenheiten gedenken. Jo=sua als ein mächtiger Fürst der Juden ist den Hei=den allerdings bekant gewesen. Procopius, ein Grieche aus dem 6ten Jarhunderte, beschrieb den Krieg den Belisar, des Kaisers Justiniani Gene=ral, bei dem er Sekretair war, gegen die Mauren gefüret. Er komt endlich auf den Ursprung dieser Mauren. Er fängt von Mose, der mit den He=bräern aus Egypten gegangen, und sich Palästina genähert an, und versichert daß ihm Josua gefolgt sei. Alle Völker zwischen Sidon und Egypten wä=ren ehedem Phönicier genent worden, und da sie der Macht des Josua nicht widerstehen können, so hätten sie sich weiter bis in Afrika begeben, und in Numidien eine Festung gebauet, die zu seinen Zei=ten Tigisis geheissen. Bei dieser Stadt finde man zwo Seulen von weissen Steinen auf welchen mit Phönicischen Buchstaben die Worte stunden: Wir sind diejenigen, die geflohen sind vor dem Angesicht Josua, des Räubers, des Sohnes Nave. Jose=phus beruffet sich zum Beweise dessen, was er aus den heiligen Büchern vom Salomo und dem Tem=pelbau geschrieben, auf Bücher, welche öffentlich bey den Tyriern auf behalten würden, in denen man 143 Jar angebe, daß der Tempel zu Jerusa=lem eher gebauet worden, als Carthago, und zu

seinem Gewärsman fürt er den Dius an, der die Phönicische Geschichte sehr genau beschrieben. Zugleich bemerkt er, daß Hieram der phönicische König vom Libanon Holz zum Tempelbau gesandt, und sich mit dem Salomo in Auflösung der Rätsel geübet habe. Die Erzälung der Babylonischen Gefangenschaft rechtfertiget Josephus abermals mit dem Zeugnisse Berosi. Sicher ist es demnach, daß die Bücher der Juden eine gehörige Glaubwürdigkeit überhaupt verdienen. Das Hauptstück in den Büchern Mosis ist das dreifache Gesez, und daß dieses ihnen von Mose gegeben und von den andern Propheten erklärt und aufrecht erhalten sei, bezeiget die unwidersprechliche Geschichte und Tradition der Juden, noch zum Teil bis auf den heutigen Tag. Ueberdem ist bekant, daß die Stüke der Propheten, die sie geschrieben hatten, in Tafeln in dem Tempel aufgehänget werden müssen, zu iedermans Nachricht, und auch Beurteilung. Josephy macht überdem eine besondere Anmerkung, wenn er wieder den Apio die götlichen Bücher verteidiget. Er spricht: nicht iederman habe das Recht, die Dinge zu beschreiben, die unter ihnen vorgegangen wären, sondern nur allein die alten Propheten, denen von Rechts wegen, und auf öffentlicher Autorität, geglaubt werden müsse. Diese hätten nur 22 Bücher verfertiget, fünf wären von Mose; von dem Tode Mose bis auf Artaxerxen, den Perser König, der nach Xerxen regiert, wären von den alten Propheten dieienigen Geschichte, die zu ihren Zeiten sich zu getragen hätten, in dreizehn Büchern aufgezeichnet worden; und über dis wären

noch vier Bücher von Lobgesängen auch da; und ob man gleich eine grosse Menge von Schriften noch unter ihnen fände, so hätten sie doch nicht das Ansehen, als diese zwei und zwanzig. Noch niemand hat daran gezweifelt, ob diese Bücher auch unter den Juden selbst aufgesezt worden, und die Tradition, welche iederzeit unter diesem Volke gewesen, ist ein deutlicher Beweis. Die iüngsten Propheten aber sind eben so alt als die sieben Weisen Griechenlandes, welche doch fünf bis sechs hundert Jar vor Christum gelebt haben; woraus also zu ersehen ist, daß sie überaus nahe an die Zeiten selbst reichen, deren Begebenheiten sie erzälen. Es beweiset dis die alte Uebersezung der siebenzig Dolmetscher, welche zu den Zeiten Ptolemei Philadelphi gemacht worden, in welcher Uebersezung wir diese Bücher der Juden eben so finden, wie wir sie izt haben. Aus diesem allen läst sich aufs wenigste so viel schliessen, daß eben diese Bücher von ihrem ersten Ursprunge an bis izt unter dem Volke der Juden als wichtige, als untadelhafte angenommen worden sind. Wir, die wir uns Christen nennen, haben diese Bücher von den Juden empfangen, und es ist kein einziger Grund da, aus welchem die Mutmassung entstehen könte, daß sie verfälscht überreicht worden wären. Die Juden sezten ihre einzige Glükseeligkeit auf die Beobachtung ihres Gesezes, und auf die Erfüllungen der Verheissungen, die in diesen Büchern gegeben waren. Die Vorschriften derselben wurden auf das heiligste in dem Tempel verwaret, und eine iede Synagoge hatte ihre Copeien davon. Solten die Juden weniger vernünf-

tig

tig gewesen seyn, Sorgfalt für ihre Bücher zu tragen, als andere Völker, die die Urkunden ihrer Reiche, ihres Gottesdienstes, und ihrer bürgerlichen Geseze aufheben? Nach der Babilonischen Gefangenschaft wurde das ganze System in seine feste Ordnung gebracht, und alle Copeien nach den Vorschriften auf das genaueste durchgesehen. Nach der Zeit haben die iüdischen Lehrer eine beinahe abergläubische Sorgfalt dafür angewand, damit auch nicht ein Titelgen des Gesezes verloren gehen solte. Bis auf die Zeiten Christi war also die grösseste Gewisheit da, daß die Bücher der Juden nicht verfälscht waren, und nachher konte es nicht geschehen. Denn Christus und die Apostel, wenn sie gegen dis Volk redeten, berieffen sich stets auf diese Bücher, und da sich die Religion Christi auf die Bücher der Juden gründete, so wird nunmehro auch die Menge der Abschriften grösser geworden seyn. Man disputirte unaufhörlich gegen einander, und niemals haben weder die Christen den Juden, noch ienen diese Schuld gegeben, daß sie die Bücher verfälscht hätten. Die Christen überkamen Exemplarien genug, noch ehe die Juden irgend Grund haben konten, ihre Bücher zu verändern, und nachmals war es von beiden Seiten nicht möglich. Wenn nicht in diesem Falle die grösseste Gewisheit da gewesen wäre, so ist es eine unglaubliche Sache, daß niemals eine einzige Klage, oder nur ein Argwon geäussert worden sei. Mir scheint es also sehr unwiedersprechlich zu seyn, daß die Bücher des Alten Testamentes volkommen glaubwürdige Bücher sind. Man könte bei der Materie, die ich izt so kurz als möglich ausgefüret,

gefüret, ungemein viele Betrachtungen machen, die das, was ich zu erweisen gesucht habe, bestätigen. Doch eine einzige kan ich Ihnen nicht vorenthalten. Wir bemerken bis auf den heutigen Tag, daß das Volk der Juden sich von andern Völkern in Absicht des Gottesdienstes und anderer Sitten und Gebräuche sehr weit unterschieden habe. Diese Gebräuche sind nicht neu, sondern so weit nur immer die Geschichte reichet, sind sie unter demselben gewesen. Es wird vors erste daraus fliessen, daß sie sehr alt seyn müssen. Ueberdem bemerkt man an diesen Gebräuchen und Sazungen, daß sie ungemein beschwerlich sind, und dem ohnerachtet halten die Juden auf das allereifrigste und so gar mit Verlust ihres Lebens darauf. Ihr Gesez und ihr Gottesdienst ist ungemein vernünftig, und woher komt es, daß dieses Volk allein einen so vortrefflichen Gottesdienst, und so gar besondere Gebräuche, Sitten, und Einrichtungen der Republik hat? Es mus notwendig davon ein ganz besonderer Grund seyn, und woher sollen wir ihn erfaren? In weltlichen Geschichten findet man wenig oder nichts davon, und was man aufs Höchste anträfe, ist ziemlich einfältig, und verrät unwarscheinliche Traditionen. Es konte auch nicht anders seyn; denn die Geschichtbücher anderer Völker musten ihre Nachrichten von ihren eignen Begebenheiten meist aus alten Traditionen nehmen, und wie viel mehr wird das nicht in Ansehung der Juden gewesen seyn, von einem Volke, das ihnen nur um der ältesten Zeiten willen etwas anging. Wir werden also in diesem Falle dem natürlichsten Wege folgen, und

dis

dis Volk selbst um den Grund aller dieser Stücke befragen müssen. Denn nichts ist vernünftiger, als daß dis Volk selbst die beste Nachricht davon, und die stärksten Bewegungsgründe anzugeben wissen werde, die sie so lange Zeit in der strengsten Beobachtung dieser Geseze erhalten haben. Machen wir es nicht eben so, wenn wir von den Altertümern der Griechen, Römer, Sineser, und anderer Völker Nachricht und Grund haben wollen? Und gelten nicht die Nachrichten, die uns aus Urkunden dieser Völker selbst gegeben werden, weit mehr, als alle andere, die auswärtige Schriftsteller erteilen? Es ist hierin die allergröste Billigkeit. Wir müssen uns öfters in dergleichen Fällen nur mit einer alten Sage begnügen lassen, und wo weiter keine andere Urkunden da sind, hat auch diese ihre Gültigkeit. Allein fragen wir die Juden, so legen sie uns geschriebene Urkunden vor, die sie von den ältesten Zeiten her gehabt haben, und welche allein es sind, wonach sie ihren Gottesdienst, Republik, und andere Sachen einrichten. Diese Bücher nun, welche unter diesem Volke von so undenklichen Jaren an auf das heiligste sind gehalten worden, erklären uns den Ursprung aller dieser Dinge, des Volks selbst, und seine Schikfaale auf die begreiflichste, dem Lauf der Welt, und den Regeln der Vorsehung gemässeste Art. Keine einzige Geschichte in diesen Büchern hat Spuren der Fabelhaftigkeit an sich, und eben deswegen verdienen diese Erzälungen den höchsten Glauben; einmal darum, weil sie von ie her von einem ganzen Volke als heilig gehalten worden sind, und nächstdem weil man keinen Grund der

Unwarscheinlichkeit an ihnen entdeken kan, sondern sie vielmehr der Vernunft das volleste Gnügen leisten, weil diese in der That gezwungen wird, zu schliessen, daß wenn die erzälten Begebenheiten nicht auf eben die Art vorgegangen wären, man von keinem vernünftigen Volke glauben könte, so lästige Gebräuche als göttliche anzunehmen. Alles aber hängt in diesen Geschichten und Gebräuchen auf eine so glaubliche Art zusammen, daß eben diese Einsicht unser Gemüt durch ihren innern Wert geneigt genug macht, die Glaubwürdigkeit dieser Erzälungen zu erkennen.

Abermals ein Absaz, Namsel! der volkommen hinreichen wird, Ihren schönen Gespielinnen einige Vorlesungen darüber zu halten, und sie auf Betrachtungen zu füren, die sich endlich in eine Bewunderung der Vorsicht auflösen werden. Ich gestehe es, wenn ich die Schikssaale der Juden, und die besondere Einrichtung ihres Gottesdienstes und ihrer Republik betrachte, so werde ich allezeit zur grossen Bewunderung der Weisheit Gottes gebracht, und mit dieser verbindet sich das Gefühl der menschlichen Schwachheit, welches mich gar nicht zweifeln läst, daß ich allerdings mehr glauben, als grübeln müsse. Zunächst werde ich von einigen Gesandten Gottes nach Anleitung dieser glaubwürdigen Bücher reden. Izt aber nur die teureste Versicherung wiederholen, daß ich stets sei

Dero

ergebenster Freund.

Fünf und vierzigster Brief.

Mamsel!

Haben Sie meine vorhergehenden Briefe recht mit Anmerkungen bereichert? Und was sagt Ihr Herr Vetter dazu? Vermutlich wird er sich beschweren, daß der Beweis etwas zu kurz sei. Ich gestehe es selbst sehr gerne, aber es hat nicht anders seyn können. Vieleicht bedarf er auch keiner weitläuftigen Erläuterungen. Denn halten Sie sich nur strenge an die einmal gesezten Bedingungen, und prüfen Sie alles nach den Regeln der Billigkeit, so kan ich nimmer mehr glauben, daß wir verloren haben solten. Und eben nach diesen Regeln werde ich auf das genaueste verfaren, wenn ich izt einigen Beweis füren werde, daß die alten Propheten warhaftige Gesandten Gottes gewesen sind. Wir fordern hier nach unsern Grundsäzen schlechterdings Creditive, die ein göttlicher Gesandte aufzeigen mus. An Mose und den Propheten ist uns am meisten gelegen, und solten Sie zweifeln können, daß besonders Moses nicht alle Merkmaale gehabt, die er nur haben können? Wir finden Wunder und Weissagungen von ihm, und ich mag es überlegen, wie ich wil, so finde ich gar nichts, was mich hinderte, diese beiden Stüke als ächte und unwiederlegliche Beweise einer götlichen Sendung anzusehen. Hier werde ich also eine kleine Ausschweiffung machen,

chen, und Ihnen die Stärke des Beweises zeigen müssen, den Wunder und Weissagungen in diesem Falle geben können. Sie sollen Creditive seyn, daß eine gewisse Person den Menschen Lehren und Gesezе auf Befehl, mit Genehmhaltung Gottes, und durch götliche Eingebung verkündige. Dis ist der Begrif eines götlichen Gesandten, und sollen Wunder und Weissagungen Beweise dieser Sendung seyn, so mus dieser Saz volkommen gelten: Keine einzige andere Person, als dieienige, welche mit Gott in der genauesten Verbindung stehet, und durch welche Gott ganz besondere Endzweke ausfüren wil, kan Wunder thun und weissagen. Steht aber eine solche Person mit der höchsten Gotheit in der genauesten Gemeinschaft, so müssen wir auch schliessen, daß ihr Gott selbst das offenbaren und kund machen werde, was sie in seinem Namen verkündigen sol. Denn sezen Sie, daß eine Person vorher keine Wunder habe thun können, auf einmal aber anfange einige zu verrichten, daß aber diese Wunder durch die Mitwürkung Gottes, und offenbar zu einem gewissen Endzweke geschehen, so frägt sichs erstlich ob dieser Endzwek zugleich der Endzwek Gottes sei oder nicht? das lezte ist nimmer mehr zu behaupten, denn ich seze izt zum voraus, daß Wunder offenbare Beweise des Willens Gottes sind. Ist nun das erstere, so ist wieder die Frage, woher der Wunderthäter diesen Endzwek und die dazu gehörigen Mittel wissen könne. Zu sagen, daß er alles selbst erfunden, und ausgedacht, ist eine Meinung, die sich selbst wiederspricht. Denn wie

wil

weil ein Mensch die besondern Endzweke Gottes wissen, und sich vorher, ehe er anfängt sie ins Werk zu sezen, überzeugen können, daß er bei dieser Ausfürung und zu seiner Autorität Wunder thun werde. Allein ohne diese Ueberzeugung wird kein vernünftiger es wagen, Wunder thun zu wollen, ohne zu befürchten, auf die äusserste Art verachtet zu werden. Man mus also schlechterdings in diesem Falle zu geben, daß Gott dergleichen Person selbst erwekt, und gleichsam mit ihr ein Bündnis gemacht habe, zu den Menschen zu gehen, und ihnen das zu verkündigen, was er ihr offenbare, zu dessen Beweise aber die und die Wunder geschehen sollen. Weissagungen sind in sich ohne götliche Eingebung unmöglich. Weit gefehlt, daß ich Ihnen izt eine weitläuftige Abhandlung von Wunderwerken vorlegen, oder Ihnen den Streit erzälen wolte, den man über die Natur und Beschaffenheit eines Wunderwerks gefüret hat. Es kan zu nichts helfen. Wir wollen vielmehr den allernatürlichsten Begrif zum Grunde sezen.. Ein Wunder kan man sicher eine ungewönliche Begebenheit nennen, die gegen den Lauf der Natur geschicht. Ich seze also ein Wunder schlechterdings natürlichen Begebenheiten entgegen, und nach meiner Meinung fast es so wol die übernatürlichen, als wiedernatürlichen Erscheinungen unter sich. Es wird ungemein leicht seyn, sich in diesem Falle zu irren, wenn man nicht gehörig ausmacht, was der Lauf der Natur sei. Ich gestehe gerne, daß die gewönlichen Begriffe von dem Laufe der Natur sehr weitschweiffig sind, und um desto

mehr ist es nötig, eine richtige Bestimmung desselben voranzuschiken. Ich glaube, daß man leicht mit mir einig seyn wird, es geschehe eine Erscheinung nach dem Lauffe der Natur, wenn sie teils weder den nach Beschaffenheit und Grösse bestimten Kräften der Dinge, die allenfals dazu mitwürken gekont hätten, noch teils den einmal festgesezten Regeln, wo noch die Kräfte der Dinge beständig zu würken pflegen, wiederspricht. Hat eine Begebenheit nicht diese beiden Merkmaale zugleich an sich, so werde ich sie ohne alles Bedenken ein Wunder nennen. Ich stelle mir hiebei drei besondere Hauptfälle vor, in welchen ich mich entschlieſſen sol, eine ungewönliche Erscheinung als ein Wunder anzunehmen. Es kan Begebenheiten geben, die schlechterdings eine unendliche Kraft zum vorausſezen, und diese sind Wunder von der ersten Grösse. Es lassen sich aber auch Erscheinungen gedenken, bei denen es zweifelhaft ist wegen unserer schwachen Einsicht in die Natur der Dinge, ob sie nicht auch durch erschaffene Kräfte, und durch eine künstliche Veranstaltung natürlicher Mittel in sich betrachtet hätten hervorgebracht werden können. Und endlich können Würkungen seyn, die freilich absolut erwogen durch erschaffene Kräfte und natürliche Verbindung gewisser Mittel möglich sind. Diese nenne ich Wunder von der andern Grösse, wenn sie dem ohnerachtet nicht nach dem Lauffe der Natur geschehen sind. Bei diesen lezten Fällen sind freilich einige Schwierigkeiten, die aber dennoch nicht so gros sind, daß sie nicht solten gehoben werden dürfen.

Ich

Ich erinnere mich hier wieder an eine oben geforderte Bedingung, durch welche ich unnüze und weit hergeholte Einwendungen ausgeschlossen habe. Eben so würde es seyn, wenn man einer blossen Möglichkeit in den Fällen eine Kraft zueignen wolte, wo es allein auf Würklichkeiten ankomt. Dis ist gerade die Hauptsache bei den Wunderwerken. Das sind würkliche Begebenheiten, und aller Verstand der Menschen urteilt, daß viele Dinge auf ganz andere Arten und durch ganz andere Ursachen möglich seyn können, als sie in der That würklich werden. Die tägliche Erfarung lehret uns, daß würkliche Dinge allezeit durch unzälliche Umstände und Verhältnisse bestimt sind, die alle insgesamt einen Einflus auf ihre Würklichkeit und Beschaffenheit haben, und diese Anmerkung zwingt uns, ein Wunder nicht nach seiner blossen Möglichkeit, sondern nach allen seinen Bestimmungen, Umständen, und Verhältnissen zu beurteilen. Thun wir das nach unserer möglichsten Erkentnis in den wichtigsten Fällen, und wir irren doch, so bin ich sehr unbesorgt, daß es mir von der Weisheit zur Straffe zugerechnet werde; wenn ausserdem noch diese Bemühung die einzige Art ist, wie man zur Erkentnis kommen kan. Folgte es also nicht offenbar, daß man aus den Verbindungen der übrigen Dinge, und aus den Verhältnissen eines Wunders, die zugleich nach Beschaffenheit der Sachen in Erwägung gezogen werden müssen, die Kenzeichen eines ungezweifelten Wunders aufzusuchen verbunden sei? Ich wil nur ein Paar solcher Bedingungen an-

zeigen, und solten wir in dem folgenden noch andere gebrauchen, so werde ich sie eben so leicht, als izt, beweisen können. Gesezt also, es geschähe eine Begebenheit in einem gewissen Teile der Natur, das ist, am Himmel oder auf der Erden, oder an andern Dingen, wovon wir Erfarungen haben könten, und die Verknüpfung oder der Mechanismus dieser Teile der Natur habe gerade zu der Zeit und den Umständen, wo das Wunder geschehen, nach den ordentlichen Regeln eine entgegengesezte Würkung und Erscheinung hervorbringen müssen, so zweifele ich nicht, daß diese Begebenheit ein Wunder seyn werde, wenn sie auch schon entweder aus natürlichen Kräften für sich möglich seyn solte, oder es doch zweifelhaft wäre, ob sie es nicht eben so wol seyn könte. Denn sie geschähe offenbar alsdenn gegen die Kräfte und Regeln der natürlichen Dinge, die doch notwendig hätten würken müssen. Sezen Sie ferner, daß teils aller Beweis zum Daseyn natürlich würkender Ursachen aus den bekanten Umständen und Verhältnissen fehle, teils daß eine Veranstaltung natürlicher Mittel, und eine künstliche Verknüpfung natürlicher, aber unbekanter Kräfte dem Charakter der Personen, den Umständen der Zeit und Oerter, der Gelehrsamkeit, den Endzweken des Wunderthäters, den Regeln der Vorsehung, und der Art und Weise, wie die Erscheinung hervorgebracht werden, offenbar wiederspreche, so nehme ich diese Erscheinung mit voller Ueberzeugung als ein Wunder an. Bei mir gilt die Regel: wenn eine Begebenheit zu einer Zeit und unter Umständen, und Verhält-

hältnissen geschehen ist, die schlechterdings verhindern, daß sie aus natürlichen Kräften, oder doch ihren Regeln gemäs, und mit Bewilligung der Vorsehung habe gewürket werden können, so halte ich sie für ein Wunder. Thue ich Unrecht, so hat es die Vorsehung selbst zu verantworten; denn durch die Zulassung eines solchen Wunders stürzt sie mich selbst in einen unvermeidlichen Irtum, und kan sie diesen billigen, so befinde ich mich bei dem Irtume eben so wol als bei der besten Warheit, und bin meiner Glükseeligkeit wegen unbekümmert. Denn diese Art der Beurteilung ist wenigstens bis izt die einzige, die wir nach unserer Erkentnis anwenden können. Die besondern Fälle müssen uns in dieser Sache ein grösseres Licht verschaffen. Werfen Sie nicht ein, daß diese Beurteilung nur nach der Beschaffenheit unserer Zeiten, in denen eine grosse Kentnis der Natur herschet, ihre Stärke haben könne, daß es aber Zeiten gegeben, in welchen sich eine ungemein grosse Unwissenheit der natürlichen Kräfte und Ursachen fand. Sie werden nichts gewinnen. Denn, wenn die damals geschehenen Wunderwerke auch zu unsern Zeiten Stich halten, so werden sie eben in den unwissenden Zeiten noch viel stärkere Beweisgründe gewesen seyn, wo man nicht so viel Gründe zu zweifeln hatte. Es wird also um so viel leichter gewesen seyn, die Menschen in Irtum zu stürzen, und da uns die Vernunft befielet, nicht mehr von Menschen zu fordern, als in ihren Kräften stehet, so werden wir eben daher einen Beweis für die Wunder der damaligen Zeiten nehmen können.

nen. Denn ist es eine ausgemachte Sache, daß die höchste Güte und Weisheit nimmer mehr wollen kan, daß die Menschen in unvermeidlichen Irtum versenkt werden, so wird sie auch nimmer mehr haben zulassen können, daß von andern betrüglichen Wesen Erscheinungen hervorgebracht würden, die man in den Zeiten überal für Wunder halten muste. Sie hätte sonst ia selbst der Lügen Vorschub gethan, oder man müste denn behaupten wollen, daß Gott sich um ältere Zeiten weniger bekümmert hätte, als um unsere. Vielmehr glaube ich, daß wenn die Vorsicht von allen Verdacht frei seyn sol, daß es zwar angehe, daß sie nach Beschaffenheit der Zeiten kleinere Wunder habe erwälen können, die doch aber nach allen Umständen, und zu allen Zeiten Wunder bleiben müssen, und daß sie nach Beschaffenheit und der Wichtigkeit des Endzweks auch solche nicht gespart haben müsse, die wir Wunder von der ersten Grösse nennen. Ich versichere Sie, daß bei genauerer Erwägung der Sachen in diesem Falle die Weisheit Gottes ungemein zu bewundern seyn werde. Allein noch ein Einwurf. Wir müssen nach unserer Religion Geister glauben, die ungleich mächtiger sind, als die Menschen, und die also in der That auch wol erstaunliche Würkungen in Ansehung der Menschen verursachen, und sie auf die Art betrügen könten. Es bedürfte es nur, daß ein Mensch einen gewissen Vertrag mit so einem Geiste gemacht hätte, und er würde ganz gewis in den finstern Zeiten für einen Wunderthäter angesehen worden seyn. Es ist wahr, unsere Religion verbindet uns, Gei-

ster zu glauben, und ihnen allerhand grosse Wirkungen zu zuschreiben, allein sie verbindet uns auf keine Weise, ihnen das Vermögen gegen die Geseze der Natur zu handeln, beizulegen. Wir finden in den Geschichtbüchern unserer Religion kein einziges Exempel, das wir glauben müsten, und das den Regeln der Natur zu wieder sei. Beruffen sich die Deisten auf die Kräfte der Geister, so können sie doch nichts mehr als eine absolute Möglichkeit, und ein unbewiesenes und wilkürliches Vieleicht angeben. Beides aber wird kein Vernünftiger gelten lassen. Wir urteilen schlechterdings nach obigen Regeln, und man müste uns Spuren zeigen, welche es warscheinlicher machten, daß eine Begebenheit vielmehr durch einen Geist, der betrügen wollen, als durch die Almacht Gottes geschehen sei. Wenn man ein Bündnis eines Geistes mit einem Menschen angiebt, so zweifele ich so lange an der Warscheinlichkeit, ia gar wol Möglichkeit desselben, als bis man nicht unwiesprechliche Beispiele eines solchen Bündnisses, und Spuren desselben aus den Umständen des gegebenen Falles angezeigt hat, daß dieienige Person, die wir für einen Wunderthäter halten, nur durch Hülfe eines betrüglichen Geistes gehandelt habe. Durch ein blosses: es könte wol seyn, lasse ich mich nicht befriedigen, und ich verlange eben die Aufrichtigkeit und Strenge in den Beweisen des Gegensazes, als wir in unserer Verteidigung anwenden. Es liesse sich noch vieles bei dieser Gelegenheit sagen, wenn ich weitläuftig seyn wolte. Und wenn dergleichen Dinge von einem Geiste, der weder betrügen wollen,

noch können, haben ausgerichtet werden sollen, so liegt mir nichts daran, wenn es nur angeht, daß man von diesen Würkungen auf den Befehl, die Genehmhaltung, und die Veranstaltung der höchsten Gotheit schliessen darf, und dis werde ich zu beweisen suchen.

Ich habe die Wunder eingeteilt in grosse und kleine, und darnach richtet sich mein Beweis. Sind grosse Wunder vorhanden, so würkt die Almacht unmittelbar. Allein diese unendliche Eigenschaft Gottes ist mit der unendlichen Güte und Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit auf das genaueste verbunden, und keine würket ohne die andere. Die Güte mus also in diesem Falle die allerbesten und wolthätigsten Endzweke vorschreiben, die Weisheit mus urteilen, daß auf keine andere Art diese Endzweke eben so gut erreicht werden können, und Heiligkeit und Gerechtigkeit darf nichts zulassen, was zum Bösen verfüren, und der Vorsicht zur Last, und dem menschlichen Geschlechte zur Unglükseeligkeit angerechnet werden könte. Geschehen also zum Behuf eines Menschen, und um seines Verkündigens willen gewisser Lehren grosse Wunder, so kan kein Zweifel übrig bleiben, daß der Endzwek des Wunders mit allen Eigenschaften der höchsten Gotheit auf das genaueste übereinstimmen werde, und daß also iene Wunder nicht geschehen könten, ohne daß Gott selbst diese Person, der zu Gefallen die Wunder verrichtet werden, zu einem auserkiesten Werkzeuge, seine eignen Endzweke auszufüren, gebrauchen wolle. Allein in diesem Falle folgt die genaueste Gemeinschaft

von

von selbst. Sind es Wunder von der andern Grösse, so müssen sie doch zu der Zeit, da sie geschehen, gegen den Lauf der Natur seyn, und so wol die bekanten Kräfte der damals würklichen Ursachen übersteigen, und ihren gewönlichen Gesezen wiedersprechen. Sie werden einer höhern Kraft als der menschlichen, und der bekanten Kräfte der körperlichen Dinge zugeschrieben werden müssen. Nur noch die unbekanten Kräfte der Geister bleiben übrig, und die Almacht. Ist es nach allen Umständen und Endzweken, und Verhältnissen unwarscheinlich, daß auch Geister dieses Wunder hätten verrichten können, so ist der Schlus auf die Genehmhaltung der Gotheit unstreitig. Gesezt aber, daß man diese Unwarscheinlichkeit nicht beweisen könte, so frägt sichs, ob die Begebenheit, die ein Wunder ist, durch einen guten oder bösen Geist zu Stande gebracht worden sei. Läst sich aus den Endzweken dieser Begebenheit, und aus andern Gründen schliessen, daß es kein böser Geist gethan habe, (wie ich denn überhaupt sehr zweifele, ob ein böser Geist irgend die Erlaubnis von Gott erhalten könne, etwas gegen die Regeln der Natur in Verhältnis ieder Zeiten zu thun, um dadurch andere Geschöpfe zur Unglükseeligkeit und zum Bösen zu verfüren, ohne daß es ihnen oder der Nachwelt leicht sei, von der waren Beschaffenheit dieser Dinge zu urteilen) so geht es dennoch volkommen an, von der Würkung eines guten und sehr mächtigen Geistes auf den Befehl und die höchste Genehmhaltung der Gotheit zu schliessen. Denn eben die Bücher,

die uns lehren, daß es höhere Geister gäbe, beschreiben uns auch ihren Charakter. Sie sind Diener Gottes, die er zu besondern Endzweken gebrauchen kan, und die nichts anders, als die Befehle Gottes auszurichten trachten; die die Menschen lieben, und die also in dem Falle, da sie Wunder thäten, es ganz gewis auf ausserordentlichen Befehl der Gotheit und auf derselben ganz besondere Erlaubnis verrichten müssen. Auch hier demnach ist die Mitwürkung Gottes offenbar und ungezweifelt.

Weissagungen, Mamsel! beweisen freilich eher nicht die götliche Sendung einer Person, als bis sie volkommen erfült sind. Denn es sind Vorhersagungen zufälliger Begebenheiten, die erst nach langen Jaren geschehen sollen, und wozu man in den gegenwärtigen Zeiten noch keine Warscheinlichkeit findet. Allein gesezt, daß entweder der Gesandte Gottes seine Weissagungen mit Wundern bestätige, daß man also seiner Gemeinschaft mit Gott volkommen gewis seyn kan, oder daß eben diese Person schon vorher geweissaget habe, das bereits eingetroffen ist, so beweisen auch Weissagungen zu der Zeit, da sie gegeben werden, die götliche Sendung. Denn hat eine Person einmal durch die Mitwürkung Gottes geweissaget, so würde es der Weisheit Gottes sehr unanständig seyn, sie ohne Gewisheit weissagen zu lassen, indem die Nichterfüllung der leztern eine starke Mutmassung zum Betruge bei der erstern geben würde. Und so hübe Gott die erste Ueberzeugung selbst wieder auf, und

wie-

wiederspräche sich. In denienigen Zeiten aber, da die Weissagung würklich erfüllt worden, ist sie das allerstärkste Merkmaal einer götlichen Sendung der Person, von welcher sie geschehen. Auch nur auf wenige Jare höchst zufällige Schiksaale zum voraus auf das genaueste zu prophezeihen, sezt ganz gewis eine grössere und deutlichere Einsicht in den Zusammenhang der Welt zum voraus, als man endlichen Geistern zu zuschreiben nur irgend Grund hat. Es scheinet mir also die offenbareste Absicht Gottes gewesen zu seyn, seine Gesandten darum weissagen zu lassen, um ihr Ansehen auch bei der spätesten Nachwelt auf das sicherste zu gründen.

Sind nun Wunder und Weissagungen die ungezweifeltsten Creditive eines götlichen Gesandten, so sind gewis alle Propheten vom Mose an bis auf den lezten, den Malachias, die unter den Juden gewesen, warhaftig götliche Boten, und eben ihre Bücher sind warhaftige Offenbarungen Gottes. Moses hat eine ungemein grosse Menge von Wundern verrichtet, die ich alle erzälen und rechtfertigen könte, wenn ich nicht den allerkürzesten Weg nehmen müste. Was die drei nachgeäften Thaten des Mosis vor Pharao in Egypten betrift, so läst sich dabei viel erinnern, und ich glaube, wenn man die Sache so sezt, wie sie nach der genauesten Untersuchung der Umstände bestimt werden mus, so hat es freilich wol angehen können, daß sie durch betrügerische Veranstaltungen, worinnen ihnen der Hof selbst Vorschub that, einigen Schein davon nachamen können, daß bei dem allen aber die Thaten

Mosis eine gar zu weit vorzügliche Grösse vor ienen haben, als daß sie durch Betrug geschehen wären. Die lezten von den Wundern Mosis erstrekten sich über ganz Egypten, und die Finsternis besonders ist mir ein Wunder von der ersten Grösse, bei dem es gar nicht einmal zweifelhaft seyn kan, daß es von einem andern, als dem höchsten Herrn der Natur habe gewürkt werden können. Moses fürte ein Heer von sechs mal hundert tausend Mann, ohne Weiber und Kinder zurechnen, durch das rote Meer, und ohnerachtet diese Begebenheit von einigen aus natürlichen Kräften erklärt werden zu können scheint, so gehöret doch diese Erklärung unter die Einfälle der Deisten, die nichts mehr als blosse Einfälle sind. Man nimt eine Ebbe und Flut an, und ob es gleich einigen Schein hat, daß diese Ebbe und Flut sich in dem Meere findet, so wiederspricht doch diese Hypothese allen Umständen der Geschichte. Niemals steht bei einer Ebbe und Flut das Wasser zu beiden Seiten wie Berge; niemals fliest das Wasser bei diesem Schauspiele der Natur bis ganz auf den Sand ab; und niemals dauret die stärkste Ebbe länger als eine viertel Stunde, und nach sechs Stunden gehet schon alles wieder in vollen Ufern. Solte es möglich seyn, daß ein so grosses Heer innerhalb einer Stunde habe durchgehen können, ohne beinahe über den ganzen Leib mit Wasser bedekt zu seyn, und solte Pharao, der doch viel später kam, sich bei hohem Wasser ins Meer gewagt, und nicht ein einziger unter der ganzen Armee des Pharao die Ebbe und Flut dieses Meeres gewust haben, ausser

allein

allein Moses? Gott selbst aber that ein Wunder bei dem Berge Sinai, wo er Mosen als seinen Gesandten auf das feierlichste unterschied und auktorisirte. Läst sichs wol gedenken, daß diese Erscheinung Gottes von Geistern oder Menschen hätte veranstaltet werden können? Und solte ein böser Geist ein Gesez feierlichst publiciren, das die höchste Tugend befiehlet, und das seinem Charakter gerade entgegen ist? Doch genug hievon. Weissagungen sind der andere Beweis, und daran fehlt es in den Büchern Mosis auch nicht. Er weissagete von dem zukünftigen Messias, von einem Propheten, der darin eine Aenlichkeit mit ihm haben solte, daß er die Menschen von einer Dienstbarkeit befreiete. So sind diese Worte allezeit in der iüdischen Kirche verstanden worden, und wir dürfen an der Richtigkeit dieses Verstandes nicht zweifeln, da Propheten und Gesandten Gottes unter ihnen waren, von deren Einsicht man nichts als Warheit erwarten darf. Ausser dieser Prophezeihung aber bestimt er dem Volke, das er eben aus der Trübsal ausgefüret hatte, seine ungemein weit künftigen Schiksaale, was sie machen würden, wenn sie ins Land Canaan kämen; und so gar die babylonische Gefangenschaft, und die Zerstreuung unter alle Völker des Erdbodens. Nimmer mehr wird man doch zweifeln dürfen, daß diese Weissagungen auf das genaueste erfüllet wären; denn die klärste Geschichte beweiset es. Solte also wol Moses nicht ein warhaftiger Gesandte Gottes gewesen seyn? Es ist wahr, daß nicht alle Propheten Wunder gethan haben, aber alle haben

doch

doch geweissaget. Und Malachias, der lezte unter den Propheten, hat von Johannes und der Ankunft des Messias, die vor dem schreklichen Tage, wodurch ich die Zerstörung Jerusalems verstehe, hergehen solten, geweissaget. Die übrigen haben teils weit zukünftige Begebenheiten der Juden, teils auswärtiger Völker vorher auf das genaueste bestimt, und man darf nur die heiligen Bücher selbst aufschlagen, um ungemein viele Beispiele zu finden, und die vornemsten Weissagungen beziehen sich auf den künftigen Messias, dessen Geburt, Ort, Zeit, Geschlecht, und Stam und Schiksaale so zu reden handgreiflich vorher gesagt worden. Uns geben also diese Weissagungen die stärkste Ueberzeugung von der Götlichkeit ihrer Bücher. Und daß ihnen diese Bücher selbst zu kommen, oder die Weissagungen von ihnen selbst geschehen sind, darin müssen wir der beständigen Tradition und Zeugnisse der alten Juden glauben. Es komt überdem auf weiter nichts als Namen an. Denn diese Bücher müssen doch ihren Urheber gehabt haben, und der Autor mag geheissen haben, wie er wil. Warum aber solten wir dem Volke, unter dem diese Bücher geschrieben sind, nicht glauben, das uns versichert, daß diese Bücher würklich von denen geschrieben wären, deren Namen sie füren. Wenigstens haben sie eben die Ueberschrift schon in der Uebersezung der siebenzig Dolmetscher, zu deren Zeiten es noch gar wol möglich war, auszumachen, wem ein Buch zukomme. Und auf welche Art wissen wir, daß dem Homer, oder andern alten Schriftstellern ihre Bücher

cher zu kommen? Ist es nicht eine unveränderte und niemals wiedersprochene Tradition von den Zeiten an, da diese Bücher zu erst bekant geworden? Warum gilt diese weniger bei den Juden? Wir zweifeln nicht, daß dem Kaiser Fohi, dem Chinesischen Regenten, der doch vor unbeschreiblich langen Jaren gelebt haben mus, sein Buch zu gehöre, blos weil es unter den Chinesern allezeit dafür angenommen worden, und heilig aufbewaret worden ist. Mehr Billigkeit verlangen wir bei den Büchern der Juden auch nicht. Man hat also diese Bücher der Propheten von Mose an, bis auf den Malachias als göttliche anzunemen, weil sie von göttlichen Gesandten geschrieben sind. Jedoch ein paar Einwürfe mus ich beantworten, die ich bei dieser Gelegenheit befürchte. Haben einige Propheten, werden Sie sprechen, keine Wunder gethan, wie ist es denn in den damaligen Zeiten möglich gewesen, von ihrer göttlichen Sendung zu urteilen? Ich werde durch eine Frage antworten. Geben Sie zu, daß, nach meinem vorigen Beweise, diese Propheten würklich göttliche Gesandten gewesen sind? Und das werden Sie doch meines Erachtens nicht leugnen können. Folglich haben sich die damaligen Juden nicht geirret, da sie sie als dergleichen Personen annamen. Nun ist es eine ausgemachte Sache, daß sie Bewegungsgründe dazu gehabt haben müssen. Allein es hat der Weisheit Gottes nicht gefallen, sie uns aufzeichnen zu lassen; und es kan daher gar wol seyn, daß diese Propheten würklich Wunder gethan haben, die man uns nicht beschrieben

ben hat, oder daß andere unleugbare Kenzeichen, deren es in der That noch weit mehrere geben kan, als Wunder, vorhanden gewesen sind, davon uns keine Nachricht übrig geblieben ist. Ich schliesse dis um so viel gewisser, weil nach den Einrichtungen Mosis, und der götlichen Geseze und Absichten die Republik der Juden eine Theokratie, das ist, eine Regimentsform war, worin Gott selbst die Oberherschaft hatte. Hier konte es nicht anders seyn, als daß öfters götliche Gesandten geschikt wurden, und das Volk hatte die grösseste Ursach von Zeit zu Zeit dergleichen zu erwarten. Aber wie leicht wäre es möglich gewesen, daß Betrüger hätten aufstehen, und das Volk verfüren können. Um desto nötiger also war es, den götlichen Unterthanen gewisse Merkzeichen zu geben, an denen ware Gesandten der Gotheit erkant werden konten, die aber, weil sie dem Volke gar zu bekant waren, nicht schriftlich aufgezeichnet sind. Vielleicht liessen sich aus der genauesten Beurteilung der Geschichte und Zeitrechnung eines oder das andere Kenzeichen ausmachen, und mich hat sonderlich Josephus auf die Gedanken gebracht, da er behauptet, daß man anderen Büchern nicht ein götliches Ansehen zu gestehe, weil man die Succession der Propheten nicht volkommen gewis hätte. Solte hierin vieleicht nach genauer Untersuchung nicht ein oder das andere Kenzeichen liegen? Sie werden ferner einwenden können, es gäbe einige Bücher in der Samlung der iüdischen Offenbarung, die von ungewissen Urhebern aufgesezt worden wären, und keine Weissagungen enthielten. Billig fragen sie daher, warum man sie als götliche

Schrif-

Schriften annäme. Ich kan sie mit nichts anderem als der Billigkeit befriedigen. Die iüdische Kirche hat sich in den allermeisten Büchern nach unsern Grundsäzen nicht geirret, und eben diese Kirche hat doch auch die wenigen zweifelhaften Bücher als göttliche erkant. Wir werden ihr trauen müssen. Und dis thun wir um so viel sicherer, weil diese zweifelhaften Bücher schon eher in der iüdischen Kirche waren, als der lezte Prophet aufstund. Solte es auch wol nicht der Propheten Amt gewesen seyn, die Gemeine zu unterrichten, welches warhaftig götliche Bücher wären oder nicht? Und da es ungewiß ist, von welchen Personen diese Bücher aufgesezt sind, ihr Alter aber ungemein gros ist, so haben wir vermöge der kurz vorhergehenden Anmerkung, und dem Zeugnisse des Josephs, das ich oben angeführet, die hinreichendste Ursach viel eher zu schliessen, daß diese Bücher von gewis erkanten Propheten aufgesezt sind, als das Gegenteil zu glauben.

Ich für mein Teil zweifele also nicht, daß die Samlung der iüdischen geoffenbarten Bücher würklich nicht götliche sind. Und dürfen wir dieses wie ich hoffe mit Bestand der Warheit zum voraus sezen, so wird sich die Götlichkeit der Religion Jesu ganz leicht beweisen lassen. Vieleicht bin ich bei diesem Beweise etwas weitläuftiger als izt. Es ist wenigstens die Hauptsache. Unterstüzen Sie mich mit Ihrem geneigten Beifalle, und ich werde mich mit doppelten Fleisse bemühen, mich allezeit zu bezeigen, als

Dero

ergebensten Freund.

Geneigter Leser!

Wegen auswärts geschehenem Druke sind einige Fehler eingeschlichen, deren vornehmste man hier hat anzeigen und den geneigten Leser ergebenst ersuchen wollen, sie gehörigen Orts zu verbessern. Kleinere wird man gütigst zu übersehen geneigt seyn.

Seite	Linie	stat	lies
62	26	edler	ekler
69	25	ihr	ihn
79	19	Bewegungskräfte	Begerungskräfte.
97	27	aus	auf
125	24	werden	wer kan
169	2	als	alles
183	9	uns	mus
-	10	seye	seyn
184	25	mus stat des Punktums ein Comma seyn, und die folgenden drei Wörter müssen zu dem vorhergehenden gelesen, hinter diese aber erst das Punktum gesezt werden.	
189	29	uns	uns uns
203	10	aufmerksam	unaufmerksam.
218	2	eine Briefe	einige Briefe
219	32	vor einer	vol reiner
221	25	nur	mir
265	12	der	den
294	26	aus	auf
298	7	erraten	verraten
314	2	einem	ienem

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scholz, Johann Friedrich,

Die Vernünftige Sittenlehre in Briefen an ein Frauenzimmer

Bd.: [1]

Halle [e.a.] 1756

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.362#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760438-6
VD18 80308961-001